

Mannheimer Geschichts- Blätter



XXXV

herausgegeben vom

1934

Mannheimer Altertumsverein

Inhalt

(Die Ziffer bedeutet die Spalte, auf welcher der Artikel beginnt)

1. Mitteilungen aus dem Altertumsverein

Ausgrabungen	4	Berichte über Vorträge:	
Erwerbungen	112	22. 1. Dr. Fritz König: Die germanischen Heiligtümer der Osnningmark	51
Geschenke	112, 159	21. 2. Dr. Hans Zeiß: Das Altlußheimer Fürstengrab und das germanische Kunsthandwerk der Völkerwanderungszeit	52
Geschichtsblätter	111	22. 4. Professor Dr. Franz Schnabel: Die Stellung der rheinischen Pfalz in der deutschen Geschichte	61—101
Gleichschaltung des Vereins	3	4. 6. Prof. Dr. Hermann Gropengießer: Die Ausgrabungen an der Reichsautobahn	4, 58
Jahresbericht 1933	101	22. 10. Univ.-Prof. Dr. Gustav Neckel: Staat und Gesellschaft bei den heidnischen Germanen	195
Judenschrift 1741	158	5. 11. Univ.-Prof. Dr. Hans Steinbach: Die Saar im westdeutschen Grenzkampf	196
Mitglieder:		Berichte über Führungen und Ausflüge:	
Ehrenmitglieder:		25. 3. Ausflug nach dem Brunholdistuhl bei Dürkheim	54
Andreas, Dr. Willy	57	Besichtigung der Ausgrabungen bei Hermsheim	55
Ristner, Adolf	157	13. 5. Siedlungsgeschichtliche Wanderung Oggersheim-Oppau	105
Schnabel, Dr. Franz	157	26. 5. Führung Alt-Mannheimer Häuser: v. Dalberg, Riauxcour-Waldkirch, Castell, Düringer	105
Korrespondierende:		17. 6. Ausflug nach Mainz	153
Baier, Dr. Hermann	57	7. 10. Ausflug Madenburg—Trifels—Annweiler	193
Brauch, Ernst	58	14. 10. Ausflug nach Dossenheim	194
Gember, Franz	58	27. 10. Führung Alt-Mannheimer Häuser: Palais Breitenheim	195
Seel, Konrad	58		
Neueingetretene	4, 58, 112, 159		
Verstorbene	4, 58, 112, 159		
Mitgliederabende	112, 158		
Mitgliederversammlung	57		
Veranstaltungen	3, 4, 51—55, 105, 111, 153, 158, 193		
Bereinsjubiläum 1934	1—2, 3		
Vorstandsmitglieder	3, 57, 159		
Vorstandssitzungen	3, 111, 157		

2. Größere Aufsätze

Paul Egell (1691—1752) Neue Untersuchungen zur Kunst des Mannheimer Bildhauers. Von Dr. Gustaf Jacob	5—51	Der Ursprung der Familie v. Traitteur. Von Amtsgerichtsrat Freiherr von Glaubitz	161
Die Stellung der rheinischen Pfalz in der deutschen Geschichte. Von Professor Dr. Franz Schnabel	61—101	Die Gewissensehe des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz. Von Gabriel Hartmann	165
Ein neues Werk des Bildhauers Paul Egell. Von Dr. Gustaf Jacob	103	Um die Geburt des Pfälzer Kurprinzen. Von Oberstudienrat Dr. Albert Becker	171
Die Mannheimer Mundart. Von Dr. phil. Kurt Bräutigam	113	Das Schloß der Grafen von Oberndorff. Von Walter Schulz	179
Die Mannheimer Familie Sillib. Von Leopold Göller	133	Diplomatische Verwicklungen zwischen Kurpfalz und Hochstift Speyer. Von Ernst Brauch	185
Mannheimer „naturwissenschaftliche Ecke“ vor 150 Jahren. Von Professor Adolf Ristner	139	Kurfürst Karl Theodor in Deidesheim. Von Dr. jur. Arnold Siben	189
Urteile eines Belgiers über Mannheim 1839. Von Geh. Hofrat Professor Dr. Dr. Carl Neumann	145		
Vom Adelsdiplom der Ritter von Traitteur. Von Fritz Tretter	147		
		75 Jahre Mannheimer Altertumsverein	1—2
		Jahresbericht 1933	101
		Generalfeldmarschall von Hindenburg †	109
		Professor Dr. C. Neumann †	160

3. Zeitschriften- und Bücherchau

Bader, R. S., Die Flurnamen von Wartenberg . . .	202	Martin, Kurt, Der Bildhauer Paul Egell als Gra- phiker	197
Becker, Dr. Albert, „Karlsberg“. Aus der Geschichte eines Zweibrücker Fürstentums	156	Defer, Willy, Um das Schicksal einer alten Pfarr- kirche	200
Blum, Eilg, August Lamen	204	Verein für Naturkunde, Festschrift zur Hundert- jahrfeier	153
Feulner, Adolf, Zum Werk Paul Egells	198	„Die Westmark“, Monatschrift des Volksbildungsver- bandes Pfalz-Saar	56
Ginter, Hermann, Kloster Salem	203	Wirth, Hermann, Die Flurnamen von Freiburg im Breisgau	155
Hoffmann, W. W., Fz. Wilhelm Rabaliatti	107		
Irshlinger, Robert, Zur Geschichte der Herren von Steinach	202		
Jaffé, Albert, Geschichte der Papiermühlen im ehe- maligen Herzogtum Zweibrücken	107		

4. Abbildungen

Egell-Heft: Werke von Paul Egell:

Minerva	6
Entwurf zum Mannheimer Neckartor	7/8
Hl. Antonius	10
Grabmal des Grafen Peter Anton von Woldenstein Stuckreliefs aus dem Ritteraal (Heilkunde und Baukunst)	11 13/14
Grabmal des Kurfürsten und Bischofs Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg	15/16
Entwürfe zu einem Grabmal für Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg	17/18
Entwurf zu einem Altar der Immaculata	19
Hl. Moseus	22
Hl. Franz Xaver	23
Entwurf zu einer Kanzel	25
Kanzel der Unteren Pfarrei in Mannheim	26
Ehemaliger Altar der Unteren Pfarrei: Zwei Heilige	27/28
Zwei Engel	29/30
Hauptteil	31/32
Brunksfarg Carl Philipps	33
Kruzifix zum Brunksfarg Carl Philipps	34
Relief am Sarg Carl Philipps	35/36
Stuckrelief im Ritteraal, sterbender Krieger	37
Entwurf zu einem Sarge für Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg	38
Hl. Theresa nach Bernini	39
Beweinung Christi	41/42
Christus und Engel	43
Christuskopf	44
Entwurf zum Hochaltar der Jesuitenkirche	46
Gnadenbild der Maria in Oggersheim	103
Verherrlichung des Gnadenbildes, Stich von Klauer	104
Paul Egell, Selbstbildnis von J. Gg. Dathan	47
Brunkschwert aus dem Fürstengrab von Altlufheim	54

Heft 4—6:

Pfalz bei Caub, Holzschnitt	Titelblatt
Landkarte Kurfürstentum Pfalz am Rhein	59/60
Speyer, Krypta des Domes	61/62
Limburg bei Dürkheim	63/64
Blick von der Madenburg auf den Trifels	65/66
Rekonstruktion des Trifels	67
Kaiserslautern, Ruine der Kaiserpfalz	70
Hohenecken bei Kaiserslautern	71/72
Kaiserslautern, Innenstadt	73/74
Bacharach um 1825	75/76
Pfalz bei Caub	77/78
Neustadt a. d. Haardt um 1640	79/80
Kreuznach, Nahebrücke	81
Oppenheim, Ruine Landskron	82
Mosbach nach Merian	83/84
Bogberg um 1740	83/84
Münster am Stein mit der Ebernburg und dem Rheingrafenstein	85/86
Bergzabern	86
Oppenheim, Blick auf die Katharinenkirche	87
Ladenburg, Krypta der Galluskirche	90
Umberg, kurfürstl. Schloß 1578	91/92
Heidelberg, kurfürstl. Schloß um 1660	91/92
Mannheim, Schloßentwurf von Froimont 1725	93/94
Mannheim, Schloß Mittelbau	93/94
Neustadt a. d. Haardt, Casimirianum	95/96
Mannheim, Bibliotheksaal im Schloß	97/98
Karte der Wittelsbacher Territorien 18. Jahrhundert	99/100
Wappen der Familie Sillib	135
Bildnis des Johann Heinrich Sillipp	137
Bildnis der Maria Wilhelmina Sillipp	138
Prof. Dr. Rudolf Sillib	139
Ansicht der Sternwarte und Jesuitenkirche um 1780	141/142

Mitarbeiter an Jahrgang XXXV:

Becker, Dr. Albert, Oberstudiendirektor in Heidelberg
Beringer, Dr. Joseph August, Professor
Brauch, Ernst, Lehrer in Hockenheim
Bräutigam, Dr. phil. Kurt
von Glaubitz, Freiherr, Amtsgerichtsrat in Rittersbach
bei Bühl (Baden)
Göller, Leopold, Privatgelehrter
Gropengießer, Dr. Hermann, Professor, Direktor der
Archäologischen Abteilung des Städt. Schloßmuseums
Gruber, Dr. Karl, Professor
Häberle, Dr. Daniel †, Universitätsprofessor in Heidelberg
Hartmann, Gabriel, in Heidelberg
Heilig, Otto, Professor
Jacob, Dr. Gustaf, Rustos am Städtischen Schloßmuseum
Kistner, Adolf, Professor in Karlsruhe
Neumann, Dr. Carl †, Universitätsprofessor in Heidelberg
Schnabel, Dr. Franz, Professor an der Technischen Hoch-
schule in Karlsruhe
Schulz, Walter, in Neckarhausen
Siben, Dr. jur. Arnold, in Deidesheim
Stoll, Wilma
Strigel, Dr. Adolf, Professor
Tretter, Fritz, Inspektor am Hauptstaatsarchiv in München
Wühler, Friedrich Wilhelm Georg, Lehramtsreferendar

Schriftleitung:

Professor Dr. Joseph August Beringer.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatschrift für die Geschichte,
Altertums- u. Volkskunde Mannheims u. der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein

Jahrgang XXXV

Januar/März 1934

Heft 1-3

75 Jahre Mannheimer Altertumsverein

Am 2. April 1934 jährte sich zum 75. Male der Gründungstag des Mannheimer Altertumsvereins. Aus diesem Anlaß findet am 22. April d. J. eine Morgenfeier im Musensaal des Rosengartens mit festgelegtem Programm statt. Der Altertumsverein gedenkt mit Dank aller Mitglieder und blickt mit Stolz auf die kulturellen, geschichtlichen und sammle-
rischen Leistungen des abgelaufenen dreiviertel Jahr-
hunderts voll fleißiger und treuer Arbeit an den idea-
len und praktischen Bestrebungen. Staatliche, ge-
meindliche und wissenschaftliche Behörden haben un-
seren gemeinnützigen Aufgaben und Leistungen ihre
Anerkennung in reichem Maße zuteil werden lassen.
Diese Behörden ersuchen wir um ihre fernere Ge-
wogenheit und um Unterstützung unserer Arbeit, ge-
rade jetzt, wo bedeutsame vor- und frühgeschichtliche
Ausgrabungen und Funde, z. B. in Hermsheim und
anläßlich der Anlage der Autobahn, unsere Aufmerk-
samkeit in erhöhten Anspruch nehmen und unsere alten
Sammlungsbestände wirkungsvoll ergänzen werden.

Aus diesem ermutigenden Rückblick gewinnen wir
die Hoffnung, daß der durch den Altertumsverein ge-
weckte und gepflegte Sinn für die heimatkundlichen

Belange und die großen weltgeschichtlichen Zusam-
menhänge uns auch in den weiteren Jahren unserer
Arbeit gewahrt bleibe. Der gute Ruf, das verhält-
nismäßig junge Mannheim habe, trotz seiner lebhaft zu- und abströmenden Bevölkerung, in stärkstem
Maße das von keiner andern Stadt übertroffene Ver-
ständnis für die Geschichte der Heimat und ihrer Be-
völkerung wachgerufen und wachgehalten, soll unsern
Eifer und unser Bemühen in diesem Betracht an-
spornen und vorwärts treiben.

Mit Dank für diese Anerkennung geloben wir
auch in den ferneren Jahren treuen und nachhaltigen
Dienst an der uns teuern Heimat. Wir bitten alle
Bewohner der ehemaligen kurpfälzisch-badischen Be-
zirke, unsere gemeinsamen Ziele und Bestrebungen
ebenfalls treulichst zu unterstützen und unsere Arbeit
in jeder möglichen Weise zu fördern, indem sie
die durch die Not und die Verhältnisse der Zeit etwas
zusammengeschmolzenen Reihen der Mitglieder durch
freudigen Eintritt in den Mannheimer Altertums-
verein ergänzen, damit wir unsere Aufgaben zum
allgemeinen Besten durchführen und unserer Pflicht
im Dienste an der Heimat gerecht werden können.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein

Die zum Jahresbeginn 1934 vom Ministerium des Kultus und Unterrichts und der Justiz, sowie von der Kreisleitung der NSDAP. verlangte „Gleichschaltung“ veranlaßte eine völlige Umbildung und Neugestaltung des Altertumsvereins, von der wir hienach Kenntnis geben:

Der Vorstand wurde nach Beratung innerhalb des Altertumsvereins und nach Aussprache mit dem Ministerium des Kultus und Unterrichts und der Justiz sowie der Kreisleitung von 22 Mitgliedern auf 4 Vorstandsmitglieder umgebaut; aus dem Vorstand und der Zahl der Mitglieder wurden die nicht arischen und die nicht arisch versippten Mitglieder ausgeschaltet. Dadurch entstanden unter den über 1000 Mitgliedern wesentliche und bedauerliche Lücken, die durch eine erneute und starke Werbetätigkeit wieder ersetzt werden müssen, wenn der Altertumsverein seinen kulturellen, geschichtlichen und sammlerischen Aufgaben wie bisher vollwertig nachkommen soll. Dieser Plan wird anläßlich des bevorstehenden Jubiläumsgedenktages am 22. April 1934 und späterhin in den nachfolgenden Geschichtsblättern weiterhin entwickelt und durchgeführt werden.

Das Jubiläumsfest am 22. April 1934 wird sich mit einem Festakt im Musensaal des Rosengartens vollziehen. Es wird bestehen aus den von kameramuskalischen Darbietungen des Kergl-Quartetts gebotenen Aufführungen von Werken der Mannheimer Komponisten Stamitz und Cannabich, aus einer Ansprache des derzeitigen Vorsitzers, der die Festrede von Dr. Franz Schnabel, Professor an der Techn. Hochschule-Karlsruhe, über „Die Stellung der rheinischen Pfalz in der deutschen Geschichte“ folgen wird.

Nach dem Festakt findet ein gemeinsames Mittagessen im Rosengartenrestaurant statt, zu dem Einladungen ergehen werden.

Der derzeitige Vorstand besteht aus:

Professor Dr. Jos. Aug. Beringer, Vorsitz,
Fabrikant Heinrich Winterwerb, erster stellvertr. Vorsitz,
Professor Dr. H. Gropengießer, zweiter stellvertr. Vorsitz,
Architekt Dr. ing. W. W. Hoffmann, Rechner,
Fräulein Wilma Stoll, Schriftführerin.

Im Monat Mai wird mit den Mannheimer Führungen begonnen werden. Beabsichtigt ist zunächst die Besichtigung einiger Alt-Mannheimer Adels-Häuser, wie das Lotterie-Hotel des Grafen von St. Martin, L 1, 2 (heute Handelskammer), das Haus des Geh. Staatsrats Joh. Sebastian v. Castell, L 2, 9, das Palais des Grafen Andreas v. Riaucour, N 2, 4 (Verkehrsverein), und das Wohnhaus des ersten Mannheimer Theaterintendanten Wolfgang

Heribert v. Dalberg, N 3, 4. Die Führung wird Museumskustos Dr. Jacob übernehmen.

Als Mitglieder wurden neu aufgenommen:

Gaa, Frau Marie, Collinistr. 38.
Heck, Ferdinand, Ingenieur, Beethovenstr. 12.
Herth, Dr. Ludwig, prakt. Arzt, Waldparkstr. 9.
Köllnberger, Berthold, Professor, Brucknerstr. 4.
Lanz, Willy, Direktor, Niegischestr. 30. 4
Lug, Jugendpfarrer, D 6, 10.
Mittenzwei, Erich, Buchhändler, Stefanienufer 18.
Schmalz & Laschinger, Druckerei, E 7, 6.

Durch Tod verloren wir unsere Mitglieder:

Boveri, Dr. e. h. Robert.
Eichler, Wilhelm, Professor.
Menges, Franz, Kaufmann.
Koebel, Dr. e. h. Ludwig.

Neue urgeschichtliche Funde um Mannheim

Die Anlage der Reichsautobahn schneidet von der heftigen Grenze westlich des Straßenheimer Hofes einen 30 m breiten Streifen Land auf eine Länge von rund 6 km bis zum Neckar heraus. Hier sind in den letzten Wochen bei den Erdbewegungen zahlreiche Funde gemacht worden, um deren Beobachtung und Bergung unser Mitglied, Hauptlehrer F. Gember, unermüdlich tätig ist. Sie beginnen zeitlich mit einer Reihe von Wohnstellen der Bandkeramik und der Rössener Stufe aus der jüngeren Steinzeit (3. Jahrtausend v. Chr.); dann folgen Skelettgräber der Hügelgräberbronzezeit mit ihrem Bronzeschmuck; dann Wohnstellen der letzten Bronze- und frühen Hallstattzeit. Besonders zahlreich sind dann Wohnplätze der Neckarweben des 1. Jahrhunderts n. Chr.; der reiche Fundinhalt wird das Lebensbild dieser ersten germanischen Einwanderer im unteren Neckarland besonders gut vervollständigen. Aufsehen erregte am 10. April der Fund eines 18 cm hohen Topfes, der ganz mit Bronzeblechen angefüllt war, unter denen mancherlei erstmalig in unserer Gegend erscheint: der vollgegoßene Griff eines Bronzeschwertes der „Möriger“- oder „Romano“-form, 3 oberständige Lappenbeile mit Dösen und ein Klingenteil eines dritten, 1 Lochsichel, 1 Rasiermesser mit ringförmiger, 2 cm breiter Scheibenklinge und Rest eines weiteren, 5 flache Ringe, 2 zylindrische Röhren mit Wulstprofilierung am einen Ende, 9 Armreife, hohl oder Vollguß, ganz oder in Stücken, 2 Stücke von Halsreifen, 1 Bronzeblechhohlarmband und ein Stück eines zweiten, 1 Knäuel von zusammengerollten Bronzeblechstreifen, wie sie zu Armbändern verarbeitet wurden, ein ebensolches spiralartig eingerolltes Band mit 2 flachen Ringen mit Gußzapfen als Anhänger, 3 Gußbrocken von einem Gußkuchen aus Bronze, 1 großer Bronzeknopf. Im ganzen 37 Stück, teils ganze, teils zerbrochene Altstücken, die fast alle mehr oder weniger Feuerzeichen zeigen. Auffallend ist, daß dieser „Schatz“ oder „Verwahr“-fund im freien Felde an garnicht bezeichnender Stelle lag; nur 50 cm davon kam eine große Urne der frühen Hallstattzeit ohne Inhaltutage, die wohl mit dem Bronzefund in Beziehung stehen kann. Denn dessen Stücke weisen in ihren Einzelformen in die 2. Hallstattstufe. Um 900 v. Chr. wird also jemand diesen seinen Metallschatz hier vergraben haben. Was wird ihn wohl dazu bestimmt haben?

H. G.

Paul Egell (1691-1752)

Neue Untersuchungen zur Kunst des Mannheimer Bildhauers

Von Dr. Gustaf Jacob

Paul Egell nimmt in der Geschichte der Mannheimer Skulptur und in weiterem Sinne in der Betrachtung der deutschen Barockplastik an der Grenzscheide des Ober- und Mittelrheins die führende Stelle ein. Unter den zahllosen Talenten, die im 18. Jahrhundert dicht nebeneinander stehen, erfreute sich der Mannheimer Bildhauer schon zu seinen Lebzeiten besonderer Achtung. Seinen Altersgenossen, dem vornehmlich in Wien und Preßburg tätigen Raphael Donner und den bayrischen Meistern Egid Quirin Asam und Joachim Dietrich ist er ebenbürtig an die Seite zu stellen. Das Urteil des Zeitgenossen Christian Ludwig Hagedorn, des bedeutenden Sammlers und Kunstforschers, „er (Egell) ist gewiß der beste Bildhauer, den ich nach dem in Wien verstorbenen Bildhauer Donner gekannt“, besteht heute noch zu recht. Umso schmerzlicher ist die Erkenntnis, daß das vorige Jahrhundert die großen künstlerischen Leistungen Paul Egells völlig verkannt und mißachtet hat und wahrscheinlich manches Werk dem Untergang preisgab.

Es ist Theodor Demmlers Verdienst, die Bedeutung des Bildhauers aus dem Dunkel der Vergessenheit, das über dem menschlichen Leben und dem Werke des Künstlers gebreitet war, durch eine grundlegende Einzeluntersuchung¹⁾ wieder ins helle Licht gerückt zu haben. Doch ist die Persönlichkeit Paul Egells trotz weiterer sehr verdienstvoller Forschungen²⁾ des letzten Jahrzehnts, die die Kenntnis seines vielfältigen Schaffens erweiterten, recht problematisch geblieben. Wenn hier nun versucht wird, das Bild seines Wirkens durch neue Funde³⁾ zu vervollständigen und abzurunden, so wird sich nur schwerlich eine konsequente Entwicklung aufzeigen lassen, weil Egells Werk nicht in ansteigender Kurve verläuft. Als der junge Meister nach seiner Studienzeit bei dem bedeutenden Dresdener Bildhauer Balthasar Permoser am Mannheimer Hofe 1721 seine Tätigkeit beginnt, ist er der fertige Künstler. Sein Stil liegt im Wesentlichen bereits greifbar vor und bleibt dann unverändert. Dennoch muß versucht werden, die nicht bekannten Werke des Meisters zeitlich festzulegen und sie in das Gesamtchaffen einzuordnen.

Egell ging von der Steinplastik aus. Hier konnte er zeigen, was er als Schüler Permosers gelernt hatte. Im künstlerischen Bewußtsein überschritt er schnell die Schranken alles handwerklichen Könnens und eilte seiner Zeit weit voraus. Vielfach sind die Begabungen des Künstlers, der als Dreißigjähriger den Weg zum Rhein fand. Für Egells individuell-schöpferischen Stil blieb das Material ohne Belang; es ist gleichgültig, ob sich das Ausdrucksbedürfnis des



Abb. 1: Minerva, ehemals in Oggersheim, Steinfigur um 1723/25, Historisches Museum der Pfalz, Speyer.

jungen Bildhauers in Stein, Marmor, Holz oder Stuck verwirklichte.

Für Egells Studienjahre bei Permoser ist von besonderer Wichtigkeit eine 2,50 Meter hohe Sandsteinstatue der Minerva, die sich einst in der Orangerie des kurfürstlichen Schlosses in Oggersheim befand (Abb. 1) und 1904 ins Historische Museum der Pfalz in Speyer gebracht wurde. Die Verwandtschaft mit Permosers Juno im Palmen-



Abb. 2: Diana, Atlas u. Minerva, Entwurf zum Giebelschmuck des Mannheimer Neckartores um 1724, Martin von Wagner-Museum Würzburg

garten zu Leipzig (1717) und den zwischen 1720 und 1724 entstandenen überlebensgroßen Götterfiguren des Dresdener Meisters, die heute im Schweriner Schloßgarten aufgestellt sind, ist offenbar.

Viele Anzeichen weisen darauf hin, daß wir es bei Egells Oggersheimer Minerva mit einem Frühwerk zu tun haben. Der Mannheimer Meister ließ sich am 22. November 1723 in Oggersheim trauen, ein Beweis, daß er hier vorübergehend ansässig gewesen sein muß, um die ihm übertragenen Aufgaben zu vollenden. Zieht man ferner die im Martin-von-Wagner-Museum, Würzburg, verwahrte Handzeichnung Egells zum Vergleich heran (Abb. 2), die Kiefer¹⁾ als Entwurf zum Giebelschmuck des 1724 erstellten Mannheimer Neckartores nachgewiesen hat, so darf die Gestalt der „Weishent“ als unmittelbare Vorzeichnung zur Oggersheimer Minerva gelten. Endlich wurde mit dem Oggersheimer Schloßbau in den Jahren 1728/29 begonnen, während die Tätigkeit von 1730 bis 1751 völlig ruht. Die Orangerie, in der späterhin Egells Statue Aufstellung fand, wurde erst 1752 bis 1756, nach dem Tode des Bildhauers, erstellt²⁾.

Egells Minerva hat sonderbarer Weise lange Zeit als ein Werk aus der Schule Verschaffelts gegolten und hat sich unter der Bezeichnung „Palatia“ zur Regierungszeit des Königs Max Joseph von Bayern manche Veränderung gefallen lassen müssen. Die Statue ist aber unzweifelhaft als authentisches Werk

Egells anzusehen. In ihrer festlichen Lebensfreude, in ihrer schwebenden Beweglichkeit und kapriziösen Schlankheit erfüllt sie in besonderem Maße ihre Bestimmung als dekorative Gartenfigur. Virtuos ist die technische Durchbildung des Details, charakteristisch für Egells Stil die durch den emporgehaltenen Schild motivierte kühne Dreiecksfalte des Gewands, phantastisch die auf dem Rücken unterhalb der linken Schulter hängende schließäugige Maske mit dem weitgeöffneten, zahnbesetzten Maul. Der weiche geschmeidige Stil, der schon bei Permosers um 1700 entstandenen Elfenbeinstatuettenserie der Jahreszeiten im Grünen Gewölbe in Dresden vorgebildet war, ist für dieses Frühwerk des Mannheimer Meisters außerordentlich einflußreich geworden. Die Eleganz der gegeneinander schwingenden Kurven, das flackernde Linienspiel, die Zierlichkeit der Proportionen, das kokette Lächeln des Gesichts erinnern daran, daß das verfrühte Permosersche Rokoko in Egells Oggersheimer Minerva seine unmittelbare Fortsetzung gefunden hat.

Weitere plastische Werke Egells, die dem Stoffkreis der Antike angehören, sind vorläufig nicht nachweisbar, wenn wir von der 1731–33 entstandenen Portalbekrönung des Palais Thurn und Taxis in Frankfurt a. M. und dem Iukischen Apoll in Schwetzingen absehen, den der Meister nach einer unfertig gebliebenen Marmorstatue Grupellos vollendete. Doch gehören hierher zwei für Egells frühen

Zeichenstil charakteristische Blätter, die als Vorstudien zu Gartenfiguren der Juno und des Apollo“) zu gelten haben und eine große Zahl verschollener Handzeichnungen, nach denen der mit dem Bildhauer befreundete Mannheimer Maler Philipp Hieronymus Brinckmann und andere Kupferstecher wie M. Tyroff den Buchschmuck zu der bedeutenden von dem Historiker der Heidelberger Universität Benno Caspar Haurijsius 1743 herausgegebenen Ausgabe der „Scriptores Historiae Latini veteres“ geschaffen haben. Kurt Martin hat diese Radierungen in einem Aufsatz: „Der Bildhauer Paul Egell als Graphiker“⁷⁾ ausführlich behandelt, sie können deshalb in diesem Zusammenhang unberücksichtigt bleiben.

Der Barock als Ausgangspunkt von Egells vielseitigem Künftlertum ersteht in der Ladenburger Statue des heiligen Antonius in zusammengefaßter Kraft (Abb. 3). Sie gehört in ihrem stark wirkenden Pathos zur bedeutsamsten Schöpfung im ersten Jahrzehnt der Mannheimer Tätigkeit des Bildhauers. Wie sehr in der einstigen Bischofs- und kurpfälzischen Oberamtsstadt Ladenburg der hl. Antonius verehrt wurde, hat Kämmerer⁸⁾ anschaulich geschildert. Im Mittelalter war der hl. Martin, dessen Statue heute noch das reizende Martinstor schmückt, der Schutzpatron der Stadt Ladenburg gewesen. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde Antonius der Einsiedler an seine Stelle gerückt. Hat man ihn doch hier seit den verheerenden Krankheiten während des dreißigjährigen Krieges als Pestpatron verehrt, wie anderwärts St. Adrian, St. Rochus, St. Sebastian als Pestheilige auftraten. Die Antoniusstatue ist mit den üblichen Attributen versehen: In der Rechten das T-förmige Kreuz (cruz commissa), an dessen oberem Ende ein Totenkopf angebracht ist. Zu Füßen liegt das Antoni-Schwein.

Die 1,62 Meter hohe aus Lindenholz geschnitzte Figur stand einst in der Antoniuskapelle der Ladenburger Spitalkirche, nach deren Auflösung man sie in das benachbarte Haus brachte. Seit Jahrzehnten führt sie ein dem Wesen dieses Heiligen durchaus angemessenes Einsiedlerleben im Treppenaufgang eines alten Bürgerhauses. Leider ist die Figur Ende des 19. Jahrhunderts in völliger Verkennung der delikaten Farbigkeit des Barock durch opaken Farbauftrag entstellt worden. Wo einst ein zarter Ton, vielleicht nur eine leichte Vergoldung war, ist ein düsteres Schwarz und lebloses Braun gerückt. Dennoch verbirgt sich unter dieser speckigen Oberfläche eine wundervolle Epidermis, die den Meister dieser Figur unschwer erkennen läßt.

Der Heilige ist nicht als stiller Einsiedler, vielmehr pathetisch in weit ausladender Gebärde gegeben. Der schroff gewendete Kopf wird von lustig flatternden Haar- und Bartlocken ornamental eingerahmt. Die prachtvoll belebte Behandlung der Holzoberfläche, die sich in jedem Detail wie den schattenden Augenbrauen, dem halb geöffneten Mund und der fein geschnittenen Nase auslebt, läßt den Vermoser-



Abb. 3: St. Antonius, Holzfigur, Fassung neu, um 1725, Privatbesitz, Ladenburg.

schüler erkennen. Auffallend ist gegenüber Egells Spätstil die sparsame nicht überladene Gewandbehandlung, die nur als Folie für den ausdrucksvollen Kopf und die knochigen Hände dient. Die Figur ist auf Vorderansicht berechnet, sie verlangt wie alle Einzelstatuen des Meisters die Nische als Hintergrund, um die edle Flächenplastik zur stärksten Wirkung zu bringen.

Die gezügelte Leidenschaft des Stofflichen weist auf Egells Frühzeit hin. Leider ist die Inschrift, die sicher einst in der Kartusche zu Füßen des Heiligen angebracht war, zerstört worden. Sie hätte vielleicht über das Entstehungsjahr genauen Aufschluß zu geben vermocht. Die Skulptur ist wahrscheinlich durch private Stiftung in den Besitz des Ladenburger Spitals gekommen und wurde 1740 in die Kapelle des nach den Plänen des kurpfälzischen Hofbaumeisters Sigismund Zeller (1680–1764) errichteten Spitalneubaus verbracht⁹⁾. Ihre Datierung ist nur auf stilkritischer Grundlage möglich. Sie wird bald nach der 1724 fertiggestellten großen Atlasfigur am Mannheimer Neckartor (1840 abgerissen) entstanden

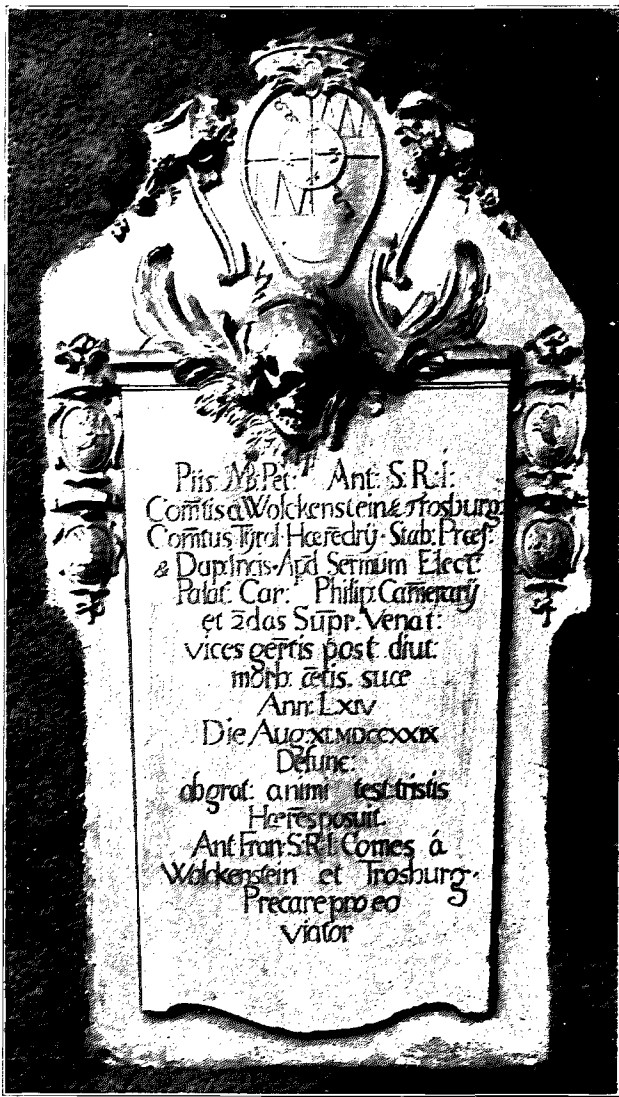


Abb. 4: Grabmal des Grafen Peter Anton von Wolkenstein und Trosburg, Stein, 1729, Kath. Pfarrkirche Schwegingen.

sein. Denn die Figuren von Maria, Joachim und Anna zu dem 1729–31 entstandenen Altar der unbefleckten Empfängnis in Hildesheim, die bereits alle Merkmale von Egells Spätstil vorwegnehmen, dürften doch in einigem Abstand zum Antonius stehen. In seine nächste Nähe gehören der Gottvater aus der Dreifaltigkeit im Giebelrelief der Mannheimer Schloßkirche (1730) und der hl. Christosimus am Mannheimer Kaufhaus.

In das Jahr 1729 oder kurz danach fällt die Entstehung des Wandepitaphs für den Grafen Peter Anton von Wolkenstein und Trosburg an der Außenwand der katholischen Kirche zu Schwegingen (Abb. 4). Kurt Martin hat das Grabmal jüngst veröffentlicht¹⁰⁾. Die Inschrift besagt, daß Wolkenstein mit der Würde eines erblichen Stallmeisters und Vorschneiders in Tirol belehnt, am Hofe des Kurfürsten Carl Philipp die Stelle eines Kämmerers und Vice-Oberjägermeisters inne hatte¹¹⁾. Nach langer Krankheit starb er am 11. Au-

gust 1729. Zum Gedächtnis des Verstorbenen ließ der Erbe, Anton Franz Graf zu Wolkenstein, das Epitaph errichten.

Es handelt sich hier um einen bescheidenen Auftrag: eine einfache Grabtafel mit Inschrift ist rechts und links von Ahnenwappen begleitet. Der obere Rahmen wird überspielt von einem geflügelten Totenkopf. Darüber, von zierlichen Blumengewinden eingefasst, befindet sich in einer Kartusche das Wappen des Verstorbenen. Die künstlerische Qualität dieses schlichten, von leiser Melancholie erfüllten Werkes ist so bedeutend, daß Egells Urhebererschaft deutlich zu kennen ist. Leider sind die Seitenteile in späterer Zeit abgearbeitet worden. Der Skulpturenschmuck schließt sich eng den Stuckreliefs im Rittersaal des Mannheimer Schlosses (1728–29) an. Der Totenschädel kehrt dort bei der „Allegorie der Heilkunde“ wieder. In diesen gleichzeitig entstandenen Stuckreliefs (Abb. 5 und 6), wo der Meister die Gegebenheiten der Architektur in geschickter Weise auszunützen und die leeren Flächen der Hochfüllungen mit kühnen naturalistischen Kompositionen zu beleben verstand, scheinen Egells künstlerische Einfälle unerschöpflich zu sein. Es kann in diesem Zusammenhang nicht ausführlicher auf die phantastischen Allegorien der Künste und Wissenschaften eingegangen werden, zumal sie schon entsprechende Würdigung gefunden haben¹²⁾.

Drei Jahre nach dem Wolkenstein-Epitaph in Schwegingen entstand die überlebensgroße Marmorstatur des Kurfürsten und Bischofs Franz Ludwig im Westturm des Doms zu Worms. Die an menschlichem Gehalt wie an sachlicher Bedeutung unendlich reiche Persönlichkeit des Wormser und Breslauer Bischofs, der zugleich den Kurhut von Trier und Mainz trug, kann hier nur angedeutet werden¹³⁾. Als echter Barockfürst war er von großer Bauleidenschaft beseelt. Überall in seinen zahlreichen Residenzen in Worms und Ellwangen, in Mainz und Trier, in Breslau und Reife rief er Künstler von internationalem Rang auf den Plan. Die Pflege der Wissenschaft verdankt ihm nachdrückliche Förderung. Bleibt doch die „Historia Episcopatus Wormatiensis“, die Johann Friedrich Schannat auf seine Veranlassung schrieb, das wichtigste Quellenwerk des 18. Jahrhunderts für die Geschichte von Worms. Zum Papst und zum kaiserlichen Hofe nach Wien besaß er als Schwager Kaiser Leopolds I. einflußreiche Beziehungen. Zwei Brüder verhalfen dem Hause Pfalz-Neuburg zu bedeutendem Ansehen. Beide trugen nacheinander den Pfälzer Kurhut, Johann Wilhelm residierte in Düsseldorf, Karl Philipp erwählte sich Mannheim zur neuen Residenz. Die Voraussetzungen für eine künstlerische Verbindung von Mannheim und Worms im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts waren damit gegeben.

Als Wörner das Wormser Grabmal des Bischofs Franz Ludwig (Abb. 7) 1887 erstmals veröffentlichte¹⁴⁾, war der Name Paul Egells so gut wie ver-



Abb. 5 und 6: Die Heilkunde und die Baukunst. Detail aus den Stuckreliefs um 1729/30, Ritteraal des Mannheimer Schlosses.

geffen. Hat man doch schon sieben Jahre zuvor des Meisters großartigste Schöpfung, den umfangreichen Altar in der Unteren Pfarrkirche zu Mannheim veräußert. Ein Zweites hat die Zuweisung der Porträtfigur an den Mannheimer Bildhauer erschwert: Eine umfangreiche lateinische Inschrift besagt, daß der Wormser Generalvikar Wilhelm Jacob Freiherr zu Rhein auf dem Totenbette bestimmte, dieses Denkmal zum Gedächtnis des Verstorbenen setzen zu lassen. Freiherr zu Rhein starb erst 1769, 17 Jahre nach Egells Tode. Allein das Grabmal ist ein Kompromiß. Dürfen wir der Inschrift trauen, dann wäre es bald nach dem Tode des Generalvikars ausgeführt worden und zwar korrespondierend zum gegenüberliegenden Monument des Bischofs Theoderich von Bettendorf (gest. 1580). Daher der für diese Zeit ungewöhnliche Aufbau, der aus der Verschmelzung von Renaissance-tradition und hochentwickeltem Ba-

rock zu erklären ist. Weiter macht sich ein außerordentlicher Qualitätsunterschied bemerkbar; einerseits handwerksmäßige Kunst, kaum über die Begabung tüchtiger Steinmetzen hinausgehend, zum anderen das durchgeistigte, lebensvolle Bildnis des Verstorbenen, das nur von Meisterhand geschaffen sein kann. Endlich ergibt sich auch ein zeitlicher Abstand: Die kleineren auf Pfeilern ruhenden oder in Nischen stehenden allegorischen Figuren der Justitia und Pallas, der Spes und Fides, der Architektur und Charitas tragen alle Merkmale klassizistischen Stilwandels.

Die Figur des Kirchenfürsten und der Kreuzifigur sind lose in die Nische eingefügt. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß sie alsbald nach dem Tode Franz Ludwigs (18. April 1732) in Auftrag gegeben wurde. Was lag da näher, als an Paul Egell zu denken, der in Mannheim im Dienste des Kurfürsten Karl Philipp,



Abb. 7: Grabdenkmal des Kurfürsten und Bischofs Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg, Worms, Dom.

des Bruders Franz Ludwigs, stand. In der Tat, die Bildnisfigur muß aus stilistischen Beobachtungen als eine eigenhändige Schöpfung des Mannheimer Bildhauers angesehen werden. Wer unter den zahlreichen Nachfolgern des Künstlers wäre nur annähernd imstande gewesen, dieses wahrhaft edle Porträt zu schaffen?

Meine schon längere Zeit zurückreichende Zuschreibung an Egell fand eine treffliche Bestätigung, als das Mannheimer Schloßmuseum im Februar 1933 sämtliche bisher bekannten Handzeichnungen Paul Egells und seines Sohnes Augustin zu einer Sonderchau vereinigte. Ueberraschender Weise sind unter dem im Wallraf-Richartz-Museum Köln und im Kurpfälzischen Museum Heidelberg verwahrten Material nicht weniger als sieben Blätter, die einwandfrei als Studien zu einem Grabmal bzw. Brunkfarg für den Bischof Franz Ludwig zu gelten haben¹⁵). Es soll hier nicht auf das Thema Egell als Handzeichner eingegangen werden, da Theodor Demmler, dem das Verdienst gebührt, diese Zeichnungen erstmals dem Meister zugeschrieben zu haben, sie demnächst zu veröffentlichen beabsichtigt. Einige Blätter mögen aber zur Beweisführung besprochen werden, weil sie zugleich zeigen, mit welcher kühnen Phantasia Egell sich mit dem Problem eines Grabmals und Sargs für den Wormser Bischof auseinandergesetzt hat. Zunächst der Heidelberger Entwurf zu einem Wandepitaph¹⁶) (Abb. 9).

Die geschweifte Sockelplatte ruht auf einem Knauf, den ein Engelkopf schmückt. Vor einem pyramiden-



Abb. 8: Bischof Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg, Marmorstatue um 1732, Westchor des Wormser Doms.

förmigen Aufbau kniet der Verstorbene, hinter ihm schwebt ein Engel, der auf den Hahn zur Linken zeigt. Die Persönlichkeit des Dargestellten ist gekennzeichnet durch Kurhut, Mitra, Bischofsstab und Deutschordenskreuz. Rechts am Boden liegt der Pfälzer Löwe. In eleganter Kurve führen Palmbäume zu der breit ausladenden Bekrönung in Form eines Kanzelschalldeckels. Die Bedeutung der Szene wird erleichtert durch Bleistiftbemerkungen am rechten Papierrand: Matth. X und Matth. XXV. Sie sind leider durch den beschnittenen Rand nicht mehr vollständig, allein die Darstellung macht es wahrscheinlich, daß ihr das 26. Kapitel des Matthäusevangeliums zugrunde gelegt wurde.

In dem reichen dekorativen Aufwand des Entwurfs zeigt sich das italienische Vorbild Berninis, in der bis ans Grenzenlose reichenden Steigerung barocken Pomps bleibt das Blatt ein bezeichnendes Beispiel für die von Westen einströmende Kultur der absolutistischen Fürstenresidenzen.

In einer weiteren Zeichnung wandelt der Bildhauer das Thema ab (Abb. 10)¹⁷). Den geistigen Mittelpunkt bildet die stehende Figur eines Engels, der sich an einen Obelisk lehnt. In Händen hält er



Abb. 9: Entwurf zu einem Grabmal für Bischof Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg, 1732, Kurpfälz. Museum, Heidelberg.

das vom Pfälzer Kurfürst bekrönte Wappen des Verstorbenen, das von Deutschordenskreuz und Mitra umgeben ist. Folgerichtig wird die Dreieckskomposition erweitert durch die gesetzmäßige Ordnung der trauernden Frauengestalten und des Pfälzer Löwen am Sockel des Monuments. Deutlich wird hier die Neigung nach einem tektonisch strengerem Aufbau fühlbar, doch ist die Fassung des Motivs durchaus malerisch im Sinne des Rokoko. Das Motiv der Pyramide hat späterhin der um eine Generation jüngere Mannheimer Bildhauer Konrad Linck in seinen großplastischen Werken und kleinen Frankenthaler Porzellangruppen gerne übernommen.

Egell fand in diesen Skizzen das adäquate Ausdrucksmittel seiner unerschöpflichen Einfälle. Sie sind mit ungeheurer Leichtigkeit, Flüssigkeit und Lebendigkeit mit Bleistift oder Feder zu Papier gebracht und mitunter mit sparsamen Tonwerten laviert.

Die zur Ausführung gelangte Statue des Bischofs Franz Ludwig im Wormser Dom (Abb. 8) bleibt gegenüber diesen kühnen, auf den Ausdruck des Fest-

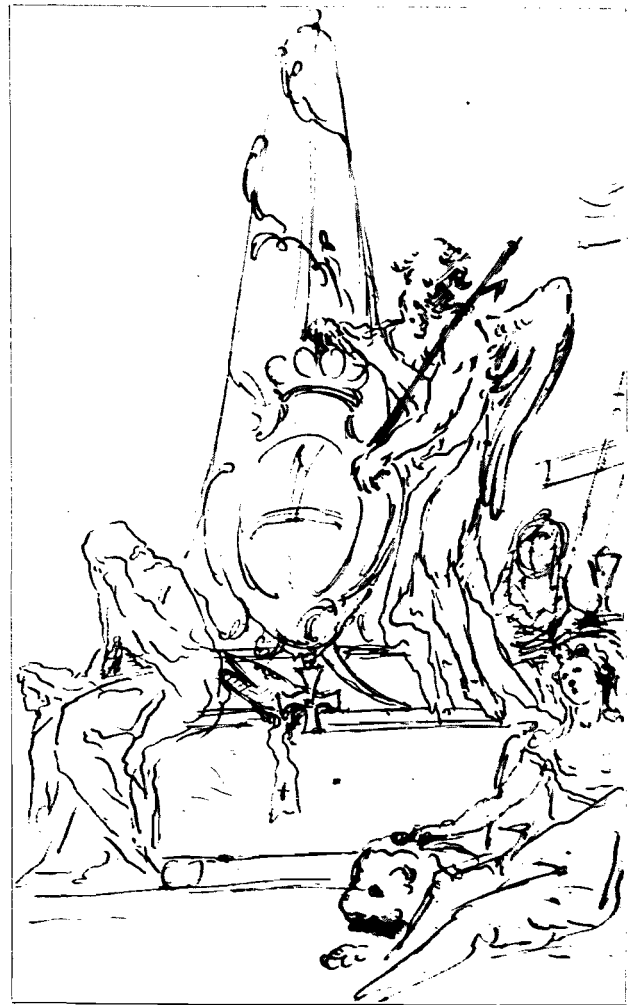


Abb. 10: Entwurf zu einem Grabmal für Bischof Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg, um 1732, Wallraf-Richartz-Museum, Köln.

lichen gerichteten Entwürfen nur ein Ersatz. Dennoch charakterisiert sie Egells tiefe Religiosität und bestimmt den Charakter der Innerlichkeit, die das Wesen seiner Gestalten erfüllt.

Der Bischof ist in Aktion geschildert, er betet vor dem Gekreuzigten. Die Rechte ist demutsvoll über die Brust gelegt, die Linke hält das heilige Buch. Ueber aller technischen Bravour, wie sie sich in der Oberflächenbehandlung oder in der Detaildurchbildung des Ornaments offenbart, ist die seelische Bewegung meisterhaft erfaßt. Das allgemein Menschliche ist in dem charakteristisch erfaßten Kopf und in dem seelenvollen Ausdruck der Hände überzeugend geschildert. Die Figur ist reliefartig gedacht und auf eine Hauptansicht festgelegt. Die körperliche Gestalt wird von der rhythmisch gegliederten Masse des Gewandes getragen. Was abgesehen von der Porträtfigur auf Egell zurückgeht, ist der auf einem Ornamentsockel ruhende Kreuzifigur sowie die Reliefdarstellung Gottvaters mit der Taube in der Strahlenglorie im Bogenfeld der Nische. Allerdings mögen hier wesentlich Gefellenshände bei der Ausführung beteiligt gewesen sein. Alles übrige ist spätere Zutat von anderer Hand.



Abb. 11: Immaculata, Entwurf zu einem Altar der Kirche St. German und St. Moriz in Speyer, 1734, Mannheimer Altertumsverein.

Zieht man zur Beurteilung der Physiognomie des Dargestellten Bildnissgemälde oder Stiche heran, so ergibt sich, daß es sich hier keineswegs um einen traditionellen Typus, sondern um ein wirkliches Porträt handelt. Wahrscheinlich waren Egell die Gesichtszüge des Bischofs zu dessen Lebzeiten vertraut. Freilich tritt die Objektivität der Darstellung zurück in dem Streben nach einem Ideal, das zugleich die geistige Haltung und Repräsentation gestalten sollte. Zwei Jahrzehnte zuvor hat der Meister des Monuments für den 1714 verstorbenen Dompropst Heinrich Ferdinand von der Leyen im Mainzer Dom den Typus des spätbarocken Grabmals in seiner letzten Steigerung geschaffen¹⁹⁾. Egell wird das Mainzer Werk gekannt haben, zumal die Beziehungen zwischen Worms und Mainz sehr rege wurden, als Bischof Franz Ludwig 1729 das Kurfürstentum Mainz übernahm. Hier wie dort die gleiche sanft ansteigende Kurve des Knieens, die inbrünstige Haltung der Hände als Träger körperlicher Gebärde. Egells Marmorfigur des Bischofs Franz Ludwig ist weniger monumental, mehr malerisch ornamental, aber auch inniger durchdrungen von wahrer Frömmigkeit. Der Uebergang zum Rokoko wird bei solchem Vergleich offenkundig.

Als Egell die Porträtskulptur des Kurfürsten und Bischofs Franz Ludwig für den Wormser Dom schuf, war mit der Erneuerung der Innenausstattung des Domes nach den schweren Schicksalsschlägen des Jahres 1689 gerade begonnen worden. Wie sehr der Stil des Meisters nachgewirkt hat, zeigen eine Reihe kleinerer, aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts stammende Epitaphe im Westchor des Wormser Doms. Die beiden 1772 datierten Holzstatuen der hl. Anna und des hl. Joachim, die an den Pfeilern des Langhauses aufgestellt sind, dürfen als direkte Kopien nach Egell bezeichnet werden. Auf den Zusammenhang mit den Figuren des Altars der Immaculata im Hildesheimer Dom ist schon von Demmler hingewiesen worden.

Der Mannheimer Bildhauer hat an der weiteren Innenausstattung des Wormser Doms nicht mehr teilgenommen. Zwar hat er in zwei 1729 und 1738 datierten Handzeichnungen, die vermutlich als Entwürfe zum Hochaltar der Mannheimer Schloßkirche und des Wormser Doms anzusehen sind¹⁹⁾, sich bemüht, Berninis gewaltiges Tabernakel in St. Peter zu Rom ins Nordische abzuwandeln, doch ist nichts mehr zur Ausführung gelangt.

Mit dem Tode Franz Ludwigs von Pfalz-Neuburg reißen die Fäden zu Mannheim ab, sein Nachfolger Franz Georg von Schönborn zieht den großen Barockbaumeister Johann Balthasar Neumann zu Rate und mit ihm treffen Würzburger und Mainzer Künstler in der Bischofsstadt ein. So ist es zu verstehen, daß Johann Wolfgang von der Auvera 1741 den Auftrag zum Skulpturenschmuck des von Neumann entworfenen Hochaltars erhielt²⁰⁾.

Im Jahre 1734 schuf Egell den Altar der Immaculata Conceptio für die einst auf dem Königsplatz in Speyer stehende Kirche St. German und St. Moriz. Um es gleich vorweg zu nehmen: der Altar ist mit Abbruch der Kirche im Jahre 1804 zugrunde gegangen²¹⁾.

Nach der Zerstörung der Kirche im Jahre 1689 begann man mit dem Wiederaufbau und der Erneuerung der Ausstattung. Egell erhielt von dem Kapitelsenior und Kustos des Kollegiatstiftes St. German und St. Moriz, Kapitular Michael Hoffmann, den privaten Auftrag zu einem Altar²²⁾. Eine seit Jahren im Besitz des Mannheimer Altertumsvereins befindliche: eigenhändige Zeichnung des Bildhauers (Abb. 11) gibt hierüber näheren Aufschluß. Sie trägt die Unterschrift: „Ist im Besessn Seiner Hochw. H. Can. ci Hoffmann veraccordiert worden zu drehundert rthlr. Speyer den 6.t Martij 1734. H. A. Gros manu propria.“ Die Persönlichkeit des H. A. Gros ist der Speyerer „Notar publ. in fidem“, wie er sich auf anderen Urkunden zu unterzeichnen pflegt. Egell hat für den Kanonikus Hoffmann noch einen großen Steinkreuzifixus geliefert. Denn in den Stiftsakten²³⁾ ist die Rede von einem „Crucifix als Stiftung von dem lezhin verstorbenen Canonicus

Hoffmann zwischen zwei Pfeiler an der Kirche, wo das gemälde gewesen, gesetzt und bereits zu Mannheim in der Arbeit seyn solle, wie den schon das Fundament gelegt werde.“ Weiter heißt es unter dem 12. April 1736 das große Steinkruzifix sei „dem Vernehmen nach in Mannheim fertiggestellt, es sey eine Neuerung, welche man zu leiden nicht schuldig sey.“ Wohin das Kruzifix gekommen ist, war nicht zu ermitteln, heute ist jede Spur verschwunden. Für den Spenerer Altar der Immaculata blieb wenigstens die Vorzeichnung erhalten.

Der Gegenstand dieser Zeichnung findet seine Parallele in dem für den Dompropst Ernst Friedrich von Twickel bestimmten Hildesheimer Altar, den Egell zwischen 1729–31 in seiner Mannheimer Werkstätte schuf. Der Spenerer Entwurf bedeutet demgegenüber eine Reduzierung auf die Einzelfigur, die sicher ihren Grund in der Auftragsgebung hat. Der Spenerer Altar ist ein Nebenaltar. Egell kehrt hierbei zum Architekturschema zurück, das er in Hildesheim bereits aufgegeben hatte. Allein, wie das von Säulen getragene mehrfach verkröpfte Gesims von zierlichen Basen bekrönt wird, wie ferner an den Anzapfpunkten des Bildrahmens und des elegant sich in die Höhe windenden Flachbogens Puttenköpfe eingefügt werden, das alles läßt deutlich werden, wie sehr der Meister das straffe architektonische Schema nach Möglichkeit aufzulockern versucht. Egell weicht hier von der üblichen Darstellung der Immaculata Conceptio, wie sie das 17. Jahrhundert in endgültigem Kanon ausgebildet hatte, ab. Ikonographisch durchaus folgerichtig enthält der tabernakelartige Sockel eine Reliefdarstellung des Sündenfalls. An den konkaven Sockelkurven tummelt sich rechts ein Puttenpaar, zur Linken erscheint ein gewaltiger Seraph. Ob das hinter der Statue befindliche Altargemälde in Fortführung des Gedankens der Assumpzio eine Krönung oder Verherrlichung Mariens enthielt, läßt sich aus der Zeichnung nicht feststellen. Ungeändert ist nur eine Engelglorie.

Auch für die seit 1734 neu errichtete katholische Pfarrei in Lingenfeld bei Germersheim (Pfalz) scheint Egell einen Altar geliefert zu haben. Wenigstens weist hierauf eine Heidelberger Handzeichnung aus der Mitte der vierziger Jahre²⁴). Die Rückseite des Blattes trägt die Widmungsaufschrift: „au très reverent Le Pere paule l'ordre de Seinte francisque per Germersheim à Lingenfeld.“ Der Altar ist entweder beim Neubau der Lingenfelder Kirche im Jahre 1837 verschwunden oder aber er wurde gar nicht geliefert, und wir hätten in der Handzeichnung vielleicht nur ein Widmungsblatt für den Franziskanerpater Paulus Soherr aus Mannheim zu erblicken, der von 1744–48 in Lingenfeld pastorierte und mit dem Egell durch seine zweite Ehe mit Maria Martha Soherr verschwägert war²⁵).

Ein Kabinetstück feinster Art ist die kleine Statue des hl. Alonsius in der Kuratie-Notkirche zu



Abb. 12: Hl. Alonsius, Holzfigur, Fassung neu, um 1741, Kuratie-Notkirche Mannheim-Rheinau.

Mannheim-Rheinau, die sich einst in der Schulkirche in L 1 befand (Abb. 12). Die auf einer Wolke schwebende Gestalt des Jesuitennovizen ist in still inbrünstiger Andacht versunken vor dem Kruzifixus, den er in Händen hält. Der Künstler läßt den Heiligen in der von Spitzen umsäumten Albe erscheinen. Die grazile Durchbildung des geneigten, vom Nimbus umstrahlten Kopfes und der bis in die Fingerspitzen hinein besetzten Hände ist von gleich sorgfältiger technischer Behandlung, wie die leicht flatternden Stoff-Falten. Trotz der nervösen Unruhe des Gewandmotivs bleiben die Bewegungsakzente klar und organisch. Die Größe der Form und des seelischen Ausdrucks gelangen voll zur Geltung. Alle Einzelheiten sind geistreich empfunden, so auch der aus der Wolke hervorblickende Engelskopf.

Eine exakte Zeitbestimmung ist nicht möglich, zumal die moderne Fassung das Urteil erschwert, doch



Abb. 13: Hl. Franz Xaver, Holzfigur um 1735/40, Schloßmuseum Mannheim.

wird die Alonsiusfigur der Wende der dreißiger und vierziger Jahre angehören. Egell hat hier durchaus folgerichtig den statuarischen Typus weiterentwickelt, den er in einer 1,78 Meter hohen Holzkulptur des hl. Franz Xaver geschaffen hatte (Abb. 13). Die hohe schlanke Figur des Jesuitenmissionars, die sich einst im Treppenhaus des Mannheimer Jesuitenkollegs befand und jetzt im Egell-Saal des Mannheimer Schloßmuseums Aufstellung gefunden hat, gehört zu den großartigsten Einzelstatuen des Meisters. Mit Recht fand sie in der Geschichte der deutschen Barockskulptur vielseitige Würdigung. Die geistige Spannung, die den schmalen, von Locken umrahmten Kopf durchbebt, wird auch in den wundervollen asketischen

Händen spürbar. Der weite Mantel, um beide Schultern gezogen, wird vom rechten Arme erfaßt, so daß ein breit flatternder Dreieckzipfel entsteht. Ihm antwortet die leichte Schwingung der Körperachse und die sanfte Knickung des linken Knies, die durch das Beiseitesetzen des linken Fußes motiviert ist. Eine Gestalt von imponierender Erscheinung und starkem geistigen Leben. Die Größe liegt in der weltabgeschiedenen Stille ihrer Geste, die erfüllt ist von jenem seitigem seelischen Gehalt.

Für die Datierung des großen Berliner Altars scheinen die Reliefs an der Kanzel der Unteren Pfarrkirche in Mannheim von einiger Bedeutung zu sein. Die Kanzel wurde, wie Börsig berichtet²⁶⁾, im Jahre 1742 von dem kurfürstlichen Hofschreiner Gernes geliefert. Nach dem Allianzwappen, das am rechten Seitenaltar der katholischen Kirche in Schwetzingen wiederkehrt, liegt eine Stiftung des Grafen Ehrenreich Andreas von Polheim und Wartenburg und dessen Gemahlin, geb. Gräfin Winkelhausen, vor. Polheim war kurpfälzischer Geheimrat und Oberamtman zu Stromberg, dann bischöflich Augsburgerischer Geheimrat und Oberhofmarschall²⁷⁾.

Bei den Kanzelreliefs wurde bisher übersehen, daß die Arbeit des Schreiners und Bildschnitzers getrennt werden müssen. Es darf nicht außer acht gelassen werden, daß größere Werke Gemeinschaftsarbeit von Künstlern und Handwerkern verschiedener Gattung sind. Das war schon im Mittelalter Brauch. In der Massenproduktion des Barock tritt der Kollektivismus noch stärker in die Erscheinung. Die Arbeitsteilung bekundet in der Schöpfung der Mannheimer Kanzel immerhin Disziplin, doch fehlt der große einheitliche Zug. Schwerlich ist dem Schreiner Gernes der Entwurf zuzuschreiben, er geht wahrscheinlich auf Bibiena zurück. Was aus der Kanzel hätte werden können, wenn man sich Egells entwerfende Hand gesichert hätte, zeigt der ungemein geistreiche Kanzelentwurf im Heidelberger Museum (Abb. 14)²⁸⁾. Am Sockel des Kanzelkorbes haben die vier Evangelistensymbole Raum gefunden. Das figürliche Relief und die beiden symbolischen Gestalten an den Seiten (Glaube und Liebe?) sind in die ornamentale Bewegung einbezogen. Der Schalldeckel wird dekorativ überspielt von Puttenköpfen und dem posaunenblasenden Engel als bekrönendem Abschluß²⁹⁾.

Die Zeichnung ist nur in einem Zusammenhang mit der Rokoko-Innenarchitektur verständlich, sie zielt völlig auf die großen Ensemblewirkungen des Kirchenraums ab. Die immer krauser werdende Führung des Strichs, die der Steigerung des Bewegungsausdrucks dient, ist charakteristisch für die umfangreiche zeichnerische Produktion Egells aus den letzten beiden Jahrzehnten seines Schaffens. Sein Zeichenstil hat sich zu immer freierer Wirkung entfaltet. Die Formvorstellung geht vom Gesamtbild, nicht von der Selbständigkeit einzelner Teile aus. Bei dem Kanzel-

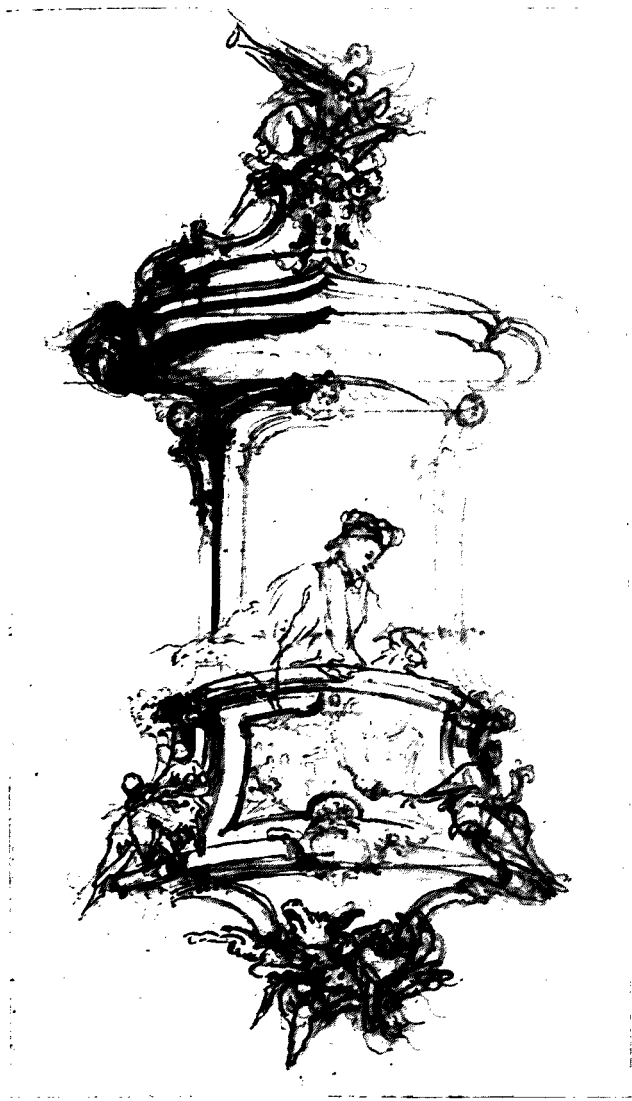


Abb. 14: Entwurf zu einer Kanzel, Kurpfälzisches Museum Heidelberg.

entwurf, — dem einzigen bisher bekannten, — könnte es den Anschein haben, daß der Zug zum Malerischen die plastische Erscheinung der Gestalt nahezu preisgeben wolle. Der dreiteilige Aufbau in Kanzelkorpus, Rückwand und Schalldeckel verschwindet gegenüber dem kühnen Empordrängen der in Gegenströmungen verlaufenen Kurven. Die Uebergänge sind durchaus fließend.

Inwieweit die Heidelberger Zeichnung in Verbindung mit der ausgeführten Kanzel der Unteren Pfarrkirche in Mannheim zu bringen ist, läßt sich schwer entscheiden. Es könnte sich ebenso um einen Entwurf zur Kanzel der Mannheimer Jesuitenkirche oder um eine reine Phantasiezeichnung handeln.

An der Kanzel der Unteren Pfarrei gehen nur die Reliefs (Abb. 15) auf Egell zurück. Doch dürfen sie nicht als eigenhändige Werke des Meisters angesehen werden, ebensowenig wie das Sebastiansrelief am Antependium zum Berliner Altar, das noch im Mannheimer Schloßmuseum verblieben ist. Wohl geht die

Komposition auf Egell zurück, die Ausführung wurde anpassungsfähigen und begabten Schülern übertragen. Es wäre nicht unwesentlich zu wissen, wieviele Gesellen in der Werkstatt des Meisters beschäftigt waren. Bei dem äußeren Umfang der rein dekorativen Skulpturen an Mannheimer Bauten wie Schloß, Kaufhaus, an den verschwundenen Bauten wie Rhein- und Neckartor, dem Mühlauschloßchen u. a. mag die Zahl immerhin nicht unbeträchtlich gewesen sein.

Das flache Relief der figürlichen Szenen ist ornamental gedacht und deshalb frei von tieferen Unterhöhlungen. Es fehlen intensive Licht- und Schattengegensätze. Die reichliche Neuvergoldung verwischt zudem in ihrer verstärkten Reflezwirkung die zarten plastischen Formen.

In der Szene am Kanzelkorpus erscheint Christus unter dem Symbol des Lammes, das gläubig von der Welt angebetet wird. Die Lichtstrahlen, die das mystische Gotteslamm umgeben, lenken den Blick auf das Wunder in der Höhe, das sich in der zweiten, an der Rückwand der Kanzel angebrachten Szene offenbart. Am Schalldeckel wird die Taube, das von Gott gegebene Symbol des Heiligen Geistes sichtbar. Ungemein flüssig, so ganz im Sinne des Meisters ist



Abb. 15: Kanzel der Unteren Pfarrkirche in Mannheim, Holzrelief, 1742.



Abb. 16 17: Zwei Heiligenbüsten aus dem Altar des Gekreuzigten und der Heiligen Sebastian und Rochus, Holz, um 1740/44, Deutsches Museum Berlin.

die Bewegung der schlanken, geschmeidigen Gestalten. Doch fehlt die letzte technische Durchbildung, um sie als eigenhändige Schöpfungen Paul Eggells zu betrachten. Wir haben es mit einer Werkstattarbeit zu tun.

Wie weit die ehemals am Schalldeckel der Kanzel anstelle der Erscheinung Gottvaters aufgestellten Figuren der vier Evangelisten auf unseren Bildhauer zurückgehen, läßt sich nicht mehr feststellen, sie sind spurlos verschwunden.

Die beiden Kanzelreliefs bringen in das Lebenswerk Paul Eggells kaum etwas Neues, doch sind sie wichtig für die zeitliche Bestimmung des Berliner Altars. Das Kartuschen- und Rankenwerk ist in seinem Ornamentstil so auffallend verwandt, daß hieraus auf eine gleichzeitige Entstehung geschlossen werden darf. Als Datum für den Berliner Altar gewinnen wir damit die Zeitspanne zwischen 1740—44.

Bei dem großen Altar (Abb. 20) möchten wir einen Augenblick verweilen, da er das umfangreichste, in allen seinen Einzelheiten nahezu vollständig erhalten gebliebene Holzbildwerk darstellt. Es kann nur auf das Tiefste beklagt werden, daß diese gewaltige Schöpfung Paul Eggells Mannheim verloren gehen mußte.

Eine eingehende Beschreibung erübrigt sich, da der Altar schon vielerorts ausführliche Würdigung fand³⁰⁾. Kaum vernehmlich klingt das plastische Motiv der Figuren in dem wundervollen ornamen-

talen Rhythmus durch. Es ist alles eingebunden in den harmonischen Zusammenklang der einzelnen Bildkomponenten.

Das hohe Mittelrelief mit der breit ausladenden Bekrönung der Strahlenglorie wird zu beiden Seiten von Palmstämmen umschlossen. In ihm erblickt man den Gekreuzigten, umgeben von den trauernden Gestalten Maria, Magdalena, Johannes und einer Gruppe spielender Kinder in fröhlicher Ausgelassenheit. Zwei freiplastische lebensgroße Figuren des hl. Sebastian als Krieger und Kirchenpatron links, sowie des hl. Rochus als Pilger zur Rechten sind in den Aufbau organisch eingefügt. In ihrer kühnen Wendung werden sie Träger der Bewegung. Hierzu gehören zwei Heiligenbüsten (Abb. 16 und 17), die sich einst über den Sakristeitüren befanden und zwei auf Wolken knieende, adorierende Engel (Abb. 18 und 19).

Eine einheitliche Bewegung schwingt von den Gestalten unten über das Kreuz des Erlösers, zu der Strahlenglorie in der Höhe, die wie ein unbestimmter Schimmer verklingt. Welch eine Fülle und Feinheit der Nuancierungen von der vollplastisch heraustr tretenden Gestalt Christi zu den Relieffiguren der Maria und Magdalena und der kühnen Schrägstellung des Johannes! Welch ein Gefühl der Hingebung an den Erlöser in Haltung und Gesichtsausdruck der Trauernden und der assistierenden Heiligenfiguren!



Abb. 18 19: Zwei Engel aus dem Altar des Gekreuzigten und der Heiligen Sebastian und Rochus, Holz, um 1740/44, Deutsches Museum Berlin.

Als Gesamterscheinung ist der Altar sinnliches Erlebnis heiligster Kunst, erhöht durch den lichten Glanz der Vergoldung mit ihrem wechselnden Schimmer. Es gibt im Schaffen des Mannheimer Bildhauers nichts Gleiches, was an Umfang des Figürlichen und an Pracht der Schnitzkunst diesem Werke gleichzusetzen wäre. Für die kirchliche Barockkunst am Rhein bleibt Egells Altar der unteren Pfarrkirche in Mannheim eine der großartigsten und zugleich eine der letzten Offenbarungen des wundervollen Zusammenklagens von Raum, Form und Inhalt. Darin liegt seine geschichtliche Bedeutung.

Das nächste Werk, das dem nun fünfzigjährigen Bildhauer aufgrund des stilistischen Befunds zuzuschreiben ist, nimmt in besonderem Sinne eine wichtige Stelle im Gesamtwerk Egells ein: der Prunksarg für Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz. Er steht in der düsteren Gruft der Mannheimer Schloßkirche. Wie es damals in den großen Herrscherhäusern Sitte war, wurde der am 31. Dezember 1742 im Alter von einundachtzig Jahren verstorbene Regent, der letzte aus dem Hause Pfalz-Neuburg, in einem prächtigen, vergoldeten Zinnsarg beigesetzt (Abb. 21). Freilich handelt es sich hierbei nicht um einen Sarkophag, wie ihn das Mittelalter nach der Grundform der Antike in Gestalt der Tumba bewahrt hat, die den Toten nicht umschließt, sondern sich nur zur Erinnerung an der Stelle der Bestattung erhebt. Der das Begräbnis sinnbildlich andeutende Sarg ist auch nicht Mittelpunkt eines prunkvollen Grabmals, wie es die Zeit der Renaissance

und des Barock häufig ausgebildet hat. Es war offenbar der Wunsch des Kurfürsten, daß man ihm kein Monument in der Schloßkirche errichte, da „er es für unwürdig hielt, Glanz in der Finsternis zu suchen und im Schatten des Todes“.

Der im Umriss reich bewegte Sarg ruht auf kriegerischen Trophäen und vier mächtigen „Neuburgischen Löwen, wieviele einst Kurfürsten des heiligen römischen Reichs die Pfalz und die Religion geschützt haben“. Auf dem Deckel sitzen am Kopfende zwei Putten, umgeben von den Insignien der Kurwürde (Kurahut und Orden des goldenen Vlieses). Sie halten das bronzene Medaillonbildnis Karl Philipps, das den Aufbau beherrschend zum Abschluß bringt. Die Deckelseiten tragen Kartuschen in üppiger vergoldeter Umrahmung mit umständlichen lateinischen Inschriften, die den Lebensgang und die Verdienste des Toten würdigen²¹⁾.

Die feste Form ist überall durch Inschrift-Kartuschen und Reliefs aufgelockert. Die Dekoration täuscht das Auge hinweg über die Massigkeit und Schwere des Sarggehäuses. Die Längs- und Schmalseiten schmücken figürliche Reliefs mit Darstellungen des Kampfes Simsons mit dem Löwen und Begebenheiten aus dem Türkenkrieg, den Kurfürst Karl Philipp in jungen Jahren mitgemacht hat. „Er hat den Krieg, den er in der Jugend suchte, als Greis verschreckt, ein wahrer Fürst des Friedens“, heißt es in der Inschrift. In seinem plastischen Schmuck ist der Sarg eine Verherrlichung der Kriegstaten des jungen Herrschers, die der Nachwelt zu überliefern

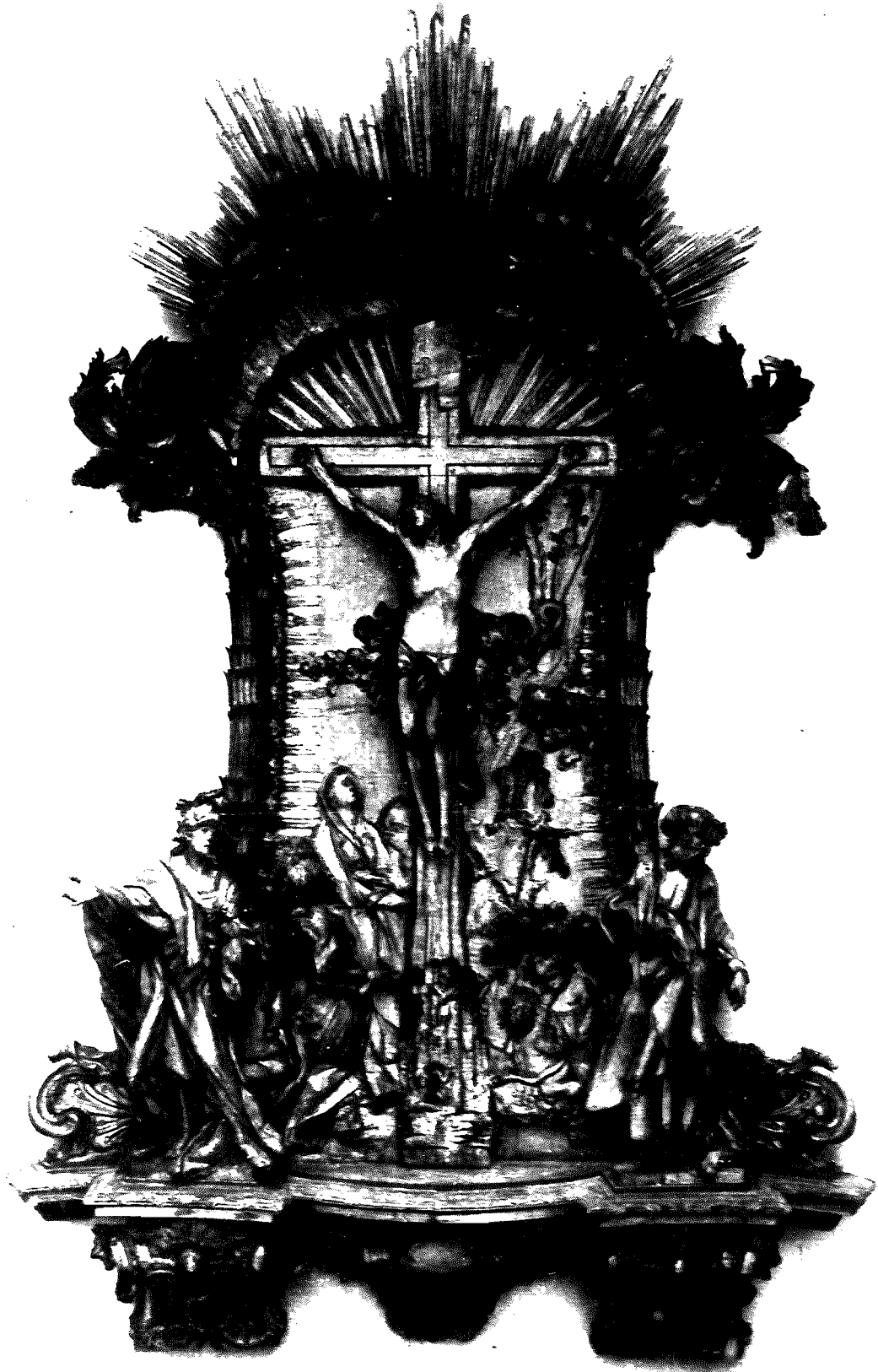


Abb. 20: Altar des Gekreuzigten und der Heiligen Sebastian und Rochus aus der Unteren Pfarrkirche in Mannheim, Holz, um 1740-44, Deutsches Museum Berlin.

dem Kurfürsten schon zu Lebzeiten schmeichelte, denn er ließ seinen Audienzsaal im Mannheimer Schloß (heute Schloßmuseum Saal 448) um 1725 durch italienische Stukkateure gleichfalls mit Szenen aus den Türkenkriegen ausstatten.

Egells Stil verdeutlicht unverkennbar der kleine, 38 cm hohe, auf dem Sarg liegende Kruzifixus (Abb. 22). In dem schlanken Körper mit seiner prachtvoll modellierten Oberfläche, dem demütig geneigten Haupt und dem stark eingezogenen Leib drücken sich verhaltener Schmerz und Sehnsucht nach Erlösung in gleichem Maße aus. Das weiche Zusammenfließen des Haares, der Körperform und des Lententuches, das in diesem vortrefflichen, durch den Reiz der Patina erhöhten Werke liegt, weist unmittelbar auf den wohl gleichzeitig entstandenen großen Kruzifixus des Berliner Altars. Hierzu haben sich Nachzeichnungen erhalten. Kiefer glaubte zwar die im Martin-von-Wagner-Museum, Würzburg, befindlichen Kruzifixzeichnungen dem Meister selbst zuschreiben zu können³²⁾, doch sind dies sicher keine eigenhändigen Vorstudien des Mannheimer Meisters. Eher wird es sich um Rötelstudien handeln, die der Würzburger Bildhauer Martin Wagner



Abb. 22: Kruzifixus zum Brunkfarg Karl Philipps, Sinnguß, 1743, Gruft der Mannheimer Schloßkirche.

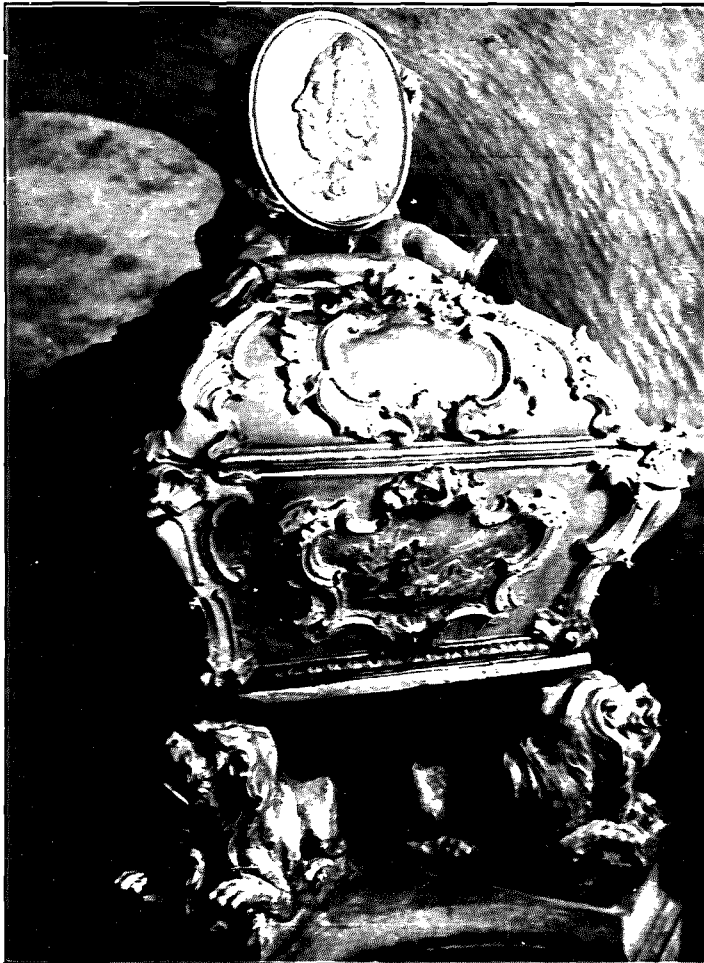


Abb. 21: Brunkfarg für Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz, Sinnguß, teilweise vergoldet, 1743, Gruft der Mannheimer Schloßkirche.

nachzeichnete, von dem wir wissen, daß er ebenso wie Ignaz Günther nach Egells Schöpfungen gearbeitet hat.

Die drei figürlichen Zinnreliefs (Abb. 23) des Karl-Philipp-Sarges sind trotz aller malerischen Wirkung ihres Bewegungsausdrucks bezeichnend für das Suchen nach plastischer Einheit. Klar heben sich die Silhouetten der Reitergruppen und die Kriegszelte vom Grunde ab. Das Wesentliche, die Hauptfiguren sind in die Mitte gerückt. Alles Nebensächliche ist in der Reliefbehandlung auf die knappste Form gebracht. Der Bewegtheit der Körper entspricht die krause Masken- und Rocailleornamentik der vergoldeten Kartuschenumrahmung, in der sich die Phantasie des Meisters ungehemmt auslebt.

In Egells Schaffen bedeuten diese Reliefs die folgerichtige Weiterentwicklung einer Ausdrucksform, die der Meister schon in den 1728/29 geschaffenen Hochfüllungen im Treppenhaus und Rittersaal des Mannheimer Schlosses in virtuoser Stucktechnik beherrschte (Abb. 24) und die ausgangs der vierziger Jahre in seinen vortrefflichen Stuckreliefs der Masken, kriegerischen Trophäen und Hahnenkämpfen im gelben Saal des Mannheimer Schlosses (heute Schloßmuseum Saal 416) ihren letzten Ausklang finden. Die Art, wie sich hier Männerköpfe und

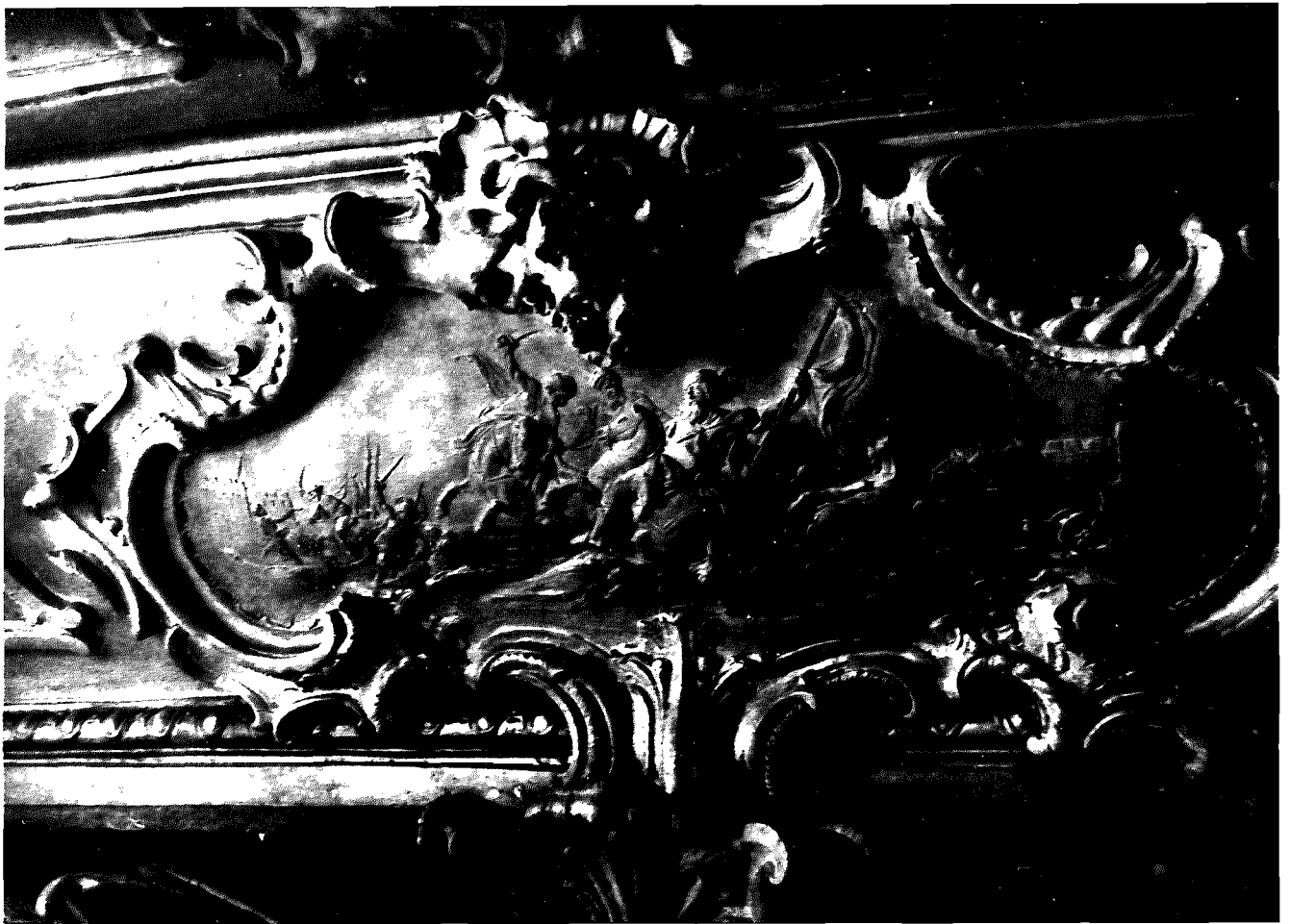


Abb. 23: Kampfszene, Detail aus dem Sarg Karl Philipps, Zinnguß, 1743, Gruft der Mannheimer Schloßkirche.

Kriegsgeräte durch den prägnanten Umriss der Kampfschilde vom Grunde abheben und sich von der umgebenden Innenarchitektur loslösen, beweist, wie sehr es dem Bildhauer trotz dekorativer Unterordnung auf selbständige Plastik ankam. Hier darf an Andreas Schlüters Masken sterbender Krieger im Hofe des Zeughauses zu Berlin erinnert werden, die trotz aller Verschiedenheit der plastischen Gestaltung und des Materials aus der gleichen künstlerischen Einstellung geschaffen sind.

Zum Prunksarg für den Pfälzer Kurfürsten Karl Philipp haben sich keine zeichnerischen Vorstudien erhalten, wohl aber eine größere Zahl zu dem des ein Jahrzehnt zuvor verstorbenen Bruders, des Bischofs Franz Ludwig, dessen Wormser Grabmal wir eingehend besprochen haben. Aus der Folge der Kölner Handzeichnungen greifen wir ein Beispiel heraus (Abb. 25)³²). Die Grundelemente des Aufbaus entsprechen genau dem zur Ausführung gelangten Mannheimer Prunksarg, doch zeigt der Entwurf neue Einfälle und Variierungen: Auf dem Sargdeckel sitzt der Bischof. Ueber seinem in weichen Linien fließenden Gewande hängt das Deutschordenskreuz. Dahinter erhebt sich als Allegorie des Glaubens eine weibliche Gestalt mit dem Kreuz in der Rechten. Am

Sockel ruht der Pfälzer Löwe; ringsum tummeln sich Putten mit den bischöflichen Insignien.

Es ist auffällig, daß sich die Zeichnung gar nicht um eine Gestaltung in kubischen Massen kümmert, sondern rein bildmäßig in Helldunkelwirkungen denkt. Das ist charakteristisch für Egells Stil. Bewundernswert bleibt gewiß, wie sehr der Meister seine Gestalten möglichst jeder Erdenschwere entkleidet und sie dennoch zu einer geschlossenen plastischen Einheit zwingt.

Der Prunksarg Franz Ludwigs ist beigelegt im Breslauer Dom, in der Gruft der kurfürstlichen Sakramentskapelle, die der Fürstbischof 1716–27 nach einem Entwurf des J. B. Fischer von Erlach in Wien (gest. 1723) errichten ließ. Zeitgenössische Stimmen nennen den Namen des Zinngießers Johann Martin Glaug³⁴), der in Breslau eine umfangreiche Werkstatt unterhielt³⁵). Der Künstler, der den Skulpturenschmuck fertigte, wird nicht genannt. Soweit die einzige mir zur Verfügung stehende Abbildung des Sarges — ein von Johann Christian Jung 1734 gefertigter Kupferstich³⁶) — ein Urteil ermöglicht, läßt sich keine Zeichnung des Mannheimer Bildhauers in unmittelbaren Zusammenhang mit dem Prunksarg Franz Ludwigs bringen,



Abb. 24: Maske eines sterbenden Kriegers, Stuckrelief um 1729/30, Ritteraal des Mannheimer Schlosses.

doch scheint Egells Mitarbeit nicht ganz ausgeschlossen, worauf der auf dem Sargdeckel liegende große Totenschädel und der Kruzifixus deuten. Ein einwandfreies Urteil ist allerdings nur möglich, wenn die Gruft der Breslauer Kapelle einmal zugänglich gemacht wird.

In größere kunstgeschichtliche Perspektive rückt der aus Lindenholz geschnitzte Kopf der hl. Theresia nach dem im Auftrage des Kardinals Federigo Cornaro 1644–47 entstandenen Marmorbildwerk Lorenzo Berninis in S. M. della Vittoria in Rom. Das 28,5 cm hohe Relief (Abb. 26) stammt aus dem Besitz der Familie von Droste-Hülshoff, kam später in die Sammlung des Freiherrn Josef von Lohberg in Meersburg am Bodensee und gelangte 1929 ins Schlossmuseum Mannheim. Es ist ein Beweis für Egells Aufenthalt in Italien, denn zu ihm gehört ein handschriftlicher Zettel, der folgenden Wortlaut trägt: „Johannes Laurentius Bernini Ritter im Toscaner Sehr Kunstreicher Bildhauer und Mahler hat zu Rom dies Bildnus der heiligen Theresia Carmeliter ordens in ihrer entzückung in Marmor ausgehauen, und ist hernachmahls nach dem römischen model durch Paulum Egel Churfürstlichen Bildhauer Anno 1744 verfertigt worden.“

Egell war 1744 in Rom, wahrscheinlich nicht zum ersten Male. Schon während seiner Dresdener Stu-



Abb. 25: Entwurf für einen Prunksarg für Bischof Frz. Ludw. von Pfalz-Neuburg, um 1732, Wallraf-Richard-Museum Köln.

dienjahre wird er durch seinen Lehrmeister auf Bernini hingewiesen worden sein. Hatte doch Bernoser während seines vierzehnjährigen Aufenthalts in Italien (von 1670 ab) Gelegenheit, diesen überragenden Meister der Barockskulptur noch am Leben anzutreffen. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß Egell in den Jahren 1717–1721 erstmals in Italien weilte, bevor er als Dreißigjähriger in Mannheim sesshaft wurde. Manche seiner frühen Arbeiten, so vor allem das Alabasterrelief mit dem hl. Bernward am Hildesheimer Altar scheinen auf Eindrücke zurückzugehen, die er vornehmlich von der kirchlichen Plastik des großen Italieners empfing.

Es ist gewiß kein Zufall, daß Egell zu Berninis hl. Theresia, diesem Wunderwerk entrückter Ekstase und mystischer Vision, eine Wallfahrt unternahm. Daß er dieses Nacherleben des Kopfes durch ein schriftliches Dokument ausdrücklich hervorhebt, beweist nur, welche Bedeutung der Bildhauer seinem römischen Aufenthalt selbst zumißt. Egells hl. Theresia bleibt neben dem im gleichen Jahre entstandenen Holzrelief eines Kopfes Christi im Ritteraal des Doms zu Hildesheim, eine der wenigen bezeichneten Arbeiten. Der Meister liebte es nicht, seinen Werken Signaturen zu geben.

Daß Egell sich in Rom von dem ekstatischen Anblick der hl. Theresie hingerissen fühlte, ist nach der Ein-



Abb. 26: Hl. Theresia, nach dem Marmorbildwerk Berninis in Rom, Holzrelief, 1744, Schloßmuseum Mannheim.

stellung seiner Kunst zu dekorativer Bewegung durchaus verständlich. Indessen ist die Nachbildung und Uebertragung des Marmorkopfs in die raffinierte Flächenbehandlung eines Lindenholzreliefs alles andere als nur trockene Kopie. Schon die Veränderung der Proportionen, das in die Längeziehen des Gesichtsovals zeigen, daß beide Werke durch ein Jahrhundert getrennt sind. Alle Details, wie der Schnitt der Augen und des Mundes, der Faltenstil des Kopftuches entsprechen keineswegs dem Vorbild. Sie verraten deutlich genug die Formsprache des Rokokokünstlers, der in der Umwandlung einer Freiskulptur in ein malerisch gesehenes Relief durchaus persönlich bleibt.

Unter dem suggestiven Eindruck von Berninis Kunst entstand das Relief der Beweinung Christi an der katholischen Kirche in Freinsheim (Abb. 27). Zeitlich würde das durchaus passen, denn Freinsheim erhielt im Jahre 1746 wieder eine eigene katholische Pfarrei³⁷⁾. Nach Aussage alter Bewohner soll das Relief aus einem Kloster in Herrheim stammen, doch läßt sich dies aus Mangel an gesicherten Quellen nicht einwandfrei feststellen. Es ist durchaus möglich, daß das Werk für die Kapelle in einem Freinsheimer Hofgebäude bestimmt war, das der kurpfälzische General Graf Efferen den beiden Karmeliterklöstern in Mannheim und Heidelberg überließ³⁸⁾. Nach dem Neubau der dem hl. Petrus geweihten Kirche (zwischen 1770—1780) wurde das

Relief über die Eingangstür versetzt. Soviel ist gewiß, daß die verkröpfte Umrahmung mit dem Louis=XVI.-Gehänge als spätere Zutat zu gelten hat. Zugleich macht das verwendete weiche Gipsmaterial es wahrscheinlich, daß ursprünglich an eine Aufstellung im Freien gar nicht gedacht war, und man sollte Vorkehrungen treffen, Egells vortreffliche Schöpfung künftig vor den Unbilden der Witterung zu schützen.

Der Meister sucht in diesem Relief nach der erhabenen Darstellung des seelischen Schmerzes. Der Größe der Szene entspricht die Größe der Formsprache. Ueber dem auf der Erde ruhenden toten Heiland klagen rechts Maria und ihre Schwester, sowie Maria Magdalena, während links Johannes sich schmerz erfüllt über den Körper Christi beugt. (Johannes Evangelium Kap. 19, 25). Wundervoll schwingt der klagende Ton der Frauen in der Szene überall mit. Der Leichnam Christi ist auf einen langen Stein, wie auf einen Altar, gebettet. Das Motiv stammt aus der italienischen Malerei des 16. und 17. Jahrhunderts. Die körperliche Gestalt Christi ist auf das Sorgfältigste detailliert, um das Hauptmotiv in den Vordergrund zu rücken. Alle übrigen Figuren haften reliefmäßig am Grund. Einheitliche große Linienzüge sind für die Komposition bestimmend. Der Zusammenhang zwischen den Figuren und dem unbehandelt gelassenen Hintergrund ist weniger räumlich als linear-rhythmisch. Der leichte spielerische Nebenklang des Rokoko offenbart sich in dem pausbackigen Puttenkopf, der die linke obere Ecke füllt.

Die Ausführung geschah nur in Gips wahrscheinlich aus Sparsamkeitsgründen. Zeitlich gehört das Werk zusammen mit dem kleinen Birnbaumrelief der Beweinung Christi aus der Sigmaringer Sammlung (jetzt Städtische Skulpturensammlung, Liebighaus, Frankfurt a. M.) und der allerdings verloren gegangenen kleinen Pietà in Ton, die Christian Ludwig von Hagedorn 1748 angeblich dem Dompropst von Kesselsstatt in Mainz zum Geschenk machte³⁹⁾.

Es ist anzunehmen, daß Paul Egell in den Jahren 1749—52 verpflichtet wurde, Figuren zum Hochaltar in der einstigen kurpfälzischen Oberamtsstadt Simmern zu schnitzen. Damals hatten die Karmelitermönche den Mannheimer Baumeister Johann Jakob Rijscher zum Neubau der katholischen Josephskirche berufen. Beide Künstler sind vermutlich auf Empfehlung des Kurfürsten Carl Theodor, der die Stadt Simmern persönlich besucht hat, mit diesen Aufträgen betraut worden⁴⁰⁾.

Die übrig gebliebenen Teile des Hochaltars, eine Christusfigur und ein Engel (Abb. 28)⁴¹⁾ lassen sich schwer zu der einstigen Ordnung rekonstruieren, wenngleich die jetzige Aufstellung im Treppenhause des Pfarrhauses in der Gesetzmäßigkeit der Komposition einen durchaus geschlossenen Eindruck hinterläßt. In der Gestaltung des Christuskopfes und der Hände liegt das Wesentliche, die innere

Abb. 27: Bemeinung Christi
Gipsrelief um 1746, Katho-
lische Pfarrkirche Freinsheim



Geistigkeit. Die Haltung der Hauptfigur ist schwabend, sie scheint der festen Stütze des Bodens nicht zu bedürfen. Der Oberkörper ist leicht nach vorn geneigt, der Kopf gesenkt. Der Eindruck des Schwabenden wird noch verstärkt durch ein leichtes Viergehen in den Hüften. Der Blick des Heilands ist in sich gekehrt und von Mitgefühl erfüllt. Seine linke Hand liegt auf der Brust, die Rechte ist in segnender Gebärde ausgestreckt. Trost ist über das Leiden dieses Gesichts gebreitet. Die gleiche Innerlichkeit findet sich in dem prachtvoll holzgeschnitzten Christuskopf, den das Mannheimer Schlossmuseum bewahrt (Abb. 29).

Der demütig zu Füßen liegende Engel mit den gefalteten Händen ist eine typenhafte Wiederholung der beiden Engelsfiguren aus dem großen Berliner Altar (Abb. 18/19). Reiches Gelock umschließt das Haupt. Bei aller Knittrigkeit und Bauhung der wallenden Gewanddraperien bleibt die Umgrenzung der Gestalten geschlossen. Die Gruppe ist trotz ihrer freifigürlichen Existenz ihrer inneren Bestimmung nach Relief. Außerordentlich ist bei diesem Spätwerk die Qualität der Schnitzarbeit, die einst durch eine leichte Vergoldung in ihrer Wirkung gesteigert war.

Das Schicksal hat es Paul Egell nicht mehr vergönnt, den Hochaltar zur Mannheimer Jesuitenkirche auszuführen. Lediglich den plastischen Schmuck des Giebelreliefs der Kirche hat er noch in Stein vollendet. Zweifellos gehen die Kanzelreliefs der Jesuitenkirche in ihrer figürlichen Komposition gleichfalls noch auf Paul Egell zurück. Die Ausführung dieser drei Predigtzonen des neuen Testaments geschah aber erst nach

dem Tode des Meisters durch dessen Sohn Augustin Egell. Zur kurfürstlichen Loge der Jesuitenkirche hat der Bildhauer noch einen Entwurf geliefert¹²⁾.

Allein erst in dem Hochaltar hätte der Meister die innige Beziehung zu Egid Quirin Amans Massenbeherrschung des Langhausgemäldes finden können. Als frommer Katholik, der den Ideen der Jesuiten sehr zugänglich war, hätte er wie kein zweiter sinnliche Schönheit und innige Beziehung zum Glauben im Skulpturenschmuck des Hochaltars zu verwirklichen vermocht. Die kühlen Gipsfiguren Peter Anton von Verschaffelts (1710–1793), Egells Nachfolger, sind Zeugnisse eines Künstlers, dem als Vertreter der nächsten Generation die Kultur des Spätbarock verloren gehen mußte und der damit nicht mehr befähigt war, seine Skulpturen dem raumschöpferischen Stil des Rokoko unterzuordnen.

Eine erhalten gebliebene Handzeichnung Egells (Abb. 30)¹³⁾ gibt eine Vorstellung, wie sehr sich der Bildhauer kurz vor seinem Tode mit dem Figurenschmuck des Altars beschäftigte: Der hl. Ignatius entsendet den glühendsten Apostel seiner Lehre, den hl. Franz Xaver, als Jesuitenmissionar in die Welt. Bereit, „den schrankenlosen Gehoriam bis zum Opfer der Ueberzeugung“ zu leisten, kniet Franz Xaver vor dem Priester des katholischen Glaubens. Putten umschweben die Heiligenfiguren: die Strahlenglorie mit dem Jesuitenmonogramm IHS bildet den Abschluß. Trotz aller körperlichen Substanz drängt die feierliche Szene dahin, das mystische Erlebnis von einer realistischen Wiedergabe spontaner Leidenschaftlichkeit zu befreien, um die seelische Disposition der Handlung und Würde des Vorgangs zu gewinnen.



Abb. 28: Christus und Engel, Holzfiguren um 1749/50, Katholisches Pfarrhaus Simmern.

Die Zeichnung zum Hochaltar der Mannheimer Jesuitenkirche ist eines der letzten Vermächtnisse, die von der überragenden Kunst Paul Egells überliefert sind. Es scheint sogar, als ob spätere Hände, vielleicht die des Sohnes Augustin, das Blatt vollendet und überarbeitet hätten. Damit sind wir am Ende der Betrachtung der unbekannten, noch nicht veröffentlichten und verlorengegangenen Werke des Mannheimer Bildhauers. Wir hoffen durch ihre zeitliche Eingliederung in das Gesamtwerk und durch die Neudatierung des längst zum kostbaren Besitz deutscher Barockplastik gehörenden Altars des Deutschen Museums in Berlin ein sicheres Fundament gewonnen zu haben für eine monographische Abhandlung der Kunst des Meisters. Sie bleibt noch zu schreiben und hätte alles bisher Bekannte zusammenzufassen. Insbesondere müßten in stärkerem Maße die Stukaturen und Handzeichnungen herangezogen werden, als dies in vorliegender Betrachtung möglich war.

Egells Stil war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts richtunggebend. Mit dem überragenden Einfluß des ehrgeizigen Peter Verschaffelt am Mannheimer Hofe geriet sein künstlerisches Vermächtnis, wie es vornehmlich in den beiden großen Altären in Hildesheim und Berlin und seinen Heiligenfiguren



Abb. 29: Christuskopf, Holz, Schloßmuseum Mannheim.

niedergelegt ist, in Vergessenheit. Gewiß gibt es Ausstrahlungen seiner Werkstatt, die ihren Niederschlag gefunden haben etwa in den Figuren des hl. Ignatius und des hl. Franz Xaver am Hochaltar der Kuratie-Notkirche zu Rheinau (1735) und am Hochaltar der Mannheimer Bürgerhospitalkirche (1777 von Bildhauer Klienckler geschaffen), ferner in der Sandsteinstatue des hl. Monsius in der Kirche zu Neckarhausen, in den beiden Engelsfiguren am Hochaltar der Schweginger Kirche, in der Holzfigur des hl. Nepomuk in Freinsheim, in den geschnitzten Puttenköpfen am Beichtstuhl der Freinsheimer Kirche, in einem Kruzifixus der kath. Kirche in Ilvesheim und in manchen anderen Einzelfiguren und Grabepitaphs in Oggersheim, Heidelberg, Worms, Lorsch und andernorts. Trotz allen Einflusses des akademisch klassischen Schönheitsbegriffs Verschaffelts arbeitete eine geringe Zahl von Zeitgenossen im Sinne des Meisters weiter. Nur wenige Namen sind bekannt geworden, vieles ist anonym. Freilich handelt es sich nur um Werke einer durchschnittlichen Mannheimer Bildnerei, bei denen man die warme Innigkeit der Schöpfungen Paul Egells vermißt. Keine dieser Epigonenleistungen kann nur annähernd die überragende technische Qualität aufweisen, wie sie den authentischen Werken des Mannheimer Bildhauers eigen ist. Egells künstlerischer Wille blieb also nach seinem Tode noch lebendig, doch die Form der Nachfolge zeigt sehr bald die grundsätzliche Wand-

lung des künstlerischen Zeitgeistes. Es ist nicht so, daß Egells Werke den künstlerischen Charakter seiner Landschaft für die nächsten Jahrzehnte weiter bestimmt hätte. Sein Lebenswerk bedeutet vielmehr ein geschichtliches Ende, denn alle nachfolgende Bildnerei wird im Wesentlichen von dem Klassizisten Verschäpft beeinflusst.

Merkwürdigerweise läßt sich kein direkter Einfluß des Meisters auf die Kleinplastik des Frankenthaler Porzellans nachweisen, wie es für den Lehrer Permoser möglich ist, aus dessen Lebenswerk einige Skulpturen bekannt sind, die später in Fürstenberger Porzellan wiederholt wurden. Auch die Wiener Porzellanfabrik greift auf die Kunst Raphael Donners, Egells großem Antipoden in den österreichischen Ländern, zurück. Für die Kurpfalz ist Konrad Link (1732—1793) vielleicht der einzige Künstler, der das Erbe des großen Mannheimer Plastikers in seinen Porzellanbildwerken in die Stilistik des Louis XVI. übertragen hat. Sein lyrisches Temperament war dem Egells durchaus wesensverwandt. Wichtiger bleibt der Einfluß Egells über die Grenzen der alten Kurpfalz hinaus auf Künstler wie Martin Wagner, der 1756 von Mannheim nach Würzburg kam, und auf Ignaz Günther, von dem wir wissen, daß er Egell auf seiner Wanderzeit 1751 besucht hat.

Des Meisters Stuckarbeiten und Schöpfungen in der Bauplastik sind köstlicher Zierrat in der ungeheuren Fülle der künstlerischen Gesamtleistung des 18. Jahrhunderts. In seinen Altären und Einzelfiguren hingegen ist die Sammlung und Befinnung auf eigene Gestaltungskraft und die innere Entwicklung seines Künstlertums unmittelbar zur Entfaltung gebracht. In den Heiligenfiguren und Altären hat sich Egells Wesen am tiefsten ausgesprochen. Nahezu alle Gestalten des Meisters sind durch Züge des weiblich Weichen, des Schmiegsamen, aber auch des innerlichen Sinnens gekennzeichnet und es scheint, als ob er darin sein eigenes menschliches und künstlerisches Schicksal zum Ausdruck bringen wollte. Es war nicht frei von Erschütterungen.

Ueber die Lebensgeschichte Paul Egells läßt sich nur wenig berichten. Weder Aufzeichnungen zeitgenössischer Geschichtsschreiber, noch solche des Meisters selbst haben sich erhalten. Nicht einmal die Herkunft des Bildhauers erfahren wir aus einer gleichzeitigen oder späteren Notiz. E. W. Braun glaubt den Geburtsort im Umkreis von Salzburg suchen zu können, was allerdings erst durch urkundliche Belege nachgewiesen werden mußte. Daß Permoser seinen Gesellen Egell zum Einkauf von Marmor nach Salzburg mitnahm, ist bezeugt. Man möchte vermuten, daß der Mannheimer Bildhauer auch mit Raphael Donner in Berührung kam. Egells Jugend und seine Lehr- und Wanderjahre sind noch in völliges Dunkel gehüllt. Lediglich der Geburtstag, 9. April 1691, ist überliefert durch die Unterschrift auf einem Schab-



Abb. 30: Hl. Ignatius und Hl. Franz Xaver, Entwurf zum Hochaltar der Mannheimer Jesuitenkirche um 1750/51, Wallraf-Richartz-Museum, Köln.

kunstblatt, das der Augsburger Stecher J. J. Haid nach dem von Dathan gemalten Selbstbildnis Egells fertigte. Das bürgerliche Leben des Bildhauers bleibt verknüpft mit dem Geschick Mannheims, das ihm zur zweiten Heimat wurde. Am 11. Januar 1752 trug man ihn hier zu Grabe. Trotz aller Anerkennung der Zeitgenossen, die in ihm die „Zierde des kurpfälzischen Hofes“ rühmten, starb er in bescheidenen Verhältnissen und in Sorgen um seine kinderreiche Familie.

In dem Bildnis, das der Maler Johann Georg Dathan zur Zeit seines Mannheimer Aufenthalts (um 1737) schuf, haben wir zugleich das Bild von Egells Wesen. Sicher hat Dathan in diesem im Besitz des Mannheimer Schlossmuseums befindlichen Gemälde (Abb. 31, Replik im Wallraf-Richartz-Museum, Köln) die Gestalt des Bildhauers überzeugender geschildert, als der Meister jenes Idealporträts, das als Leihgabe der Stockholmer Sammlungen im Deutschen Museum, Berlin, zu sehen ist. Das Bildnis ist umso wertvoller, als nur wenige Daten, die die Urkunden nennen, das Lebensbild des Meisters erhellen, und weil diese spärlichen Nachrichten keinerlei Deutung im Werke des Bildhauers zulassen. Das



Abb. 31: Paul Egell, Selbstbildnis, gemalt von Johann Georg Nathán um 1737, Schloßmuseum Mannheim.

hagere, kränklliche Antlitz mit den verträumten braunen Augen atmet Lebensferne. In der Tat haben kaum überraschende Begebenheiten in das Leben des Künstlers eingegriffen. Es scheint bezeichnend, daß der „kurfürstliche Hofbildhauer“ Paul Egell keine Perücke trug, vielmehr sich in der schlichten bürgerlichen Pelzmütze malen ließ. Das rein Menschliche ist es auch, in dem die Gestaltungskraft des Meisters zu suchen ist. Darum berührt uns das Bild seiner Kunst so ungemein überzeugend und lebenswahr.

Wenn der Meister im Verlaufe seines Schaffens seine sakralen und profanen Bildwerke zu leidenschaftlicherem Bewegungsausdruck gesteigert hat, so liegt darin gewiß die Wendung von der erregten Plastizität des Spätbarock zur Formauflösung des Rokoko. Allein, über diesen stilgeschichtlichen Wandel hinaus ist des Meisters Gestaltung des innerlichen Erlebens eine charakteristische Aeußerung deutschen Gefühls. Eine mächtige Tradition war in der Kunst deutscher Bildhauer seit der Spätgotik des ausgehenden Mittelalters lebendig geblieben und hat in den großen schöpferischen Leistungen der Barockplastiker einen letzten Ausklang gefunden. So verstanden, ist die Kunst Paul Egells, die alle internationalen Strömungen am Mannheimer Hofe zu etwas durchaus Selbständigem umgeformt hat, gebunden an heimische Ueberlieferung. Sein Lebenswerk bleibt Denkmal volksmäßigen Schicksals, dem die deutsche Kunst allezeit verpflichtet ist.

Anmerkungen

¹⁾ Demmler Theodor, Der Bildhauer Paul Egell in Mannheim (1691—1752), Jahrbuch der preussischen Kunstsammlungen, 43. Bd., 4. Heft, S. 137—162, Berlin 1922, mit Angabe der älteren Literatur.

²⁾ Ueber die mutmaßliche Herkunft des Künstlers vergleiche den Aufsatz von E. W. Braun in der Oberheinischen Kunst, 3. Jahrgang, Freiburg i. B. 1928. Neues biographisches Material hat Leopold Güllier zusammengetragen in seiner Veröffentlichung: Beiträge zur Lebens- und Familiengeschichte kurpfälzischer Künstler im 18. Jahrh., Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der Kurpfalz, 14. Bd., S. 96, Heidelberg 1929. An weiterer Literatur ist zu erwähnen: Walter Friedrich: Die Stuckarbeiten des Hofbildhauers Paul Egell im Mannheimer Schloß, Kurpfälzer Jahrbuch Heidelberg 1927, S. 184. — Kießer E.: Ein Entwurf Egells zum plastischen Schmuck des Neckartores in Mannheim, Pfälzisches Museum — Pfälzische Heimatkunde, Jahrgang 1931, Heft 56, S. 155. — Martin Kurt: Die Kunstdenkmäler Badens X, 2, Stadt Schweighingen, Karlsruhe 1933, S. 368 und 415 ff. — Zoben ist erschienen: Martin Kurt, Der Bildhauer Paul Egell als Graphiker, Oberheinische Kunst, Band 1933, Freiburg i. B. — Von allgemeiner Literatur sei angeführt: Brindmann A. E., Barock-Bozetti, IV, Deutsche Bildhauer, Frankfurt a. M. 1924, S. 52 ff. — Sauerlandt Max, Die deutsche Plastik des 18. Jahrhunderts, München 1926, S. 21 f. — Feulner Adolf: Skulptur und Malerei des 18. Jahrhunderts in Deutschland, Handbuch der Kunstwissenschaft, Potsdam 1929, S. 59 ff. Pinder Wilhelm: Deutsche Barockplastik, Königsberg i. L. und Leipzig 1933, S. 17.

³⁾ Für freundliche Unterstützung bei meinen Untersuchungen möchte ich an dieser Stelle herzlichen Dank sagen den

Herren: Professor Dr. Ahlhaus = Mannheim, Pfarrer Becker = Freinsheim, Museums-Direktor Dr. Demmler = Berlin, Museums-Direktor Dr. Förster = Köln, Museums-Direktor Prof. Dr. Gropengießer = Mannheim, Pfarrer Hart = Simmern, Professor Hermann Hoffmann = Breslau, Bibliotheks-Direktor Dr. Illert = Worms, Studienrat Klimm = Speyer, Museums-Direktor Dr. Lohmeyer = Heidelberg, Konservator Dr. Martin = Karlsruhe, Staatsarchiv-Direktor Dr. Pfeiffer = Speyer, Pfarrkurat Schrempf = Mannheim-Rheinau, Museums-Direktor Dr. Sprater = Speyer, Professor Wollenhäger = Ladenburg. Herrn Museums-Direktor Professor Dr. Friedrich Walter = Mannheim sei für das freundliche Interesse an meiner Arbeit und für die Ueberlassung der zahlreichen vom städtischen Schloßmuseum Mannheim angefertigten Neuaufnahmen besonders gedankt.

Die Aufnahmen zum Wormser Grabmal des Bischofs Franz Ludwig (Abb. 7 und 8) wurden von Fotoverlag Kurt Füller, Worms, gefertigt; das Foto zur Simmerner Christusgruppe hat Herr Gustav Hoevel, Simmern, freundlich zur Verfügung gestellt. Abb. 3, 5, 6, 9—12, 14, 15, 21—27, 29—31 liegen Aufnahmen des Schloßmuseums Mannheim zugrunde. Die Druckstöcke zu Abb. 1 und 2 wurden vom Historischen Museum der Pfalz, Speyer, zu Abb. 5, 6 und 13 vom Schloßmuseum Mannheim, zu Abb. 7 vom Wormser Altertumsverein, zu Abb. 16—20 vom Verlag Walter De Gruyter & Co., Berlin, gütigst leihweise überlassen.

Dem Mannheimer Altertumsverein, der keine Kosten zur würdigen Bildausstattung dieses Sonderheftes der Mannheimer Geschichtsblätter scheute, sei vorliegende Arbeit zum fünfundsiebzigsten Jubiläum seines Bestehens dankbar gewidmet.

1) Kiefer E., Ein Entwurf Egells zum Plastischen Schmuck des Neckartors in Mannheim. Pfälzisches Museum 1931, Heft 5/6, S. 155.

2) Freundliche Mitteilung von Herrn Dipl.-Ing. Karl Lochner, Ludwigshafen a. Rh.

3) Köln, Wallraf-Richartz-Museum, Feder- und Tuschezeichnungen 20,5 : 11,5 bzw. 38 : 24,5 cm, Inv.: 3 92 und 3 86.

4) Oberrheinische Kunst, 1933. Ueber die Radierungen Brindmanns nach Egell vgl. meine Dissertation: Philipp Hieronymus Brindmann Würzburg 1922, S. 13 und Katalog der Radierungen Nr. 41—43, 45—47.

5) Kämmerer J. J., Geschichte der kurpfälzischen Oberamtsstadt Ladenburg 1789, S. 93 ff.

6) „Benlagen und Urkunden zu der Ladenburger Hospital-Bau und sonstig. Rechnung de Anno 1740.“ Ladenburg, Altertumsammlung. Bei den Bauakten befindet sich eine unfigurierte aber sicher auf Sigismund Zeller zurückgehende Grund- und Aufrißzeichnung.

7) Kunstdenkmäler Badens X, 2, Schwetzingen, 1933, S. 368 und 415 ff.

8) Ueber die Familie vgl. Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser 1858 S. 872. Siehe auch Titel und Namenbuch von J. Churf. Durchlaucht zu Pfalz Gesamtten Hofstatt anno 1723, S. 22.

9) Walter Fr. a. a. O. S. 184.

10) Franz Ludwig, geb. in Neuburg 18. Juli 1664, Domherr zu Olmütz 1678, Münster, Straßburg und Speyer 1679, Lüttich, Köln 1687, Mainz 1695, Bischof von Breslau 1683, Propst zu Ellwangen 1694, Bischof von Worms 1694, Hoch- und Deutschmeister 1694, Koadjutor von Mainz 1710, Kurfürst von Trier 1716, Kurfürst von Mainz 1729, gest. in Breslau 18. April 1732 vgl. Neuburger Kollektaneen-Blatt, 95. Jahrg. 1930, S. 39. Ferner Wormsgau Heft 9, 1932, S. 349. Jungnick, Die Breslauer Bischofswahl 1682/83, Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens, 35. Band, Breslau 1931, S. 245. Kentenich Gottfried, Geschichte der Stadt Trier, 1915, S. 549 ff. Kentenich Gottfried, Der Trierer Kurfürst Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg und die Kunst, Trierer Zeitschrift 1926, S. 161. Kees Ernst, Der Einzug der Kurfürsten Lothar Franz und Franz Ludwig in der Residenzstadt Mainz am 25. November 1727, Mainzer Zeitschrift, Jahrg. XX XXI, 1925/26, S. 29.

11) Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen, Kreis Worms, 1887, S. 198.

12) Köln, Inv.: 3 97, 3 98, 3 99, 3 100, 3 102, 3 104. Heidelberg, Inv.: VIII, 460. In den gleichen Zusammenhang gehören wahrscheinlich auch die Kölner Zeichnungen: 3 96, 3 101, 3 106.

13) Federzeichnung mit Tusche laviert, 23,5 : 25,5 cm, Kurpfälz. Museum Heidelberg, Inv. VIII, 460.

14) Federzeichnung 35,3 : 22,5 cm, um 1732. Wallraf-Richartz-Museum Köln, Inv.: 3 104.

15) Das Mainzer Denkmal wurde noch zu Lebzeiten des Dompropstes im Jahre 1706 begonnen. Vgl. Kautsch und Kees, der Dom zu Mainz, 1919, S. 306. Feulner schreibt das Grabmal in seinen plastischen Teilen neuerdings Johann Mauritz Gröninger (1650—1707) zu.

16) 1. Feder- und Bleistiftzeichnung mit Tusche laviert, bez.: links unten: Paulus Egell, Mannheim d. 24. August 1729, 44,5 : 28 cm. — 2. Feder- und Bleistiftzeichnung mit Tusche laviert, bez.: J. P. Egell 1738, 49 : 32 cm — Kurpfälzisches Museum Heidelberg, Inv. VIII, 450 u. 449.

20) Vgl. Kranzbühler Eugen, der Wormser Dom im 18. Jahrhundert. Sonderdruck aus „Studien aus Kunst und Geschichte“, Friedrich Schneider zum 70. Geburtstag, Freiburg 1906, S. 299 ff. Ferner Kranzbühler Medtchild, Joh. Wolfgang von der Auvera, Städel Jahrbuch 1932.

21) Eine Abbildung der Kirche nach einer Zeichnung von J. Kuland im Historischen Museum der Pfalz, Speyer, ist veröffentlicht in der Zeitschrift Pfälzisches Museum, 1923, S. 127.

22) Bayer. Staatsarchiv Speyer, Urkunden des Stifts St. German und St. Moritz, Nr. 139.

23) Archiv der Stadt Speyer, Fasc. Nr. 380, Acta in Sachen des St. Germanstifts die Aufrichtung eines Crucifixes zwischen den Pfeilern der Kirchen gegen die Schuster-gasse betr. 14. May 1736.

24) Bleistift und Federzeichnung leicht mit Tusche laviert 26 : 18,5 cm, Inv. VIII, 461.

25) Die Nachforschungen nach dem Altar sind ohne Ergebnis geblieben. Zur Geschichte der Kirche zu Lingenfeld vgl. Probst Joseph, Geschichte der Stadt und Festung Wermersheim, Speyer 1898, S. 216 ff. Die verwandtschaftlichen Beziehungen Egells zu der Familie Hoherr hat Leopold Möller a. a. O. aufgezeichnet.

26) Börsig Leopold, die Pfarrei und Kirche zum hl. Sebastianus in Mannheim, 1910, S. 33.

27) Grigner Maximilian, Standeserhebungen und Gnadenakte deutscher Landesfürsten, Börsig 1888, S. 161 a.

28) Bleistift und Federzeichnung 42,3 : 28,5 cm, Inv. VIII, 457.

29) Ueber: „Die Typenentwicklung der süddeutschen Kanzeln des 18. Jahrhunderts“, vgl. die Dissertation von Annemarie Henle, Heidelberg 1933.

30) Katalogmäßige Beschreibung mit Maßangabe: Die Bildwerke des Deutschen Museums Berlin, 3. Band, 1930, S. 408 ff.

31) Die Inschriften mit der deutschen Uebersetzung hat Hugo Drös in den Mannheimer Geschichtsblättern XXXI, Nr. 8/9, Sp. 170 ff. veröffentlicht. — Die genauen Maße des Sargs betragen: Gesamthöhe am Kopfende 1,90 m, am Fußende 1,05 m. Breite am Kopfende 1,15 m, am Fußende 90 cm. Gesamtlänge 2,75 m. Das auf dem Sargdeckel liegende Kreuzifix hat eine Höhe von 38 cm, die Spannweite der Arme beträgt 31 cm. Der Innenraum der figürlichen Reliefs zu beiden Seiten mißt 25,65 cm, das Relief an der Stirnseite 25,45 cm.

32) Abgebildet bei Kiefer a. a. O.

33) Federzeichnung mit Tusche laviert, 29 : 22 cm. Auf der Rückseite Bleistiftentwurf zum gleichen Sarg, um 1732, Wallraf-Richartz-Museum Köln, Inv. 3 98.

34) Hinge Erwin, Schlesiische Sinnbilder, Leipzig 1926, S. 91.

35) Gomolden Dan., Supplement zu denen bereits herausgegebenen drei ersten Theilen derer Breßlauischen Merkwürdigkeiten, Vols 1734, S. 10: „Ehe ich mich von dem Dohme wende, muß ich den geneigten Leser auch noch berichten, welcher gestalt in dem 1733. Jahre im Monath Martio vor den vorigen Jahres, Menie Aprilis verstorbenen Durchlauchtigsten Churfürsten zu Mainz und Bischoffen zu Breßlau, Herrn Franz Ludewigen, Christmildester Gedächtnuß, auf hohe Verordnung von Herr Joh. Martin Gläugen, Bürgern und Sinnigkern allhier, ein kostbarer zinnerner Sarg gegossen worden, woran man 22 Wochen gearbeitet. . . Den 17. Julii wurde der Sarg zu der großen Waage geführt und gewogen. Er wog 17 Centner, 2 Stein und 9 Pfund. Der Sarg ist lang 4 Ellen, 1 Viertel; zum Haupten 6 und ein halb Viertel breit, und auch so hoch; zum Füßen 4 und ein halb Viertel breit und 5 hoch: Selbiger ruhet auf 6 platten Kugeln mit Löwen-Klauen, zum Haupten halten 2 Löwen das Churfürstl. Wappen, an denen Ecken ist Laubwerck, oben auf dem Deckel ist ein gegossenes Kreuzifix, oben und unten mit einem Todten-Kopffe. . . Den 7. Aug. wurde die Churfürstl. Leiche aus der vorigen Grufft herausgehoben und mit gebräuchlichen Ceremonien in diese neue, und den darinnen befindlichen zinnernen Sarg beigelegt, darauf die Grufft oben zugemauert worden.“

³⁶⁾ Veröffentlicht bei Gomoldau.

³⁷⁾ Müller Anton, die Kirchenbücher der bay. Pfalz, München 1925, S. 33.

³⁸⁾ Widder Joh. Goswin, Geograph. Beschreibung der Kurpfalz 1787 III., S. 210.

³⁹⁾ Hagedorn Christian Ludwig, ein Diplomat und Sammler des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1912, S. 196 ff. Hagedorns Nachricht beruht offenbar auf einem Versehen, denn der Mainzer Dompropst Hugo Wolfgang Freiherr von Kesselstatt starb bereits am 2. Januar 1738. Merkwürdig bleibt gewiß ein auffallendes Weiterwirken von Egells dekorativem Stil in dem Marmorrelief der Pietà am Kesselstatt-Denkmal im Mainzer Dom. Es gilt als Arbeit des

Mainzer Bildhauers Burkhard Zamelz. Vgl. Peiper-Diener, Mittelrheinische Barockplastik, Mainzer Zeitschrift XXIV XXV, 1929 30, S. 23. Dasselbst auch Abb., Tafel V, 2.

⁴⁰⁾ Zur Baugeschichte der Josephskirche vgl. Wagner Karl, Simmern im Wandel der Zeiten, 1930, S. 199 f.

⁴¹⁾ Die Christusfigur ist 1,55 m hoch, der knieende Engel 80 cm hoch. Die Figuren waren einst vergoldet und sind heute mit grauer Farbe überstrichen. Von den Flügeln der Engelsfigur ist nur noch der rechte zur Hälfte vorhanden.

⁴²⁾ Tuschzeichnung mit Feder unterlegt und laviert, 35,5: 26 cm, Kurpfälz. Museum Heidelberg, Inv. VIII, 459.

⁴³⁾ Bleistift- und Federzeichnung mit Tusche laviert 37: 25 cm, Wallraf-Richartz-Museum Köln, Inv. 3 109.

Veranstaltungen des Altertumsvereins.

Vortrag Dr. Fritz König-Soest: Germanische Heiligtümer der Osningsmark

Zu dem Lichtbildervortrag, den Dr. Fritz König-Soest am 22. Januar 1934 über die „germanischen Heiligtümer der Osningsmark in Lippe“ im Vortrags-saale der Kunsthalle hielt, hatte sich eine sehr zahlreiche Zuhörerschaft eingefunden, die mit gespannter Aufmerksamkeit den ungemein fesselnden Ausführungen des Redners folgte. An Hand von Karten begann der Vortragende dar-zulegen, wie man auf einer Wanderung durch das Ländchen Lippe eine Reihe der bedeutungsvollsten Denkmäler deutscher Vorgeschichte erleben kann. Es ist die Stelle unseres Vater-landes, die von den Römern „media Germania“ genannt wurde und, seitdem Wilhelm Leudts „Germanische Heilig-tümer“ erschienen, im Vordergrund des Interesses aller Frühgeschichtsforscher steht. Im Gebiet des Teutoburger-waldes stießen in dieser „Osningsmark“ — wohl mit Men-wald zu übersetzen — die Stämme der Brukterer, Marser, Eherusker und Angrivarier zusammen. Kein Wunder, daß an dieser Stelle ein germanisches Heiligtum aus gewaltigen Felsen geschaffen war, wie es in solchem Ausmaß seines-gleichen sucht. Es sind die sog. Erternsteine, 4 große Felsen, die zu einer Kultstätte jener Stämme wurden. Wie dieses Denkmal, dessen Christianisierung Karl der Große schon einleitete, von der Forschung wieder in seiner ursprüng-lichen Gestalt entdeckt wurde, zeigte der Redner in klarer und fesselnder Weise. So ergab sich, daß die Kapelle aus dem 14. Jahrhundert ein Sacellum = Gestirnsheiligtum der Sommer-Sonnenwende ursprünglich war, das 772 zur Hälfte abgeprengt wurde, daß die Stelle, wo der hl. Petrus später aufgestellt wurde, ursprünglich ein Kultort der Winter-Sonnenwende war und alte Runenzeichen (Himmel und Erde darstellend vgl. Uranus und Gaa) trug, von denen besonders der Dreipaß als uraltes Sonnensymbol später in die Kunst einging, und daß vor allem die berühmte Kreuz-abnahme aus dem Mittelalter (wohl 1115 errichtet) den Kampf und Sieg des Christentums über das Heidentum symbolisch deutlich zum Ausdruck bringt. Nikodemus steht auf einer Art von Sessel, der sich nun als eine geknickte Irmin-jul erwiesen hat. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß auf einem dieser Felsen bis zu Karls des Großen Einziehen eine Irmin-jul thronte (Irmin = der Erhabene, vgl. im Hildebrandslied: irmindeot), deren Sturz die Christianisierung der Gegend brachte. Auch der 1932/33 ausgegrabene Sargfelsen fand in einem germani-schen Mysterienkult seine Deutung, die in Tacitus Germania Kap. 39 und in der Wotandarstellung an einem Säulenfuß

in Alpirsbach eine Stütze findet. Ein weiteres Beispiel für die Fortdauer der heidnischen Ueberlieferung bietet die Kili-anskirche im nahen Lügde. Das Bild des Sonnengottes über dem Eingang und die Sonnenräder und Zeichen des Weltbaumes oder der Irmin-jul auf den Säulenköpfen sind alte Symbole, die z. T. in Volksbräuchen der Gegend weiter-leben. Waren diese Ausführungen schon geeignet, hohe Ach-tung vor dem germanischen Kult hervorzurufen, so steigerte sich dieser Eindruck durch das, was der Redner über die Ortungslinien, die das Gebiet durchziehen, zu sagen wußte. Gekennzeichnet durch Felsgruppen und Wallburgen dienten sie einmal dem Nachrichtendienst, aber andererseits in ihrer genauen astronomischen Festlegung auch kultischen Zwecken. So ist besonders erstaunlich die Einstellung des Sternhofes De st e r h o l z nach den Gestirnen, deren Stand vom Jahre 1850 v. Chr. festgehalten ist, ein Beweis der Kulturhöhe unserer Vorfahren. Ueber das 3-Hügel-Heiligtum, den Lei-struper Wald mit seinen Opfersteinen und Steinreihen führte der Redner dann seine gespannt lauschenden Zuhörer zum Teutoburgerwald, wo Hermann der Befreier mit er-hobenem Schwerte als Mahner Deutschlands steht. Seine Gestalt gab mit dem Hinweis auf Deutschlands neuen Führer dem Vortrag einen stimmungsvollen und gegenwartsnahen Abschluß. Reicher Beifall dankte dem Redner für seine Ausführungen.

K. Gr.

Vortrag Dr. Hans Zeiß: Das Altlußheimer Fürsten-grab und das germanische Kunsthandwerk der Völker-wanderungszeit

Vor einer zahlreichen Zuhörerschaft sprach am Mittwoch, den 21. Februar im Vortrags-saale der Kunsthalle der damalige 2. Direktor der Röm.-Germ. Kommission in Frank-furt a. M., Dr. Hans Zeiß, jetzt ordentlicher Professor für Vorgeschichte an der Universität München, über das Altlußheimer Fürstengrab und das germa-nische Kunsthandwerk der Völkerwan-de-rungszeit. Da der Vortragende uns eine eingehende Veröffentlichung dieses nicht nur für unsere Gegend so über-aus bedeutamen Fundes in unseren Geschichtsblättern zu-ge sagt hat, seien hier nur die Grundlinien seiner Ausfüh-rungen wiedergegeben. So vereinzelt das Grab auch für unsere Landschaft zwischen Speyer und Worms sein mag, so sehr stehen Bestattungssitte und Beigaben im Zusammen-hang des großen Völkergeschehens seiner Zeit. Der Brauch der Körperbestattung, hervorgegangen im Orient aus einem tiefgehenden Wandel der Glaubensvorstellungen vom Zen-

seits ergriff das ganze römische Reich und traf bei den Goten am Schwarzen Meer zuerst den germanischen Kreis mit seiner über anderthalb Jahrtausende alten Verbrennungssitte; die Vorstellung von Walhall steht auf diesem Hintergrund.

Die Eigentümlichkeit der Mitgabe zweier Schwerter teilt unser Grab mit einer Reihe anderer Funde dieser Zeit bis nach Frankreich zum Childerichgrab; noch im Walthariliede klingt das wieder. Weitere Kreise zieht die ungewöhnlich prunkvolle Parierstange des Schwertes mit ihrer eigenartigen Technik des Zellenwerkes, dessen goldene Stege die bunten Edelsteine umschließen. Im Orient sind diese Steine zuhause und dort auch zuerst verarbeitet worden. Die Herzform der eingelegten roten Almandine kehrt auch in dem berühmten Fund von Pietroassa in Rumänien wieder, der den Schatz eines Westgotenkönigs aus dem Ende des 4. Jhs. darzustellen scheint. Von diesen griechisch-römischen Werkstätten am Schwarzen Meer aus werden wandernde Goldschmiede, unter denen die Legende vom hl. Severinus germanische „Barbaren“ im Rugierland an der mittleren Donau nennt, mit ihren Fürsten die ungewöhnliche Kunst des Steinschneidens, die im Orient seit Jahrtausenden geblüht hatte, nach dem Westen getragen haben, wo dann einzelne Goldschmiedeschulen sich bildeten, wie in Köln im rheinischen Bereich, in Burgund und in England, und nach 600 auch einer mit Namen sogar auftaucht, Eligius, der spätere Schutzpatron der Goldschmiede. In den Orient weist auch am Altlußheimer Schwert die an das Ortband unten angelegte ehemalige Parierstange eines anderen Schwertes; denn ihr blaugrüner Lapis lazuli findet sich nur in Mittelasien. Das künstlerisch wertvollste Stück des ganzen Fundes ist das noch unerklärte Gerüst mit dem Wolschkopf, über dessen weitgespanntem Rachen die roten Almandinaugen hervorblitzen. Seine künstlerische Ueberlieferung knüpft ihn an den sibirischen Tierstil, der zu verschiedenen Zeiten immer wieder nach Europa hereingebrochen ist, früh schon in der Vermählung von Gold und Edelstein, am wichtigsten in der Völkerwanderungszeit, aber auch noch in der späteren Kunst des karolingischen Nordens nachwirkend. Eine Anzahl von Funden in Mitteleuropa stellen wohl die einzelnen Stationen dar, in denen diese östliche Kunst nach dem Westen drang. Bezeichnet hier der Grabfund des Frankenkönigs Childerich, der 481 in Tournai in Nordfrankreich mit seiner ganzen prunkvollen Rüstung beigelegt wurde, einen wichtigen zeitlichen Anhaltspunkt, so wird das Altlußheimer Grab in die erste Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr. gehören. Das bestimmt wieder die geschichtlichen Möglichkeiten für unser Gebiet, das in dieser Zeit von den verschiedensten Völkern wie Wandalen, Alanen, Sueben, West- und Ostgoten durchzogen wurde. Der noch über den Rhein westwärts brausende Hunnensturm, der so manche Germanenscharen mit sich riß, hat auch diesen Germanenfürsten hierher getragen. Daß einem solchen die Totengabe zueignete, beweist deutlich die Verschiedenheit von Erzeugnissen hunnischer Kunst, die jetzt in Ungarn klarer erkannt werden kann. Die auffällige Ortslage des Einzelgrabes in der leicht überschwemmbareren Rheinniederung führt uns zu dem tragischen Schicksal, das den geliebten Fürsten hier ereilte, daß man seine Leiche unauffällig barg, um sie dem Zugriff der Verfolger zu entziehen. So wird uns das Altlußheimer Fürstengrab zu einem Denkmal germanischer Gefolgschaftstreue und läßt die tiefen Seelenkräfte aus dem germanischen Heldenzeitalter auch uns noch im Herzen fühlen. Lebhafter Beifall dankte dem Redner für seine reichen und tiefen Anregungen und weiten Ausblicke. — Der Grabfund war zur Zeit des Vortrags in-

folge dankenswerter Ueberlassung durch das Kultusministerium in Karlsruhe im Schloßmuseum öffentlich ausgestellt. Er fand eine rege Anteilnahme bei der Bevölkerung, daß an einem Sonntage gegen 4000 Besucher gezählt werden konnten, und die Ausstellung noch weiterverlängert werden mußte. H. G.

Am Brunholdisstuhl bei Dürkheim

Für den Nachmittag des 25. März 1934 hatte der A.-B. seine Mitglieder zu einer Fahrt nach Bad Dürkheim und zu einem Gang auf den auf der Anhöhe nördlich von Bad Dürkheim gelegenen, steil abstürzenden Brunholdisstuhl-Felsen eingeladen, wo der „Kampfbund für deutsche Kultur“, Ortsgruppe Bad Dürkheim, neue Grabungen mit beträchtlichen Ergebnissen durchgeführt hatte. Diese Grabungen und Abtragung der Schutthalde sowohl, als auch die mit einem gewaltigen Ringwall umgebene Hochfläche des Brunholdisstuhles wurden durch Direktor Wilhelm Teudt-Detmold einer Deutung unterzogen. Sowohl an Ort und Stelle, wie am Spätnachmittag im KurSaal, gab Direktor Teudt über den Befund der altgermanischen Kultstelle Erklärungen ab, die den Inhalt der bisherigen Deutungen erweiterten, insofern als die vom Ringwall umschlossene Hochfläche nicht nur eine befestigte Fliehburg, sondern eine geheiligte Kultstätte mit wahrscheinlich vorhandenen Heldengräbern darstellt. Auch die hier namhaft gemachten „Ortungen“ ringsum und bis nach dem Heiligenberg bei Heidelberg auf. wurden besprochen. Vor- und nachher wurden die 5–10 m steilabstürzenden Felswände mit ihren altgermanischen Zeichnungen und Bildwerken, die schon von Direktor Sprater-Spener nach dessen Ausgrabungen gedeutet worden waren, in Beziehung zur kultischen Hochfläche gesetzt. Durch das Aufdecken einer römischen Inschrift unter der 5 m hohen Geröllschicht wurde der Beweis erbracht, daß die sorgfältig scharrierten Felswände ein Steinbruch der XXII. Legion in Mainz waren, die von hier ihre Sarkophage und Steindenkmäler bezog und den Fels stufenweise abbaute. Funde von Werkzeug (Zweispitz) und angehauenen korinthischen Kapitäl bestätigten diese Annahme. Ebenso zweifellos wiesen die Sonnenstäbe, Sonnenräder, die Runen, die Sonnenpferde und das „Männchen“ darauf hin, daß hier in den obern Steinwänden altgermanische Kultzeichen und Sinnbilder eingegraben worden waren. Der Zusammenhang von altgermanischer Kultstätte und römischem Arbeitsfeld (mit wahrscheinlich germanischer Belegschaft) war demnach erweisbar.

Im abendlichen Vortrag im KurSaal gliederte Direktor Teudt die hier gefundenen Zeichnungen, in die größeren Zusammenhänge, namentlich in der Osningmark, ein und gab in großen Zügen ein Bild des naturverbundenen und zugleich mit der Sternennwelt zusammenhängenden Glaubenslebens der Vorzeit. In der nachfolgenden Dankagung des mit reichem Beifall ausgezeichneten Vortragenden Direktors Wilhelm Teudt sagte Prof. Dr. Beringer als Leiter



Abb. 32: Prunkschwert aus dem Fürstengrab von Altlußheim

des Mannheimer Altertumsvereins den Dank der Teilnehmer an der Veranstaltung des Kampfbundes f. d. R. = Neustadt dahin zusammen, daß am Brunholdisstuhl älteste und neue Zeiten sich die Hände gereicht und den Bund völkischer Zusammengehörigkeit und geistig-seelischer Verbundenheit erneuert hätten. Der weitere Abend diente fröhlich-gesellschaftlicher Aussprache über das bei herrlichem Frühlingswetter Erlebte, das an geistigen Ergebnissen und an geistlicher Erkenntnis so reich war. — r.

Die Ausgrabungen in Hermsheim

Die unter der rührigen Leitung von Prof. Dr. Hermann Gropengießer in den letzten Monaten erfolgten Grabungen in der Wüstung Hermsheim zwischen Seckenheim und Neckarau sind beendet. Es ist gelungen, ein aufschlußreiches Bild aus einem altdeutschen Dorfe der karolingischen und ottonischen Zeit zu gewinnen, wie es bisher in West- und Süddeutschland einzig dasteht. Ueberraschend ist die Einfachheit, mit der die Bewohner in dem bis jetzt untersuchten Teile gewohnt haben. Nach jahrtausende alter Wohnheit liegen die Hausplätze, 2,5 : 3,5—4 m groß, bis zu 80 cm tief im Boden und hatten ehemals über sich nur das große Dach, dessen Firstbalken von 2 starken Pfosten an den Schmalseiten getragen wurde. Die meist 50 cm tiefen Pfostenlöcher hoben sich mit ihrer dunklen Einfüllung deutlich im Untergrund des hellen Schwemmlöses ab. Ueber 40 Beispiele ließen diese Regel deutlich erkennen. Oft war festzustellen, daß man ein Haus verlassen und die beiden Pfosten herausgezogen hatte (in einem aufgegebenen Pfostenloch lag unten ein karolingischer Topf), um, 2—3 m seitlich verschoben oder um 90° gedreht, ein neues Haus zu errichten. Ueber die Gleichzeitigkeit der einzelnen Häuser und damit auch über ihre Entfernung von einander läßt sich noch nichts sagen. Deutlich aber war ihre gleichmäßige Ausrichtung von SW nach NO oder SO nach NW zu erkennen, wobei die erstere überwog. Auch über reihenmäßige Anordnung an Wegen oder Straßen war vorläufig keine Klarheit zu gewinnen. Die Häuser waren meist von einer oder mehreren Kellergruben begleitet; Feuerplätze lagen außerhalb. Auch ein Backofen hat sich gefunden, aus z. T. römischen Handquadern 8 Lagen hoch noch erhalten; sein Lößboden war stark rotgebrannt, wie auch bei einer Getreideröstanlage (für die Bereitung von Malzgetränk?). Nicht weit davon wurde auch der Brunnen angetroffen, der aus größeren Flußgeschieben in unbeholfenem Trockenmauerwerk im Rund hergestellt war; in 3,70 m Tiefe lag darunter noch der quadratische Rahmen aus schweren Eichenbohlen; der Schlick am Grunde barg noch Reste des Holzimers und mehrerer Waffertöpfe. Der Brunnen wird wieder hochgemauert und öffentlich sichtbar erhalten werden. Eine Ueberraschung bildete zum Schluß die Aufdeckung eines 40 cm hohen und 50—60 cm breiten Trockenmauersockels, der ein ungefähres Quadrat von rund 4 m Seitenlänge ergibt. Die Ostmauer zeigt einen 1,60 m weiten Eingang mit breiten Schwellenplatten; östlich davor lag noch ein Vorraum, wie der Hauptraum 40 cm in den Löß eingetieft, gegen den die Wände gegengemauert waren. Diese bestanden im Innern aus größeren Steinen, deren Sichtfläche mit einem Kalkbelag verputzt war, während dahinter Packwerk aus mittelgroßen Flußgeschieben lag. Die Bestimmung dieses Gebäudes inmitten der einfachen Flechtwandhäuser ist vorläufig noch un-

klar. Die zeitliche Ansetzung der Siedelung in das 9. und 10. Jahrhundert n. Chr. ist durch die reichen Scherbenfunde in und über den Hausplätzen gegeben. In über 50 Kisten verpackt, bilden sie ein ungewöhnlich wertvolles Fundgut. Denn es ist das erste Mal, daß karolingisch-ottonische Keramik in solcher Reichhaltigkeit mit genauer Fundbeobachtung vorgelegt werden kann. Neben grauer und grauschwarzer Grobware steht die gelbtonige Feinware mit Rädchenverzierung in Gittermustern und zahlreiche Stücke der bemalten Pingsdorfer und scharf gefinterten Manener Ware. Mehrere Duzend Gefäße werden sich ganz wieder herstellen lassen. Zumeist scheint die Topfware aus der Kölner Gegend zu stammen. Dazu dann noch mancherlei Einzelfunde, die das Bild des Lebens runden: Webegewichte, Spinnwirtel und Kinderrasseln aus Ton, Eisenschlüssel, Bronzhaarnadel, Messer; ein spitznackiges Steinbeilchen zeugt für das Alter des Glaubens der bligabwehrenden Kraft des „Donnerkeils“. Im Herbst sollen die Untersuchungen auf den anstößenden Feldern fortgesetzt werden, um eine Reihe aufgetauchter Fragen zu fördern und zu klären. Vielleicht gelingt es auch, das merowingische Dorf des 6.—8. Jahrhunderts zu finden, auf dessen Spur bereits Scherbenfunde weisen, und zu dem 5 Gräber bereits seit 30 Jahren bekannt sind. H. G.

Zeitschriften- und Bücherschau

Die Monatschrift „Die Westmark“ betreffend. MÖB.-Verlag, Neustadt a. d. Hdt. „Die Westmark“, Monatschrift des Volksbundesverbandes Pfalz-Saar, die seit Oktober 1933 zu Neustadt a. d. Hdt. in Monatsheften erscheint, umfaßt das gesamte kulturelle Leben des rheinfränkischen Raumes. Die in aufstrebender Entwicklung und Höherführung der kulturellen Belange befindliche Zeitschrift wünscht mit dem Kreis des Mannheimer Altertumsvereins in nähere Verbindung zu treten. Der Mannheimer Altertumsverein entspricht diesem Wunsch, indem er seine Mitglieder auf diese für politische, literarische und künstlerische Kreise anziehende Monatszeitschrift empfehlend aufmerksam macht. — „Die Westmark“ wird bei Bestellung den Mitgliedern des Mannheimer Altertumsvereins, einschließlich der wissenschaftlichen Beilagen, zu dem Vorzugspreis von R. 6.— jährl. (statt R. 11.—) geliefert. Der Vertreter der Westmark wird in der nächsten Zeit die Mitglieder des Mannheimer Altertumsvereins persönlich besuchen, um sie für die pfälzisch-saarländischen Belange zu gewinnen. Wir begleiten ihre Bemühungen mit den besten Wünschen. — r.

Inhalt

75 Jahre Mannheimer Altertumsverein — Mitteilungen aus dem Altertumsverein — Neue urgeschichtliche Funde um Mannheim — Paul Egell, neue Untersuchungen zur Kunst des Mannheimer Bildhauers, von Museumskustos Dr. Gustaf Jacob — Veranstaltungen des Altertumsvereins — Die Ausgrabungen in Hermsheim — Zeitschriften und Bücherschau

Mannheimer Altertumsverein Fernruf 297 17; Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 246 07; Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft.

Abdruck der kleinen Beiträge mit genauer Quellenangabe gestattet; Abdruck der größeren Aufsätze nur nach Verständigung mit der Schriftleitung der Mannheimer Geschichtsblätter. — Schriftleitungskommission: Prof. Dr. Joseph August Beringer, Prof. Dr. Hermann Gropengießer, Dr. Gustaf Jacob. — Für den sachl. Inhalt der Beiträge sind die Mitteilenden verantwortlich. — Verlag des Mannheimer Altertumsvereins G. B. — Druck: Schmalz & Laßinger, Mannheim.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatschrift für die Geschichte,
Alttertums- u. Volkskunde Mannheims u. der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Alttertumsverein

Jahrgang XXXV

April/Juni 1934

Heft 4—6

Mitteilungen aus dem Alttertumsverein

Ordentliche Mitgliederversammlung, 4. Juni 1934

Zum Eintritt in die Tagesordnung gedenkt der Vorsitz der Toten des Vereinsjahrs 1933. Des Vorstandsmitgliedes und Rechners Dr. Joseph Bögele, der vor Jahresfrist, im Mai 1933, verstorben ist, Landeskommissär i. R. Dr. Hebling und Professor Wilhelm Süs. Der Vorsitz widmete ihnen Worte ehrender Anerkennung und stellt fest, daß die Anwesenden sich schon zu Beginn seiner Ansprache von ihren Sitzen erhoben hatten.

Der Vorsitz erwähnt ferner die Ernennung von Universitätsprofessor Dr. Willy Andreas zum Ehrenmitglied und die von Dr. Baier, Karlsruhe, zum korrespondierenden Mitglied.

Der Vorsitz stellt fest, daß zur Mitgliederversammlung ordnungsgemäß eine Woche vorher im Amtsverkünder (Hb) eingeladen wurde.

Der Rechnungsabschluß wurde von den Rechnungsprüfern, Hubert Kenner und Carl Heisler, richtig befunden. Der Vorsitz gibt aus dem Rechnungsabschluß einige Summen an und stellt anheim, daß eventuelle Interessenten im Laufe der nächsten Woche Einsicht in die Bücher und Belege nehmen. Die Mitgliederversammlung erteilt hierauf Entlastung.

Die neu aufgestellten Satzungen werden auf Wunsch verlesen. Auf Antrag von Rechtsanwalt Dr. Neumann wird § 12 etwas geändert und erhält die jetzt gültige Fassung. Die Versammlung bestätigt die Satzung.

Hier nimmt der Vorsitz die Gelegenheit wahr, in Kürze einen Überblick über den Gang der Verhandlungen, die Gleichschaltung und seine Ernennung zum Vorsitz betreffend, zu geben.

Der Vorsitz gibt im Anschluß an die Satzungen die derzeitigen Vorstandsmitglieder bekannt. Die Mitgliederversammlung bestätigt einstimmig die Wahl des Vorstandes (§ 12 der Satzung). Schriftführerin ist Wilma Stoll.

Als Rechnungsprüfer für 1934 schlägt der Vorsitz die bisherigen Vertrauensleute, H. Kenner und C. Heisler, vor, die von der Versammlung bestätigt werden.

Der Vorsitz schließt mit der eindringlichen Bitte um Werbung neuer Mitglieder und erteilt Prof. Dr. Gropengießer das Wort, der in etwa einstündiger Ausführung über die Ergebnisse der Ausgrabungen der Reichsautobahn berichtet.

Aus Anlaß der 75. Wiederkehr des Gründungsjahres des Alttertumsvereins wurden in Anerkennung ihrer großen Verdienste um die heimatlische Geschichtsforschung zu korrespondierenden Mitgliedern ernannt, die Herren: Ernst Brauch, Lehrer in Hockenheim, Franz Gember, Hauptlehrer in Mannheim-Feudenheim und Konrad Seel, Maurermeister in Ladenburg.

Als Mitglieder wurden neu aufgenommen:

Freund, Hugo, Handelsgärtner, O 4, 1.
Hornberger, Augusta, Schriftstellerin, Siethenstr. 61.
Müller, Gretel, Postassistentin, Ludwigshafen, Heinigstr. 71.
Neumann, Karl, Landrat, Kaiserring 48.
Petisch-Krapp, Elisabeth, Seckenheimerlandstr. 7.
Roeder, Regierungsdirektor, Spener a. Rh.
Schaefer, Christian, Direktor, Mollstr. 12.
Scharke, Emma, Hauptlehrerin, L 10, 8.
Schubel, Maria, Richard-Wagner-Str. 28.
Schroter, Erwin, Schriftsteller, H 1, 3.
Schwarz, Theresie, Ludwigshafen, Friesenheimer Str. 219.
Wesendach, Dr. Ludw., Landrat, Augusta-Anlage 23.

Durch Tod verloren wir unsere Mitglieder:

Häberle, Dr. Daniel, ord. Honorarprofessor, Heidelberg.
Weinmann, F., Direktor.

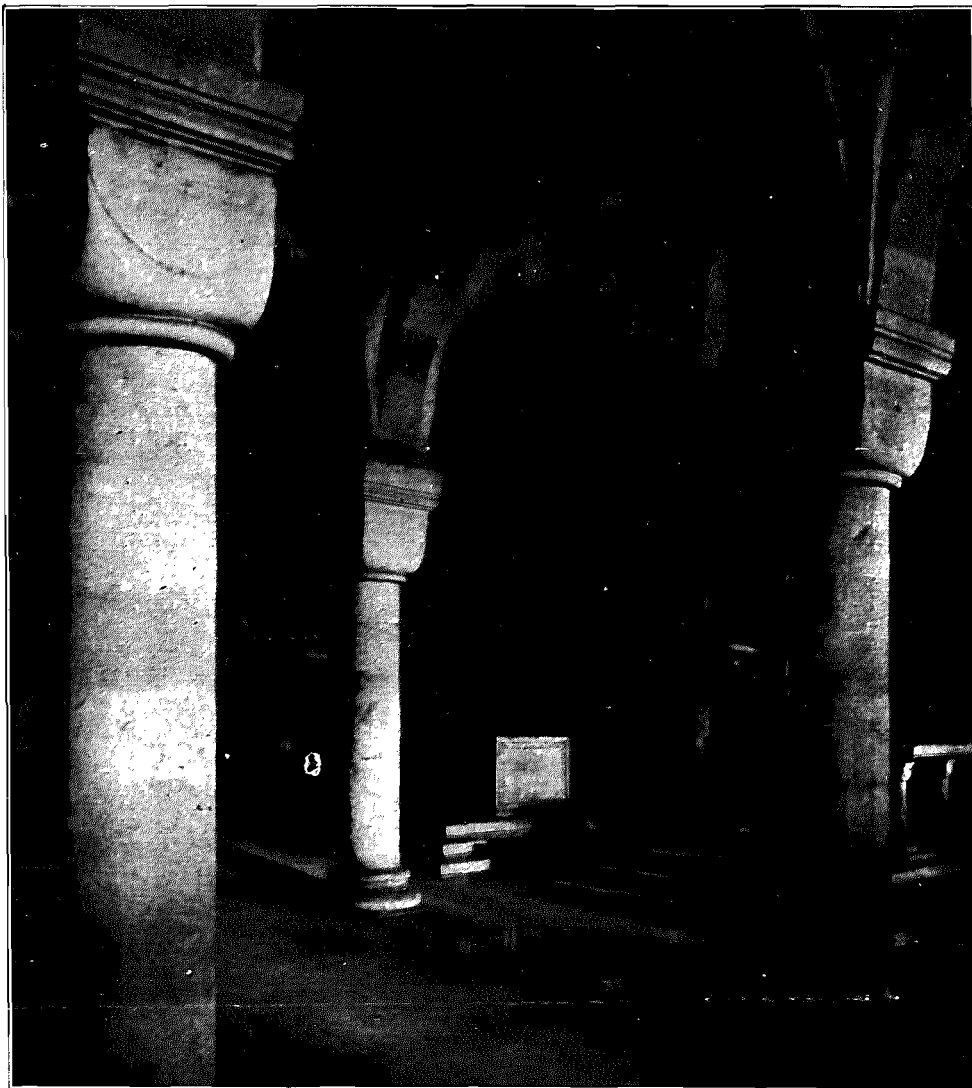


Abb. 2. Spener, die Krypta des Domes. phot. Staatliche Bildstelle, Berlin.
Aus dem Kurpfälzer Jahrbuch, 1930, Braus-Verlag, Heidelberg.

Die Stellung der rheinischen Pfalz in der deutschen Geschichte

Festvortrag beim Festakt zur Feier des 75 jährigen Bestehens des Mannheimer Altertumsvereins
am 22. April 1934 im Musensaal des Rosengartens

gehalten von Professor Dr. Franz Schnabel

Der große Vorkämpfer deutschen Wesens und deutscher Art im Zeitalter der Freiheitskriege, Ernst Moritz Arndt, hat einmal gesagt: „Der Rhein und seine umliegenden Lande sind der Kern und das Herz des deutschen Volkes. Auch anderswo ist Deutschland; es ist in Flensburg und Königsberg, in Breslau und Stralsund. Aber Schwaben und Franken und die rheinischen Lande muß derjenige

besuchen, der die Schlüssel zu der Geschichte des deutschen Volkes, zur Erkenntnis der Gesetze seiner Bildung finden will.“ Als Ernst Moritz Arndt in jenen denkwürdigen Tagen nach dem Siege von Leipzig im November 1813 seine Flugschrift hinaus sandte — „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ — und als er hier an die deutschen Staatslenker und an die Fürsten Euro-



Abb. 3. Limburg a. H., Ruine der ehemaligen Stiftskirche (um 1025) mit gotischem Turm.

pas sich wandte, auf daß der ganze Rhein, das linke wie das rechte Ufer, wieder zu Deutschland gelange, da erinnerte er daran, wie nach den klaren Zeugnissen der Geschichte die oberrheinischen Lande Mittelpunkt und Herz des alten, geschichtlichen Deutschlands seien. Er führte aus, wie die deutsche Kaisermacht des Mittelalters und die glanzvolle Kultur der Klöster und Ritterhöfe undenkbar gewesen wären ohne die feste Grundlage, die der Oberrhein dem deutschen Reiche gewährte. Hier, im Worms- und Speyergau, war die Heimat der salischen Kaiser, die von 1024 bis 1125 Deutschland regiert haben. Sie hatten hier ihr Familien- und Hausgut, und sie vereinigten es mit dem Reichs- und Königsgut zu einem einheitlichen Besitz. Sie haben in Speyer ihren Dom und in Limburg an der Haardt ihr Familienkloster gebaut. Sie haben den Rheinhandel und die Rheinstädte zum Blühen gebracht: Speyer und Worms verdanken ihnen ihre Freiheiten und Rechte, die in berühmten Urkunden niedergelegt sind. Als die aufständischen Fürsten König Heinrich IV. in der königlichen Burg am

Harz überraschten, da entfloh dieser bei Nacht und Nebel, und er flüchtete nach Worms, das ihn in Treue aufnahm. Am Rheine, in unserer Gegend, ist damals im 11. Jahrhundert die deutsche Geschichte gemacht worden, hier war der Mittelpunkt Deutschlands: alle großen Akte der Kaiser sind von Mainz, von Worms, von Speyer aus datiert — bis hin zum Wormser Konkordat, das die Epoche der salischen Kaiser und ihrer Kämpfe abschloß, indem es den Frieden im Reiche, in Staat und Kirche wieder herstellte.

Kaiser Heinrich IV. hatte eine Tochter, Agnes; er verheiratete sie dem Grafen Friedrich von Staufen und machte diesen zum Herzog von Schwaben. So kamen die Hohenstaufen an den Rhein. Denn das Herzogtum Schwaben oder Alemannien reichte ja vom Lech bis zu den Vogesen. Herzog Friedrich hatte dort, im Elsaß, auch von seiner Mutter her, einer elsässischen Gräfin, Besitzungen: er vereinigte also sein Familiengut mit dem schwäbischen Herzogsgut und baute diese Stellung zielbewußt aus. Otto von Freysing, der selbst dem staufischen Hause



Abb. 4. Blick von der Madenburg auf Trifels, Anebos und Münz; im Talgrund Waldhambach.

entstammte und der Geschichtsschreiber der staufischen Zeit geworden ist, hat in seiner Chronik anschaulich geschildert, wie der Herzog Friedrich den Rhein überschritt und von Basel nach Mainz zog, dem Gebirgsrande entlang, um Besitz zu ergreifen von dem Lande. Überall, wo ein Bergvorsprung war, errichtete er eine Burg, sodaß das Wort ging: „dux Fridericus in cauda equi semper trahit castrum“ — der Herzog Friedrich zieht am Schwanz seines Rosses immer eine Burg mit sich! Zu Füßen jeder Burg aber entstand ganz naturgemäß eine Stadt von Handwerkern und Kaufleuten, und so bietet sich uns das Bild der elsässisch-pfälzischen Landschaft noch heute dar: eine unvergleichliche Reihe von Burgen am Gebirgsrande, und unten in der Ebene der Saum der alten historischen Städte von Schlettstadt bis Neustadt an der Haardt!

Die Söhne und Enkel Herzog Friedrichs haben nach harten Kämpfen das Erbe ihres Ahnherrn, Kaiser Heinrichs IV. angetreten, als das salische Haus ausstarb. Sie wurden Könige und Kaiser — Konrad III. und sein Neffe Friedrich Barbarossa! Sie vereinigten also das deutsche Königsgut und das salische Hausgut mit ihrem staufischen Hausgut und dem schwäbischen Herzogsgut: so sammelte sich ein gewaltiger oberrheinischer Besitz in der Hand

der deutschen Könige. Seiner Herkunft nach war er ganz verschiedenartig, aber nun wurde er verschmolzen und eine musterhafte Verwaltung eingerichtet mit Hilfe der Ministerialen oder Dienstleute, die in den Burgen und Städten saßen: es waren Männer unfreien Geschlechtes, ganz abhängig, aber durch den Königs- und Waffendienst geädelt. Und zu diesen Rittern der Staufszeit traten noch die Bischöfe, die gleichfalls altes Reichsgut in Verwaltung hatten: Rainald von Dassel, der Erzbischof von Köln, ist Barbarossas Kanzler gewesen. Auf dieser rheinischen Grundlage wurde Weltpolitik gemacht: es wurden die Romfahrten unternommen, es erhob sich das deutsche Reich des Mittelalters, das *Sacrum Imperium*, das Erste Reich, wie wir es heute nennen — es war ein Weltreich auf der Basis des Oberrheines. Deutschland war das Herz Europas, Mittelpunkt der Weltgeschichte; der deutsche Rhein war die Lebensader dieses Reiches. Hier — auf der schmalen Linie von Mainz, Worms, Speyer — war „*maxima vis regni*“ die größte Kraft des Reiches, wie Otto von Freising gesagt hat. Welch ein glanzvoller Aufstieg war dies! Fünfzig Jahre vorher waren die Stauer noch kleine Ritter gewesen in der entlegenen und unfruchtbaren Schwäbischen Alb; nun waren sie Herren des größten Ver-

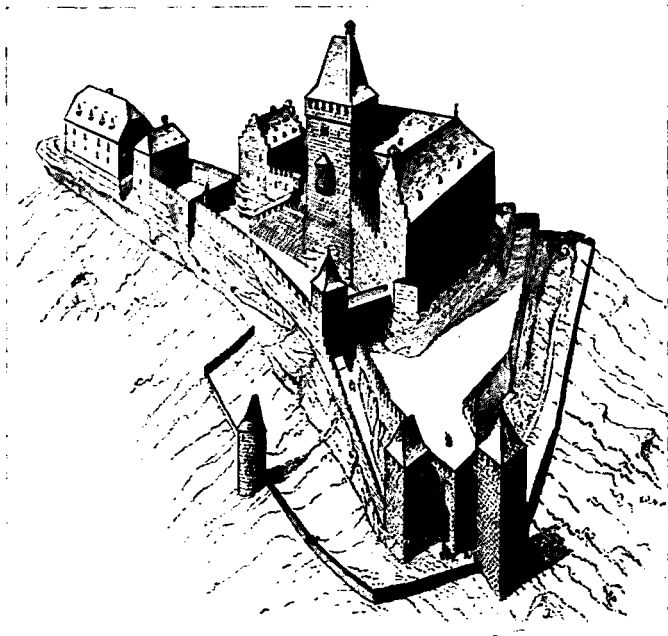


Abb. 5. Trifels, 1226—1273 Aufbewahrungsort der Reichskleinodien. Rekonstruktion nach Essenwein.

kehrstromes und der fruchtbarsten Ebene, sie waren die mächtigen Könige und Kaiser eines Weltreiches. In Mainz hat Barbarossa 1183 jenes berühmte Fest abgehalten, wo die Ritter des ganzen Abendlandes sich ein Treffen gaben, die Minnesänger sich einfanden — Zehntausende lagerten um die Stadt: die Weltkultur der Stauferzeit versammelte sich am Rheine. Ein Symbol dieser Weltpolitik war das staufische Burgenystem. Da war die Kaiserpfalz in Hagenau mit den mächtigen kaiserlichen Forsten. Da waren die Burgen um Kaiserslautern, wohlgeordnet im Kreise um die prächtige Pfalz, die nach dem Zeugnisse Rahewins, des Fortsetzers der Chronik des Otto von Freysing, ganz aus rotem Sandstein gebaut war. Und da war vor allem das Burgenystem des Trifels — jene Dreieckigkeit von Burgen über dem Queichtal: zu Füßen entstand Annweiler, dessen regelmäßiger Grundriß noch heute uns ein Zeugnis gibt von der klugen und klaren Bauweise der staufischen Zeit. Hier auf dem Trifels ist Richard Löwenherz, der englische König, gefangen gehalten worden; in der Turmkapelle wurden die Kroninsignien des Reiches aufbewahrt. Nach diesen Gemälden hat Heinrich VI. den reichen Kronschatz der sizilianischen Könige bringen lassen; von hier ist er ausgezogen zur Eroberung Siziliens, und er ist nicht mehr zurückgekehrt, vom gefährlichen südlichen Klima hinweggerafft worden. Der berühmteste unter den Pfälzer Ministerialen war Markward von Annweiler, der dann die Rechte des staufischen Hauses in Italien zähe verteidigt hat und dessen Name als des Statthalters von Toscana uns in zahlreichen italienischen Urkunden begegnet.

In dieser Zeit der Blüte und Größe des ober-rheinischen Landes und des deutschen Königtums ist auch das Territorium entstanden, dessen Anteil an der deutschen Geschichte uns hier beschäftigen soll: die rheinische Pfalz! Denn jenen weiten Besitz, den Friedrich Barbarossa aus salischem und staufischem Hausgut, aus Königsgut und Herzogsgut vereinigt hatte und den er durch die Ministerialen verwalten ließ, behielt er doch nicht ganz ungeteilt. Vielmehr zweigte er Besitzungen am unteren Neckar ab und gab sie seinem Stiefbruder Konrad, den er auszustatten verpflichtet war. Gleichzeitig übertrug er ihm auch die Würde eines Pfalzgrafen — des Grafen oder Verwalters der königlichen Pfalz — die er dem geachteten Hermann von Stahleck abnahm und seinem Stiefbruder übertrug. Stahleck ist die bekannte Burg über Bacharach, dort war der Besitz der Pfalzgrafen. Konrad vereinigte nun also sein staufisches Erbe mit Besitz und Titel der Pfalzgrafen. Es waren zerstreute Güter und Rechte, ihnen gemeinsam war nur, daß sie am Rheine lagen und daß sie alle dem gleichen Herren gehörten, dem Pfalzgrafen bei Rhein. So ist die rheinische Pfalz entstanden im Jahre 1155.

Es waren viele Splitter — Bacharach mit der Stahleck, dann Gaub, ferner Heidelberg, das man als Lehen vom Bischof von Worms trug, Stift Neuburg, Kloster Schönau, Stücke im Odenwald. Sie lagen also zu beiden Seiten des Rheines. Der Schwerpunkt der Pfalzgraffschaft wurde durch den neuen Pfalzgrafen Konrad an den Mittelrhein, die Heimat des salischen Hauses, verlegt. Zuerst residierte er auf Stahleck, dann aber in unserer Gegend — wahrscheinlich auf dem Lindenfels, vielleicht auch schon in Heidelberg, in der oberen Burg auf dem Settenbühl; aber auch die untere Burg besitzt romanische Fundamente.

Das Gebiet war sehr zerstückelt; es waren alle möglichen Gerechtsame, wie sie im damaligen Lehnsrechte vorkamen. Aber sie waren entwicklungsfähig. Dies galt vor allem von den Vogteirechten über die reichen rheinischen Stifter. Ein Vogt war Vertreter des Abtes oder des Bischofs in solchen weltlichen Dingen, die — wie etwa den Vollzug des Blutbannes — der Geistliche nicht selbst ausführen durfte. Auch der äußere Schutz des Klosters gegenüber Feinden lag dem Vogte ob. Zum Entgelt für diese Pflichten besaß der Vogt Lehensgüter vom Kloster. Wenn nun das Stift schwach und zerstückelt war, dann konnte der Vogt seine Rechte und Bezüge sehr ausdehnen. Dies war der Fall mit dem Kloster Lorsch, über das der Pfalzgraf die Vogteirechte von seinem kaiserlichen Bruder erhalten hatte. Lorsch besaß aus seiner großen, karolingischen Zeit einen riesigen Besitz: das Güterbuch von Lorsch ist ja die berühmte Quelle zur Erkenntnis der frühen Siedlungsgeschichte unseres Landes. Aber der Konvent war ohnmächtig geworden; so vermochte

der Pfalzgraf viele Dörfer und Güter an sich zu bringen. Auch der Bischof von Worms konnte sich seines Vogtes nur schwer erwehren, zumal er von der Bürgerschaft seiner eigenen aufblühenden Stadt bedrängt wurde. Der Pfalzgraf war Lehensträger des Bischofs vornehmlich für Heidelberg. So konnte schon Pfalzgraf Konrad seine Macht sehr ausdehnen. Er starb 1195 und ist in Schönauberg begraben.

Seine Tochter Agnes heiratete den Herzog Heinrich von Braunschweig, den Sohn Heinrichs des Löwen und Bruder des späteren Kaisers Otto IV. Es war eine romantische Liebesheirat, eine Verbindung zwischen den streitenden Häusern der Staufer und Welfen, das ewige Motiv aus Shakespeares „Romeo und Julia“. Die Braut war staufisch, der Bräutigam welfisch. Nach der Entführung und Flucht hat Kaiser Heinrich VI. schließlich die vollendete Tatsache hingenommen, und aus dem Liebesbündel entstand sogar die politische Versöhnung der beiden Häuser. Heinrich VI. nahm 1195 die Belehnung vor, so wurde die Pfalz welfisch. Aber mit dem Sohne dieser Ehe, dem jüngeren Heinrich, starb schon 1214 die pfälzische Linie der Welfen wieder aus. Da gab, noch im gleichen Jahr, Kaiser Friedrich II. das erledigte Lehen an das Haus Wittelsbach, das bereits 1180 von Friedrich Barbarossa mit dem bayrischen Herzogtum belehnt worden war. Und auch jener Pfälzer Besitz, der nicht Lehen sondern privates Hausgut war, ging gleichfalls an die Wittelsbacher über, weil ein Ehebund zwischen der Tochter und Schwester der pfälzischen Welfen und dem Sohne des Bayernherzogs geschlossen wurde. Wie in Bayern, so wurden also auch in der Pfalz die Wittelsbacher die Erben der Welfen. So wurde 1214 jene Verbindung von Pfalz und Bayern vollzogen, die ein halbes Jahrtausend lang sehr locker war, weil bis 1777 in Bayern und in der Pfalz getrennte Linien des Hauses Wittelsbach regierten: aber diese uralte Verbindung hat sich doch bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die Abrundung des weit zerstreuten Besitzes war für die ersten pfälzischen Wittelsbacher eine wichtige und dringende Aufgabe. Sie wurde gelöst mit den mannigfachsten Mitteln der damaligen Territorialpolitik: Vogteirechte wurden ausgedehnt, Güter zu Lehen und andere in Pfand genommen, dazu Heiraten Erbverträge, Kauf und Gewalttat. Diese Ausdehnung vollzog sich begreiflicherweise vornehmlich auf dem linken Rheinufer. Denn hier befand sich das alte staufische Gut, das kaiserliche Reichsgut. Da aber schon 1268 mit Konradin das staufische Haus und die Kaisermacht erloschen waren, so lag dieses Gut nun herrenlos da als Beute und ungeschützt; das Verwaltungssystem hatte sich aufgelöst, und die Ritter, die keine politische Aufgabe und keinen Rückhalt mehr besaßen, waren meistens zu Raubrittern geworden. Auch die Bischöfe gerieten jetzt immer mehr in schwierige Lage. Noch im 13.

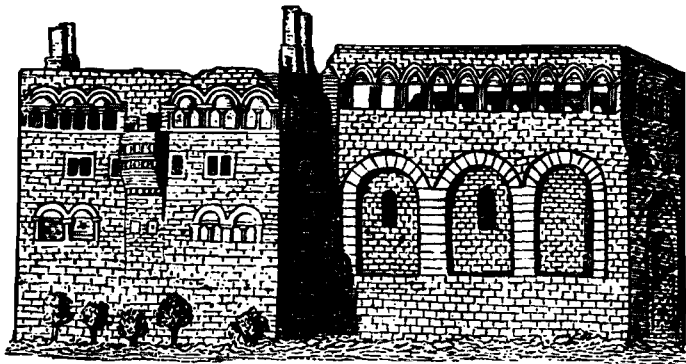


Abb. 6. Kaiserslautern, Ruine des von Friedrich Barbarossa erbauten Kaiserschlosses; nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1705.

Jahrhundert ist Neustadt an der Haardt zur Pfalz gekommen: es gehörte zum alten salischen Hausgut, war dann dem Bischof von Speyer zu Lehen gegeben worden, der es nun dem Pfalzgrafen als Lehen übergab; diese Stadt wurde das Gegenstück zu dem Wormsischen Heidelberg. Im 14. Jahrhundert sind dann die Pfälzer Wittelsbacher tief in die alte Zentralstellung der Staufer vorgeedrungen. Einerseits gelangten sie über Germersheim, Annweiler und den Trifels in das Elsaß. Rudolf von Habsburg hatte nach dem Untergange der Staufer und dem Interregnum die Reste des Reichsgutes in dieser Gegend festgestellt und sie zusammengefaßt in der Landvogtei des Spenergaus: diese erhielt der Pfälzer im Jahre 1356. Es war der Weg von Speyer durch das Queichtal in das Elsaß und nach Oberlothringen: Bergzabern und Zweibrücken lagen an dieser Straße und wurden gleichfalls erworben. Andererseits sind die Pfälzer auch den zweiten Weg, der vom Rheine über Alzen und durch das Lautertal nach Westen führte, gegangen und haben das ganze Burgensystem mit der Kaiserpfalz und der Reichsstadt Kaiserslautern an sich gebracht. Von der Lauter weiter nach Lothringen zu gelangen war ihnen jedoch nicht möglich, weil hier der Besitz des Erzbischofs von Trier lag, dem Blieskastel gehörte. Wohl aber gelang der Weg zur Nahe. Hier saßen die Grafen von Sponheim und Beldenz; beide kamen durch Erbschaft an die Pfalz. So stammte aus Sponheim'schem Erbe Kreuznach, wo die alten Häuser in der Mannheimer Straße und auf der Brücke noch heute an die frühen pfälzischen Zeiten anknüpfen. Auch die Ebernburg kam an die Pfalz und das Dorf Breckenheim, das später den Kindern des letzten pfälzer Kurfürsten den Namen geliehen hat. In dieser Gegend war das Gebiet des Wild- und Rheingrafen, an die der Rheingrafenstein bei Münster am Stein erinnert; hier waren die Wälder, wo der „Jäger aus Kurpfalz“ beheimatet war. Die Pfälzer haben zur Sicherung des ganzen Pfalzgebietes in dieser Gegend eine neue Stadt begründet, Simmern im Jahre 1410. Freilich gerieten sie bei der ganzen Ausdehnungspolitik notwendigerweise



Abb. 7. Ruine Hohenekken bei Kaiserslautern. Mitte des 12. Jahrhunderts als Reichsfeste erbaut, im Orleans'schen Krieg 1689 zerstört. Flugbild der Bad. Pfälz. Luftthansa N.-G., Mannheim.

in Gegensatz zu Trier und Mainz, den beiden rheinischen Bistümern — zu Trier, weil dieses hier seinen Besitz hatte, und zu Mainz, das sich vom Westen abgedrängt sah, zumal auch Oppenheim und Ingelheim durch Kaiser Wenzel 1378 pfälzisch wurden.

Schwieriger war die Ausdehnung und Erwerbung rechtsrheinischer Besitzungen. Nach Osten hinderte das Neckartal, das eng und schwer begehbar war. Immerhin drang man allmählich vor — über Neckargemünd nach Mosbach, das Amtstadt wurde, nach Adelsheim, Borberg. Gegen Süden lag der Kraichgau offen. Aber hier hatten sich die Reichsritter gehalten, sie waren in einem Ritterkanton zusammengefaßt, der Boden war fruchtbar, in den Dörfern und Wasserjchlössern saßen tapfere Geschlechter wie die Sickingen oder Menzingen. Doch gelangten die Pfälzer auch hier weiter, sie erwarben Heidelesheim, Einsheim, Eppingen, Weingarten; von Baden wurde Bretten gekauft. Beim Vorstoß nach Norden, gegen den Main, mußte ein langer Kampf mit dem Erzbischof von Mainz um die Reichsabtei Lorsch geführt werden. Sie wurde im 14. Jahrhundert erobert, mußte aber im 17. Jahrhundert an Mainz zurückgegeben werden, nachdem die Dörfer in der Zwischenzeit durch die Reformation protestantisch geworden waren. So waren Mainz und Trier frühzeitig ebenbürtige Gegner des Pfälzers, während Worms und Speyer früh in seine politische Abhängigkeit gerieten.

Noch eine Sondererwerbung ist hier zu erwähnen. Konradins, des letzten Staufers, Mutter stammte aus pfälzisch-wittelsbachischem Geschlechte. Der junge Kaisersproß verpfändete vor seinem Auszuge seine Güter im Nordgau an seinen Oheim, Ludwig den Strengen, der nach dem tragischen Tode des Neffen die Güter behielt. Da das Land im Gegensatz zum Rheine hoch lag, mainaufwärts, so hieß es nun und heißt bis heute Oberpfalz — zum Unterschied von der niederen oder rheinischen Pfalz: Heidelberg und Amberg wurden die beiden Hauptstädte der pfälzischen Wittelsbacher.

So sind im 13. und 14. Jahrhundert große Erwerbungen gemacht worden, auf Kosten des sich auflösenden Reiches. Die Territorialherren vereinten sich zum gemeinsamen Beutezug oder kämpften gegeneinander um die ungeschützten Gebiete, die gewissermaßen auf der Straße lagen. Bezeichnend hierfür ist der Kampf um die Rheinwälle: die drei rheinischen Erzbischöfe verbanden sich mit Rudolf I. von der Pfalz gegen Kaiser Albrecht I. und teilten sich in die Zollregale. Freilich blieb der Pfälzer Besitz auch so immer noch ein Streubesitz. Die restlose Abrundung ist nicht gelungen. Die rheinischen Bistümer waren zu stark, im Süden dehnte sich der Besitz der Habsburger im Elsaß, dazu kamen Baden und die Reichsritter im Kraichgau. Aber das Territorium war nun doch so ausgedehnt, daß die Pfalz notwendigerweise in die wichtigsten Handel der großen Welt verwickelt wurde. Die starke links-

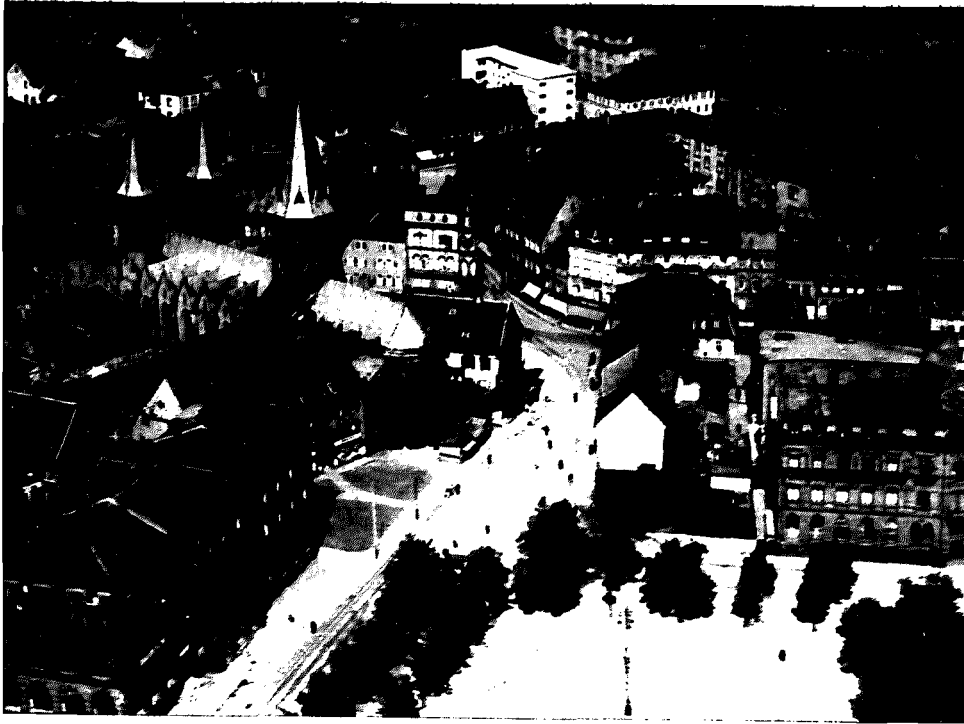


Abb. 8. Kaiserslautern, Blick auf die Innenstadt und die Stiftskirche (1288).

rheinische Ausdehnung brachte das Land in die schlimmste deutsche Gefahrzone, in den Kampf mit Frankreich, und andererseits war die Oberpfalz ein Glacis vor der Festung Böhmen und führte in den Konflikt mit Oesterreich. So wurde die Pfalz das wichtigste weltliche Territorium mit der bedeutendsten Stellung in der deutschen Geschichte.

Dem entsprach es, daß gleichzeitig mit der territorialen Ausdehnung die Ehrenvorrechte des Pfalzgrafen entstanden sind. Als das Zeitalter des Interregnums die Ausbildung des Kurfürstenkollegiums brachte, kam eine Kurstimme an die Wittelsbacher. Anfangs wurde sie noch mit Bayern gemeinsam geführt, in der „Goldenen Bulle“ 1356 wurde sie der Pfalz zugesprochen, was zu einer dauernden Entfremdung zwischen der pfälzischen und der bayerischen Linie des Hauses führte. Seit 1356 kann man also von der „Kurpfalz“ sprechen; sie bestand aus der rheinischen Pfalz und der Oberpfalz. Und zwar wurde der Kurfürst von der Pfalz der erste unter den weltlichen Kurfürsten, wie der Erzbischof von Mainz der erste unter den geistlichen Kurfürsten war. Wenn der Kurfürst von Mainz der Erzkanzler des Reiches war, so war der Kurfürst von der Pfalz Erztruchseß: der Truchseß war der Führer der Gefolgschaft, der Scharführer. Ferner ging bei Sedisvakanz des deutschen Königsthrones vom Pfälzer Kurfürsten die Einladung zur Wahl aus, unter Androhung der Acht, wie vom Kurfürsten von Mainz unter Androhung des Bannes. Dem Pfälzer Kurfürsten lag bei Sedisvakanz auch die Stellvertretung ob, er war Reichsvikar, und zwar

gemeinsam oder alternierend mit Sachsen; denn Franken und Sachsen galten jetzt als die vornehmsten Stämme Deutschlands. Als Zeichen ihrer hohen Stellung und Würde führten die Pfälzer in ihrem Wappen Löwe und Raute. Daß auch der Hof in Heidelberg und die Hofämter nun ausgebildet wurden, ergab sich aus der gesteigerten Macht; neben dem entstehenden Landesadel wurden auch Reichsritter herangezogen — so die Sickingen aus dem Kraichgau und die Dalberg aus der Gegend von Worms. Die Kurfürsten fühlten bald die Verpflichtung, auch im Geistesleben der Nation führend zu sein. 1386 wurde die Universität Heidelberg durch Ruprecht I. gegründet, sie hat von nun an für Jahrhunderte die rheinische Pfalz zum Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland gemacht: hier blühten nacheinander Scholastik, Humanismus, Romantik und die Erfahrungswissenschaften des 19. Jahrhunderts. Bald nach der Stiftung dieser Universität haben die Kurfürsten von der Pfalz mit Ruprecht III. für kurze Zeit sogar den deutschen Königsthron bestiegen.

Nach dem Tode des Königs Ruprecht wurden die Lande unter seine Söhne geteilt. Zwar hatte die Goldene Bulle die Unteilbarkeit der Kurfürstentümer verfügt. Aber die Fürsten achteten nicht immer darauf. Sie hielten es für ein Zeichen ihrer Würde und Macht, frei verfügen zu können; sie waren auch wohl manchmal schwach gegenüber den jüngeren Söhnen. Nur langsam hat sich das Staatsbewußtsein durchgesetzt und mit ihm die Einsicht, daß die Teilungen sowohl der Familie wie dem



Abb. 9. Bacharach a. Rh., Blick auf die Peterskirche (13. Jahrhundert), die Wernerkapelle (1293 begonnen) und die Burg Stahleck, der einstige Sitz der Pfalzgrafen. Aquatintablatt von Bleuler um 1825. phot. Th. Potemka, Bacharach.

Lande gefährlich waren. Durch die Erbteilung nach Ruprechts III. Tode sind die verschiedenen Linien der Pfälzer Wittelsbacher entstanden, die neben der in Bayern regierenden und 1777 ausgestorbenen Linie blühten. Im Laufe der Zeit ist einer dieser Pfälzer Zweige nach dem andern ausgestorben, so daß jeder zur Kur berufen wurde und dann der letzte bis heute Nachkommen hervorgebracht hat. Die ältere Kurlinie regierte bis 1559. Dann kam die Simmern'sche Linie, die von 1559 bis 1685 die Kurwürde trug; ihr folgte Pfalz-Neuburg 1685 bis 1742, dann Pfalz-Sulzbach, aus der nur Karl Theodor Kurfürst wurde, der 1777 auch Bayern erhielt; schließlich hat Pfalz-Zweibrücken die wittelsbachischen Lande von 1799 bis 1918 regiert.

Trotz dieser Teilungen blieb die Macht groß, denn eine weitere Zersplitterung wurde vermieden. So hat die Kurpfalz von nun an in allen Geschicken des deutschen Lebens führenden Anteil genommen. In den Ständekämpfen des späteren Mittelalters ragte Friedrich der Siegreiche hervor (1449—1476), der gegen alle Nachbarn zugleich Krieg führte — gegen Mainz und Worms, gegen Württemberg um den Besitz des Kraichgaus, gegen Baden und gegen die Grafen von Leiningen, die in Dürkheim und auf der Hartenburg saßen. Bei Pfeddersheim siegte er 1461 über den Erzbischof von Mainz, und über die anderen Feinde im folgenden Jahre bei Seckenheim, woran noch heute der Gedenkstein erinnert. Friedrich der Siegreiche hat auch den Staat organisiert, die berühmten kurpfäl-

zischen Ämter eingerichtet, die eine dauernde Grundlage der Einteilung und Verwaltung des Landes blieben; er hat ein Heer aufgestellt, das römisches Recht zur Ausbildung der fürstlichen Souveränität genutzt. Hiermit im Zusammenhang steht die Einführung des Humanismus in der Pfalz; es geschah unter Philipp dem Aufrichtigen. Johann von Dalberg und Rudolf Agricola hatten sich in Ferrara kennen gelernt, sie gründeten in Heidelberg neben der Universität, die sich dem neuen Geiste verschloß, eine „Rheinische Gesellschaft“, bis Reuchlin und Jakob Wimpheling nach Heidelberg kamen und die Sammlungen Dalbergs Grundstock einer großartigen Bibliothek wurden — jener Bibliotheca Palatina, deren wechselvolle Geschichte die tragischen Ereignisse der pfälzischen wie der deutschen Geschichte widerspiegeln. Mit dem Humanismus kam auch in der Kunst die Renaissance nach der Pfalz, und es begann unter Friedrich II. und Ottoheinrich der Ausbau jenes unvergleichlichen Schloßhofes, der bis heute die Menschen aus aller Welt herbeizieht und die Erinnerung an die Kurpfalz im allgemeinen Bewußtsein lebendig hält.

Im Gefolge des Humanismus ist auch die Reformation nach der Pfalz gelangt; Melanchthon entstammte dem pfälzischen Lande, er war in Bretten geboren und studierte in Heidelberg. Alle Wirren des 16. Jahrhunderts tobten auch auf pfälzischem Boden. Hier wütete der Bauernkrieg mit besonderer Schärfe, denn es war ja der Boden des alten Deutschland, wo viele Herren über einer gedrückten

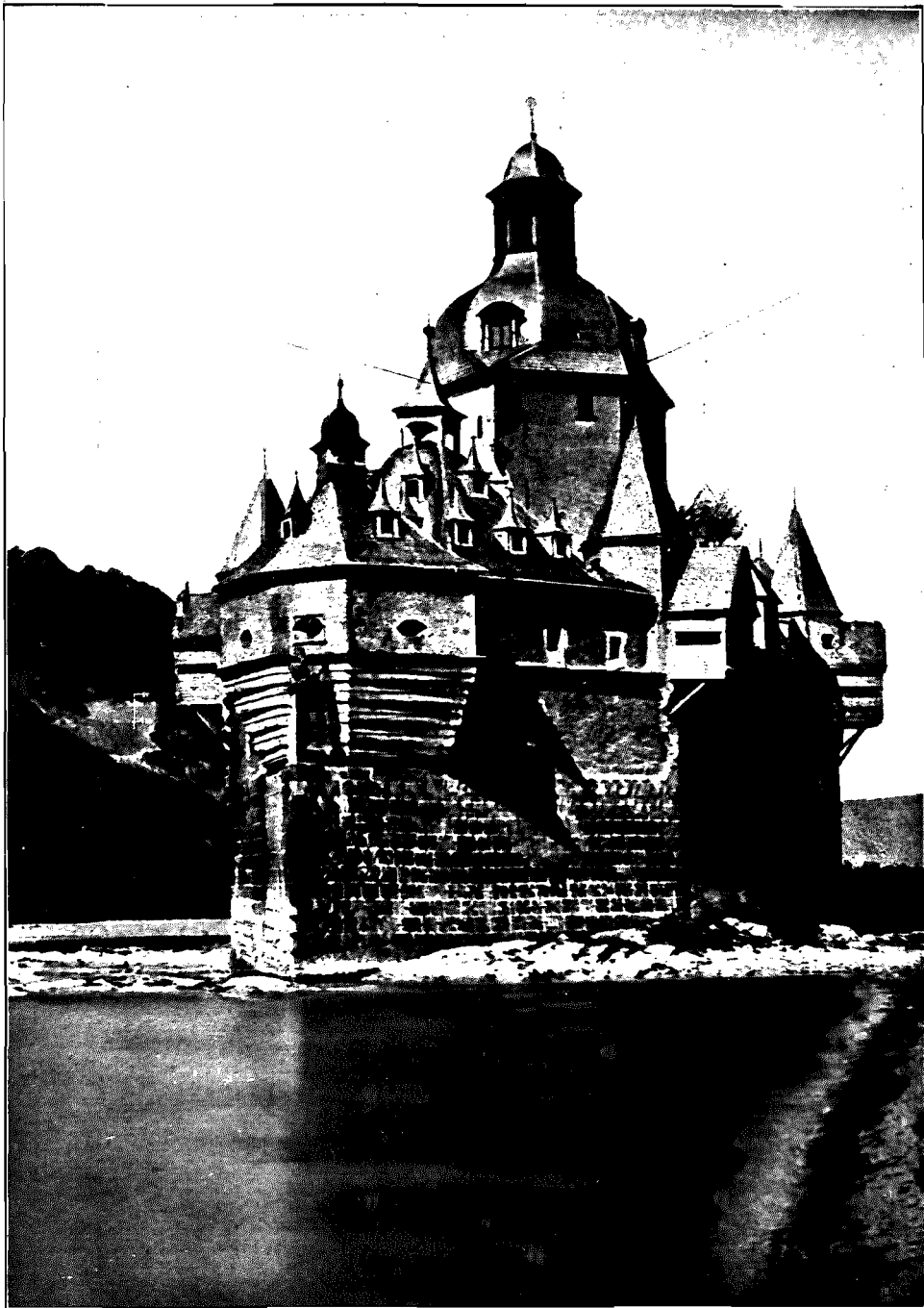


Abb. 10. Die Pfalz auf dem „Rheingrafenstein“ (1339) bei Caub.
Aus dem Kurpfälzer Jahrbuch, 1926, Braus-Verlag, Heidelberg.



Abb. 11. Neustadt a. H., nach einem Stich um 1640.

Bauernschaft lebten. Götz von Berlichingen ging in Heidelberg ein und aus. Als der Fürstbischof von Würzburg von den Bauern belagert wurde, floh er nach Heidelberg; dort hielten die Fürsten Kriegsrat; von dort wurde der Feldzug eingeleitet, der die Bauern niederwarf. Die Pfalz wurde auch in die Wirren der religiösen Kämpfe hineingerissen, an deren Ende das allgemeine Chaos des dreißigjährigen Krieges stand. Und daß die Pfalz die Leiden mit besonderer Schwere tragen mußte, ergab sich gleichfalls aus ihrer Lage im Herzen des alten Deutschland. Der Kurfürst von der Pfalz war der vornehmste und mächtigste der weltlichen Fürsten; er trat dem Kaiser entgegen. Schon Friedrich IV. (1592-1610), der Gründer unserer Vaterstadt Mannheim, war Führer der protestantischen Stände in der sogenannten „Union“. Die Katholiken ihrerseits vereinigten sich in der „Liga“, unter dem Herzog von Bayern. Die Feindseligkeit der beiden Hauptlinien des Hauses Wittelsbach erlangte jetzt weltgeschichtliche Bedeutung: in dem großen Glaubens- und Machtkriege wurde auch ihre kleine Sache ausgefochten, ihre Streitigkeiten um die Kurwürde und um die Oberpfalz. Kurfürst Friedrich V. (1610-1632) ließ sich zum König von Böhmen wählen, nicht nur weil er als Schwiegersohn des englischen Königs auch seinerseits nach dem goldenen Reife strebte, auch nicht nur weil er den böhmischen Protestanten helfen und die Macht des Kaisers vernichten wollte, sondern auch weil er als Herr der Oberpfalz der Nachbar Böhmens war. Und Herzog Maximilian von Bayern trat ihm entgegen, nicht nur weil er den katholischen Glauben retten, sondern auch weil er die Oberpfalz und die Kurwürde erwerben wollte. Nach

der Schlacht am Weißen Berge war es mit der Herrlichkeit des „Winterkönigs“ zu Ende, und nun wurde der Krieg in die Fluren der Pfalz getragen. Tilly eroberte Heidelberg (1622), die Bibliothek wurde dem Papste geschenkt, das Land in fremde Verwaltung gegeben. Und nun tobte der Krieg ohne Unterbrechung: die Kaiserlichen und die Spanier, die Schweden verwüsteten und verbrannten Städte und Dörfer; Frankreich griff ein, denn Richelieu strebte nach dem Besitze des Rheines und nach der Herrschaft im Inneren Deutschlands.

So kam die große Wende in der deutschen Geschichte. Bis dahin waren die oberrheinischen Lande eine Einheit gewesen. Alle Territorien, geistliche wie weltliche, hatten rittlings auf dem Strome gesessen; jetzt wurde das Elsaß französisch, und die pfälzischen Lande wurden Grenzmark vor den Toren Frankreichs. Ehedem war hier die größte Kraft des Reiches, die „maxima vis regni“; jetzt entstand hier die „Westmark“, und wir sollten nicht zu häufig mit diesem Namen ein Land belegen und belasten, das trotz der Ungunst unserer geschichtlichen Entwicklung dem Sinne und der Bedeutung nach das Herz des alten geschichtlichen Deutschlands geblieben ist. Es war tragisch genug, daß sich der Schwerpunkt der deutschen Geschichte vom Rheine hinweg nach Osten verschob, nach Wien und dann nach Berlin. Es erwies sich als schlimmste Gefahr für unser staatliches Leben, daß die Linie von Mainz nach Paris kürzer ist, als die von Mainz nach Berlin oder nach Wien. Es begann der Vormarsch Frankreichs nach dem Rheine, er ging über pfälzische Straßen, durch das Lautertal gegen Mainz und durch das Queichtal gegen Speyer. Die fran-



Abb. 12. Kreuznach, Nahebrücke mit Häusern.
phot. G. Jacob, Mannheim.

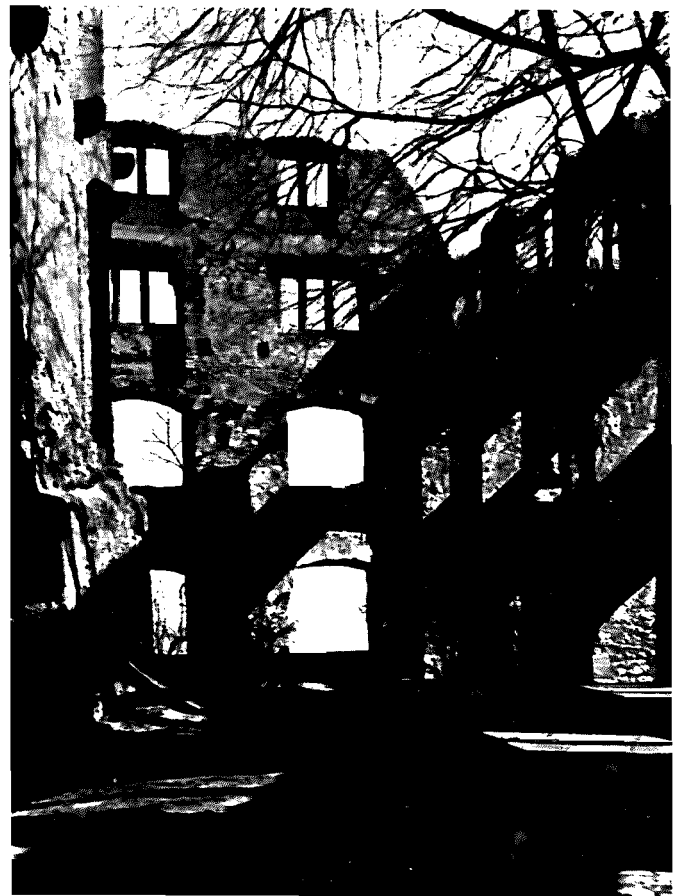


Abb. 13. Oppenheim, Ruine Landskron, im 13. Jahrh.
bedeutende Reichsfeste. phot. G. Jacob, Mannheim.

zöfischen Festungen Homburg und Landau erhoben sich in jener Gegend, wo einst die stauischen Burgen Lautern und Trifels geragt hatten; die Steine der Kaiserpfalzen von Lautern und Hagenau dienten zum Baue von Baubans Bastionen. Der Stoß von Westen her traf mit besonderer Wucht die rheinische Pfalz. Denn der Kraichgau war als Umgehung der Schwarzwaldpässe, als Durchgang nach Heilbronn und nach der Donau für Frankreich besonders wertvoll; und das Neckartal suchten die Franzosen zu erzwingen, da sie seine Verkehrsbedeutung überschätzten. Die methodische Kriegsführung der Zeit verleitete schließlich dazu, die ganze Pfalz zu einem Glacis zu machen, der die Kaiserlichen und die Franzosen trennen sollte: mit erbarmungsloser Grausamkeit haben die Generale Ludwigs XIV. alles in Ruinen gelegt, der furchtbare Zug der Zerstörung ging über diesen Boden. Wenn im Elsaß die ganze Kultur der Stauferzeit sich in großartigen Zeugen bis zum heutigen Tage erhalten hat, in der Pfalz dagegen das Mittelalter verschwunden ist, so hat dies hierin seinen besonderen Grund. Die Trümmer aber, die uns bis heute in unserer Landschaft stehen, erinnern als mahnende

Zeugen an die dunkelsten Tage der deutschen Geschichte.

Es wurde das Zeitalter der politischen und geistigen Vorherrschaft Frankreichs. Dies war nicht nur am Rheine so, sondern in ganz Deutschland und Europa. Aber denkwürdig bleibt, daß gerade in jener allem deutschen und nationalen Fühlen abgeneigten Zeit und gerade aus der Pfalz diejenige Persönlichkeit hervorgegangen ist, die mitten im Zeitalter französischer Hegemonie das deutsche Wesen und das deutsche Volkstum am wärmsten und lebendigsten zum Ausdruck gebracht hat, Liselotte von der Pfalz. Sie ist nach der Sitte der Zeit und als Opfer fürstlicher Hauspolitik von ihrem Vater, dem Kurfürsten Karl Ludwig, an den französischen Prinzen verheiratet worden, sie ist dort schlecht behandelt worden und hat es erleben müssen, wie um ihre Willen und in ihrem Namen die Pfalz verwüstet wurde. Aber sie hat in ihren Briefen klassische Dokumente hinterlassen, aus denen wir sehen, wie diese Fürstentochter mit ihrem Pfälzer Volke lebte, seine echte Sprache sprach, ganz dem Volke verbunden gewesen ist. Hierin liegt die große Bedeutung dieser prächtigen Frau und ihrer Briefe auch für unsere Gegenwart.



Abb. 14. Mosbach, Stich von Merian; aus der Topographie der Pfalz 1645.

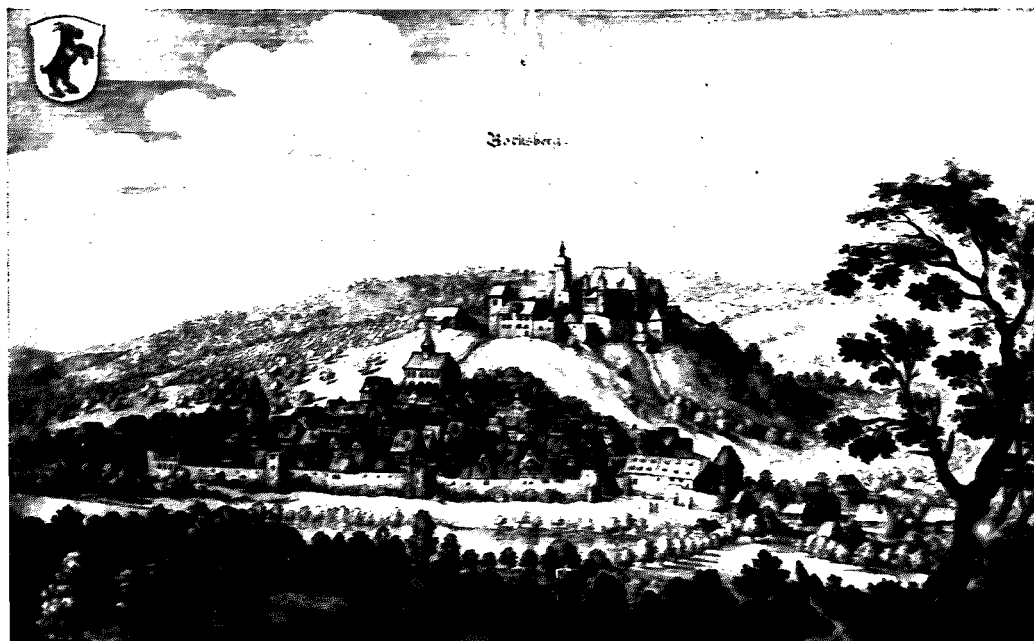


Abb. 15. Borberg, Stadtbild aus dem Theſaurus Palatinus, um 1740.



Abb. 16. Blick in das Nahe- und Alsenzthal. An der Nahe Schleife die Ebernburg, links auf der Anhöhe der Rheingrafenstein. phot. H. Gropengießer, Mannheim.



Abb. 17. Bergzabern, Gesamtansicht; die Stadt kam 1385 an Kurpfalz und gehörte seit 1410 den Herzögen von Pfalz-Zweibrücken.

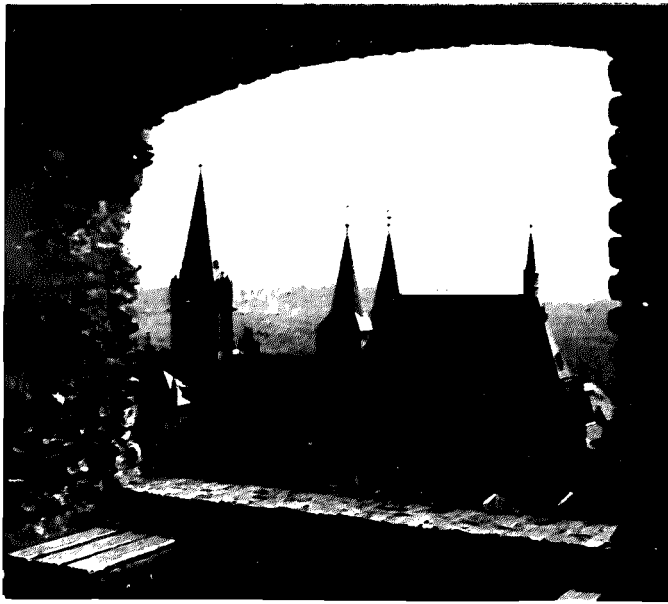


Abb. 18. Oppenheim, Blick von der Ruine Landskron auf die im 13. Jahrh. begonnene, im 14. Jahrh. erweiterte Katharinenkirche, phot. G. Jacob, Mannheim.

Die pfälzer und oberrheinischen Lande waren von nun an gefährdet wie keine andere deutsche Gegend; sie lagen unter den französischen Kanonen von Straßburg. Es zeugt von einem enormen Kraftbewußtsein, daß trotzdem immer wieder so viel gebaut, immer wieder neue Werte in diesen Boden und dieses Land gesteckt worden sind. Der Barock war ja der Stil der Vergeudung. Seine Träger waren verschwenderische und großzügige Menschen. Schon der Wiederaufbau der Stadt Mannheim durch Karl Ludwig nach dem 30 jährigen Kriege war die Tat eines unternehmungslustigen und wagemutigen Mannes. Noch viel reicher hat sich dann die Kultur des 18. Jahrhunderts in der Pfalz entfaltet. Ich habe vor zehn Jahren, bei einem anderen Jubiläum unseres Mannheimer Altertumsvereins, die Ehre gehabt, an dieser gleichen Stelle über die Kultur der Karl-Theodor-Zeit zu sprechen, und ich darf auf die Wiedergabe jenes Vortrages in unseren Geschichtsblättern zurückverweisen. Trotz der großen Not, trotz Kleinstaaterei und Franzosenkriegen, trotz der ungeheuerlichen Massenauswanderungen verelendeter Menschen, die damals in riesigen Scharen gerade aus der Pfalz nach Nordamerika zogen, entfaltete sich in den kurpfälzischen Städten der Prunk und der Glanz des Barock und des Rokoko. Wir besitzen noch heute die Denkmäler jener Zeit, und wir wollen bei allem ästhetischen Genuß nicht vergessen, daß sie doch auch mit großen sozialen Opfern erkauft worden sind. Und die Ruhe des 18. Jahrhunderts, der Karl-Theodor-Zeit, war in der Tat trügerisch. Bald kamen die Heere der Revolution, Mannheim wurde beschossen, und das Ende der Kurpfalz war gekommen, als das linke Rheinufer 1803 französisch wurde, während die rechtsrheinische

Pfalz an Baden gelangte. Es ist jene Teilung der Pfalz, die auch nach dem Ende der napoleonischen Zeit bestehen blieb, als die linksrheinische Pfalz wieder bayrisch wurde. Die Folgen waren zunächst schlimm. Mannheim und Heidelberg, die natürlichen Mittelpunkte der rheinischen Pfalz, waren nun in die Ecke geschoben; es erging ihnen wie vielen alten historischen Städten — wie etwa Mainz, diesem ruhmvollen Sitz des ersten Reichs- und Kirchenfürsten, dieser Stadt des Kanzlers, die nun ein provinzielles Leben führen mußte, während in Darmstadt die Residenz war. Dies empfand man um so schlimmer, als Mannheim gemeinsam mit Ludwigshafen im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer großartigen Siedlungsgemeinschaft emporkam, deren beide Teile doch verschiedenen Staatsgebilden angehörten. Die linksrheinische Pfalz hing in der Tat ganz in der Luft, von dem Hauptteil des bayrischen Staats abgetrennt; und Speyer — das nie eine pfälzische Stadt gewesen war — wurde Regierungssitz. Gelegentlich fiel von bayrischer Seite das Wort von der unglücklichen Teilung der Pfalz. So hat vor allem König Ludwig I. von Bayern gedacht, der in seinem romantischen Sinne lange davon geträumt hat, die Pfalz zurückzuerwerben und die Burg seiner Väter in Heidelberg wieder zu beziehen. Er hat in treuem Gedenken an die Verbundenheit seines Hauses mit der badischen Pfalz den Mannheimern die Denkmäler Ifflands und Dalbergs und den Heidelbergern das Denkmal des Fürsten Brede geschenkt. In der Tat hat der historische Sinn des 19. Jahrhunderts die versunkene Zeit wieder ausgegraben und die große geschichtliche Funktion der rheinischen Pfalz zum Bewußtsein gebracht: breit hingelagert über den oberrheinischen Strom hatte die Pfalz ja immer die Einheit der oberrheinischen Lande dargestellt.

Und so ist es gekommen, daß diejenige geistige Strömung unserer deutschen Geschichte, in der zuerst der Gedanke der nationalen Einheit in Verbindung mit dem hohen Werte des Volkstums gedacht worden ist, gerade in der rheinischen Pfalz — in dem zum Torso gewordenen rheinischen Pfalz — ihre feinste Blüte erlebt hat. Ich meine die Heidelberger Romantik: Arnim und Brentano, Görres und Eichendorff. Hier zuerst ist der Wille zur Erneuerung geweckt, das deutsche Wesen zum Bewußtsein seiner selbst geführt worden. Hier wurde es zuerst erlebt, wie der deutsche Gedanke aufs engste verbunden ist mit dem Boden, also mit der Natur der deutschen Landschaft, mit dem im Stammesmäßigen wurzelnden Volkstum, mit dem historischen Schicksale der Jahrhunderte. Denn dies sind die drei Elemente, die uns beim Namen Heidelberg lebendig werden: die Anmut des Neckartales, die Urwüchsigkeit des pfälzischen Stammes und das Bewußtsein von der hohen nationalen Sendung des Grenzlandes. Dies ist es, was die Heidelberger Romantik

ausmacht und warum der Zauber der deutschen Romantik ein Jahrhundert lang an Heidelbergs Namen haften blieb. Von keinem der zahlreichen Dichter, die diese unvergleichliche Stadt besungen haben, ist ihr Bild strahlender festgehalten worden als von dem alten Eichendorff, wenn er in „Robert und Guiskard“ selige Wandertage seiner Jugend lebendig werden läßt: „Doch da sie jetzt um einen Fels sich wandten, tat's plötzlich einen wunderbaren Schein“ — und von der Höhe der Bergstraße sehen die Fahrenden zwischen den Rebenhügeln die Stadt, „von Blüten wie verschneit, am klaren Strome träumerisch sich spiegeln“. Das ist das grüne Tal und der schimmernde Fluß mit den Felsen im Bett und mit den anmutigen Umrissen der steinernen Brücke, da sind die glühenden Berge mit duftenden Gärten und lichten Wäldern, da ziehen sich die engen, langen, mondscheinbeglänzten Gassen hin, in denen es klirrt von Sporen und Schlägern und gesungen wird beim Klang der Becher, während junge Liebe sich irgendwo unter den Blättern versteckt. Man war sich bewußt, daß hier die älteste und ruhmreichste Universität des alten Deutschland stand, die der badische Landesherr Karl Friedrich 1803 übernommen und mit neuem wissenschaftlichem Leben erfüllt hatte. Droben aber über der Stadt ragte die „gewaltige, schicksalskundige Burg“, wie sie Hölderlin besungen hatte, und gemahnte an die Größe und an die Tragik der deutschen Geschichte. Ein Geschlecht von Kurfürsten nach dem anderen hatte Bau an Bau gefügt, bis jener wundersame Schloßhof vollendet war; die Franzosen aber hatten 1693 in wenigen Stunden diese ganze Herrlichkeit in Trümmer gelegt, um die nun der Efeu das Trauerkleid breitete. Wenn man vom hohen Altan über die Rheinebene sah, dann schaute man auf die französischen Berge der Haardt. In der „neudeutschen Kleinheit“ trugen die Freunde das alte, große Deutschland im Herzen: sie zuerst haben der deutschen Jugend jene Stimmung vorgelebt, für die der Name dieser pfälzischen Stadt ein Symbol geworden ist. Die Heidelberger Romantik grub hinunter bis zu den Quellen des nationalen Lebens. Das „Wunderhorn“ sammelte die Lieder des deutschen Volkes, Görres gab die Volksmärchen und die Volksbücher heraus, die schon den Knaben Goethe so tief ergriffen hatten, und an der Universität hat er als erster Vorlesungen über die germanische Vorzeit und über altdeutsche Literatur gehalten. Mit Recht hat der Freiherr vom Stein nachher gesagt, in Heidelberg habe sich ein gut Teil des Feuers entzündet, welches die Franzosen vernichtet habe.

Und weil das gewaltige, freud- und leidvolle Schicksal der rheinischen Pfalz so ganz eng mit der deutschen Geschichte, ihrer Größe und ihrer Tragik verbunden ist, deshalb konnte sich auch die nationalgeschichtliche Schreibung im Studium gerade dieses Landes entwickeln. Zwei große deutsche Historiker sind aus



Abb. 19. Ladenburg a. N. Krypta der Galluskirche, um 1010—1020 mit Wandmalereien aus dem 1. Viertel des 14. Jahrh. phot. Schloßmuseum Mannheim.

pfälzischem Blute hervorgegangen, die die Geschichte ihrer Heimat im umfassenden Sinne erlebt und dargestellt haben, weil sie in sich die unzerstörbare Einheit der rheinischen Pfalz und ihre Verbindung mit der großen Nation verkörperten. Ludwig Häußer hat 1845 seine „Geschichte der rheinischen Pfalz“ herausgegeben, die bis auf den heutigen Tag nicht ersetzt ist und die ihn zu dem großen Historiker gemacht hat, der in der geistigen Geschichte des 19. Jahrhunderts immer einen bedeutungsvollen Platz einnehmen wird. Er entstammte der linksrheinischen Pfalz, er war geboren in einem protestantischen Pfarrhause in der Gegend von Weixenburg, und verbrachte sein Leben in der rechtsrheinischen Pfalz, als gefeierter Lehrer an der Universität Heidelberg. Er hat die Größe und den Niedergang des alten Deutschland am Beispiel der pfälzischen Geschichte geschildert, er hat im Zeitalter der nationalen Einheitskriege in eindringlicher Weise dargestellt, wie dieses herrliche deutsche Land ein Opfer der Franzosen- und der Konfessionskriege geworden ist. Und neben ihm ist Jakob Wille zu nennen, der einer späteren Generation angehörte. Auch er stammte

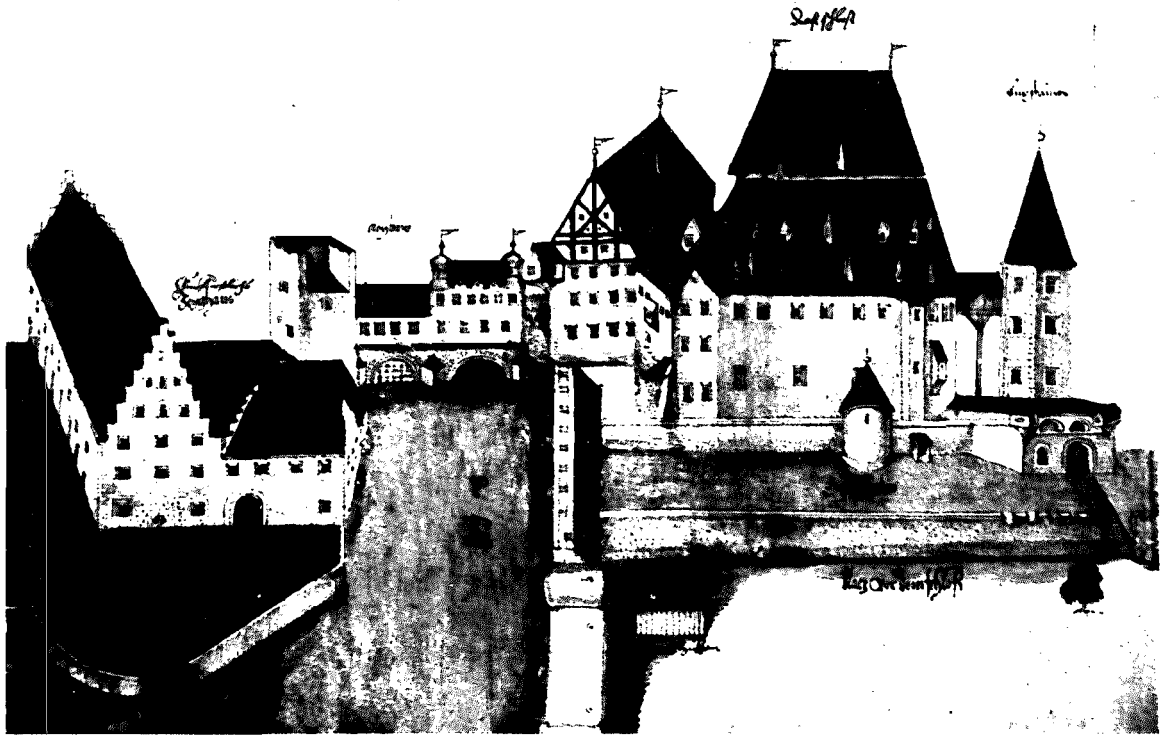


Abb. 20. Bamberg, kurfürstliches Schloß, nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1578.
Stadtarchiv Bamberg.



Abb. 21. Heidelberg, Schloß und Stadt vor der Zerstörung 1689 u. 1693, nach einem Ölgemälde
von Gerrit Berckheide um 1660, Kurpfälz. Museum, Heidelberg. phot. K. Herbst, Heidelberg.

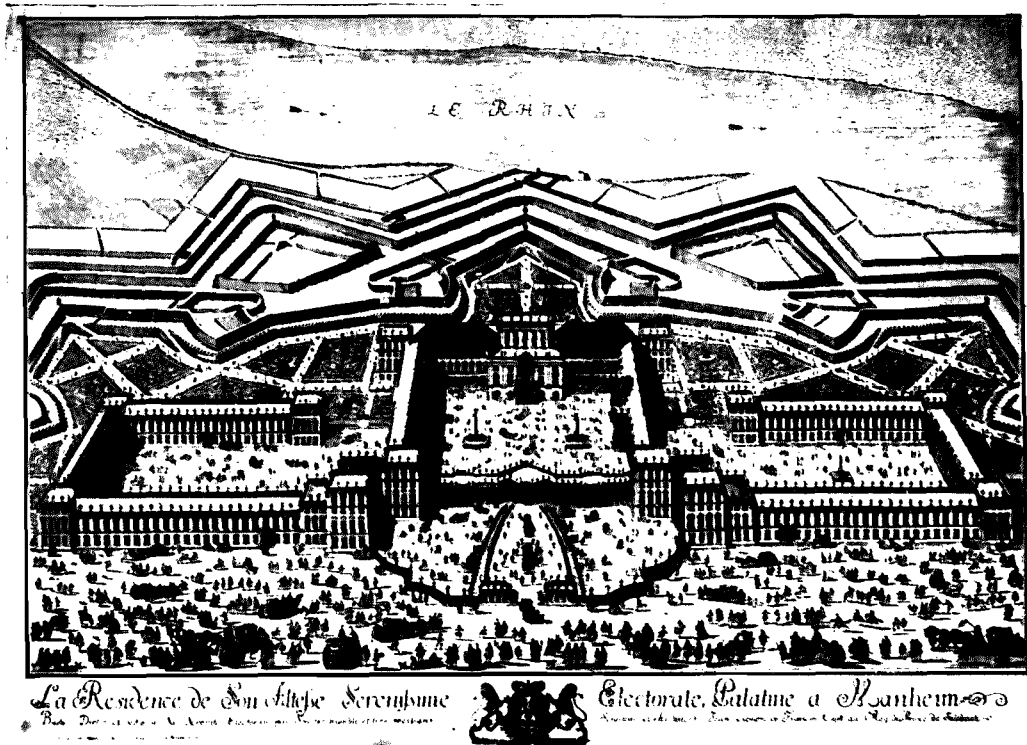


Abb. 22. Mannheim, Schloß, nach einem Stich von J. E. Froimont 1725.
Mannheimer Altertumsverein.



Abb. 23. Mannheim, Schloß, erbaut 1720—1760, Blick auf Mittelbau und Ehrenhof.
phot. Schloßmuseum Mannheim.

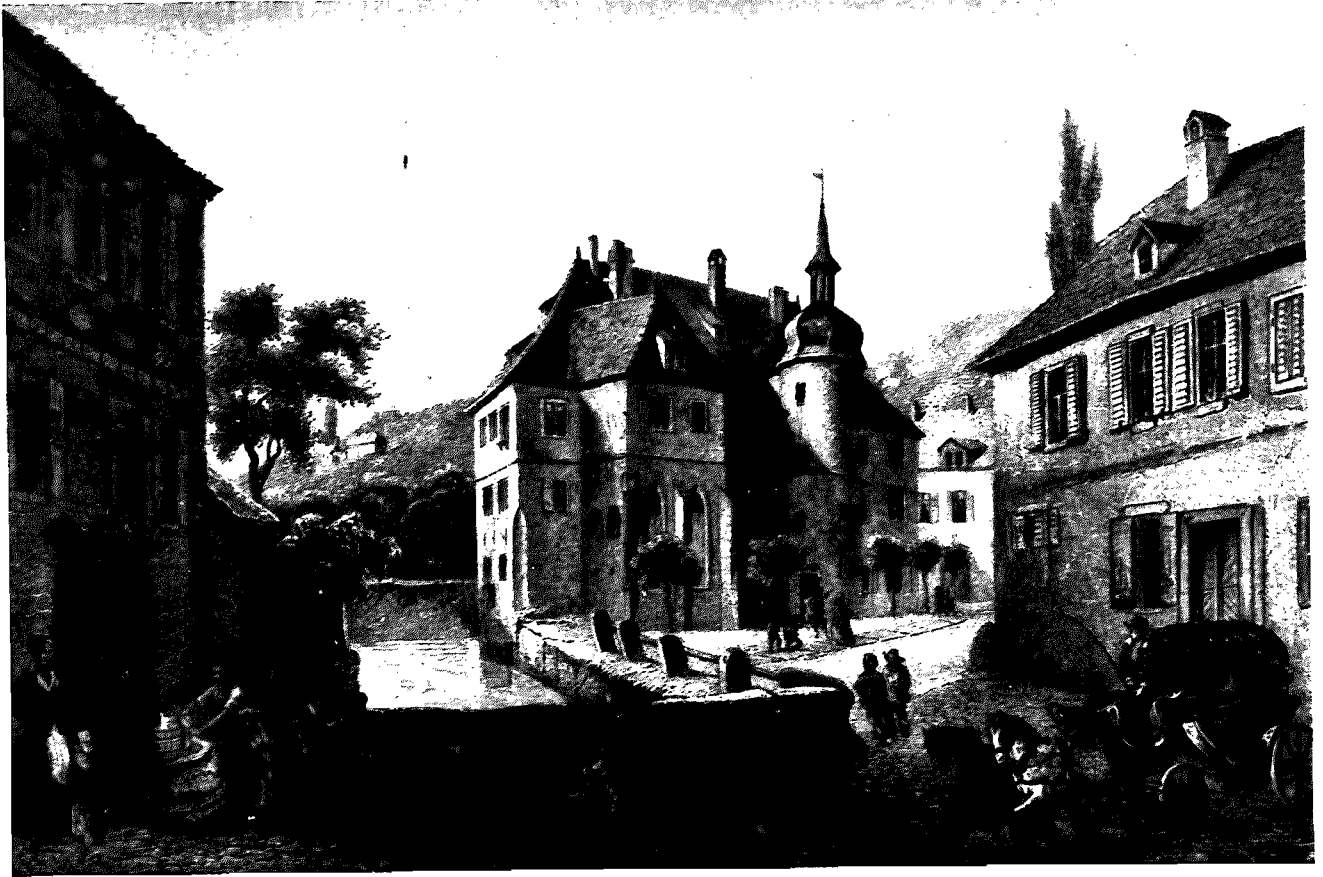


Abb. 24. Neustadt a. H., Casimirianum, 1579 von Pfalzgraf Johann Casimir als Hochschule errichtet; nach einem Steindruck um 1830.

vom linken Ufer, aus Frankenthal, und hat dann sein Leben und seine Studien als Direktor der Universitätsbibliothek zu Heidelberg erfüllen dürfen: zahlreiche Arbeiten zur pfälzischen Geschichte und vor allem die herrliche Biographie der Liselotte entstammen seiner Feder.

Auch in das Volk ist unsere nationale Geschichte gerade durch die pfälzische Kulturpflege in vorbildlicher Weise getragen worden, und unser Mannheimer Altertumsverein, der nun seit 75 Jahren im Dienste dieser Gedanken steht, hat an dem Studium und der Verbreitung der landesgeschichtlichen und nationalen Geschichtsforschung einen hervorragenden Anteil genommen. Er ist einst geschaffen und ausgebaut worden von schlichten, deutschen, volksverbundenen Männern, die diesem pfälzischen Boden entstammten und sich der Stadt wie dem Lande, ihrer Geschichte wie ihrer Gegenwart verpflichtet fühlten. Wir haben in unserer Jugend manche dieser Männer gekannt, die diesen Geist gepflegt und uns übermitteln haben. Ich erinnere an Karl Baumann, der die Wissenschaft von der Vor- und Frühgeschichte ausgebildet hat zu einer Zeit, als noch niemand in Deutschland ahnte, welche Bedeutung für die Gestaltung unseres deutschen Schicksals diese Wissen-

schaft einst gewinnen werde. Er hat es nicht getan aus gesellschaftlichem Bedürfnis oder flacher Liebhaberei, sondern in dem klaren Gefühle, daß hier der Urgrund und das Geheimnis unseres Wesens begraben liege und enthüllt werden könne. Seine Karte zur Urgeschichte Mannheims und Umgebung ist zu seiner Zeit mustergültig gewesen und dient auch heute noch als Vorbild. Und neben Baumann darf ich am heutigen Tage auch unseren allverehrten Ehrenpräsidenten, Herrn Geheimrat Caspari, nennen, der hier unter uns weilt, der viele Jahrzehnte für unsern Verein gearbeitet hat und dem ich mich als ehemaliger Schüler herzlichst verbunden fühle. Es sind nun bald 40 Jahre, daß ich im alten Gymnasium neben der Jesuitenkirche ein kleiner Sertaner war und Herr Geheimrat Caspari mein Klassenlehrer. Es ist mir eine Befriedigung und ein Herzensbedürfnis, daß ich meinen persönlichen Dank mit dem Danke von uns allen hier öffentlich aussprechen darf. Ich darf es bezeugen, daß er die Liebe zur pfälzischen und zur deutschen Geschichte und die Verbindung des pfälzischen Bodens mit dem humanistischen Erbe tief in die Herzen der damaligen Jugend gesenkt hat, und alles Schwere wie alles Große, das wir seither erlebt haben, hat

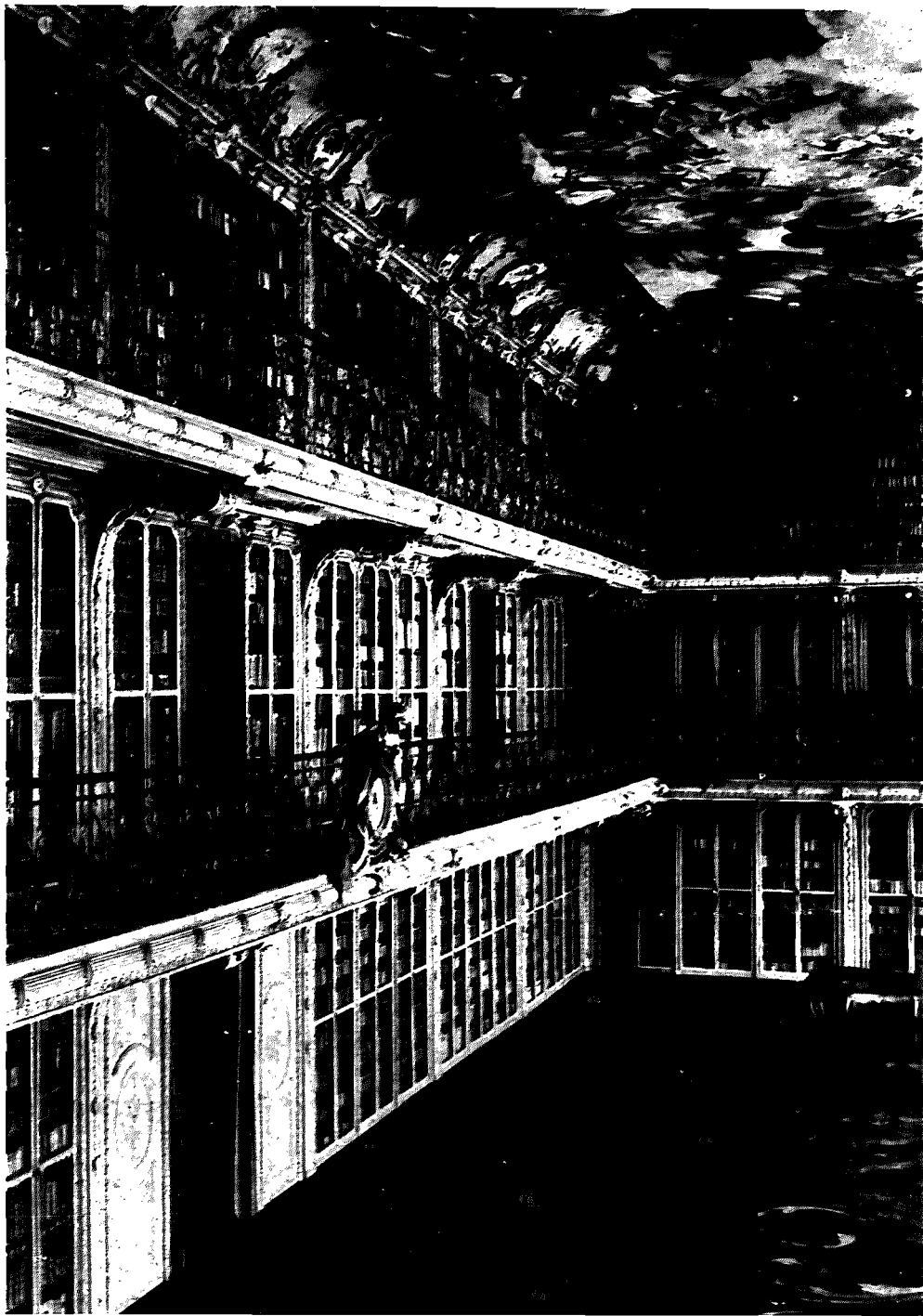


Abb. 25. M a n n h e i m, Schloß, Bibliotheksaal, erbaut von Pigage 1750—1756,
Deckengemälde von Lambert Krahe. phot. Schloßmuseum Mannheim.

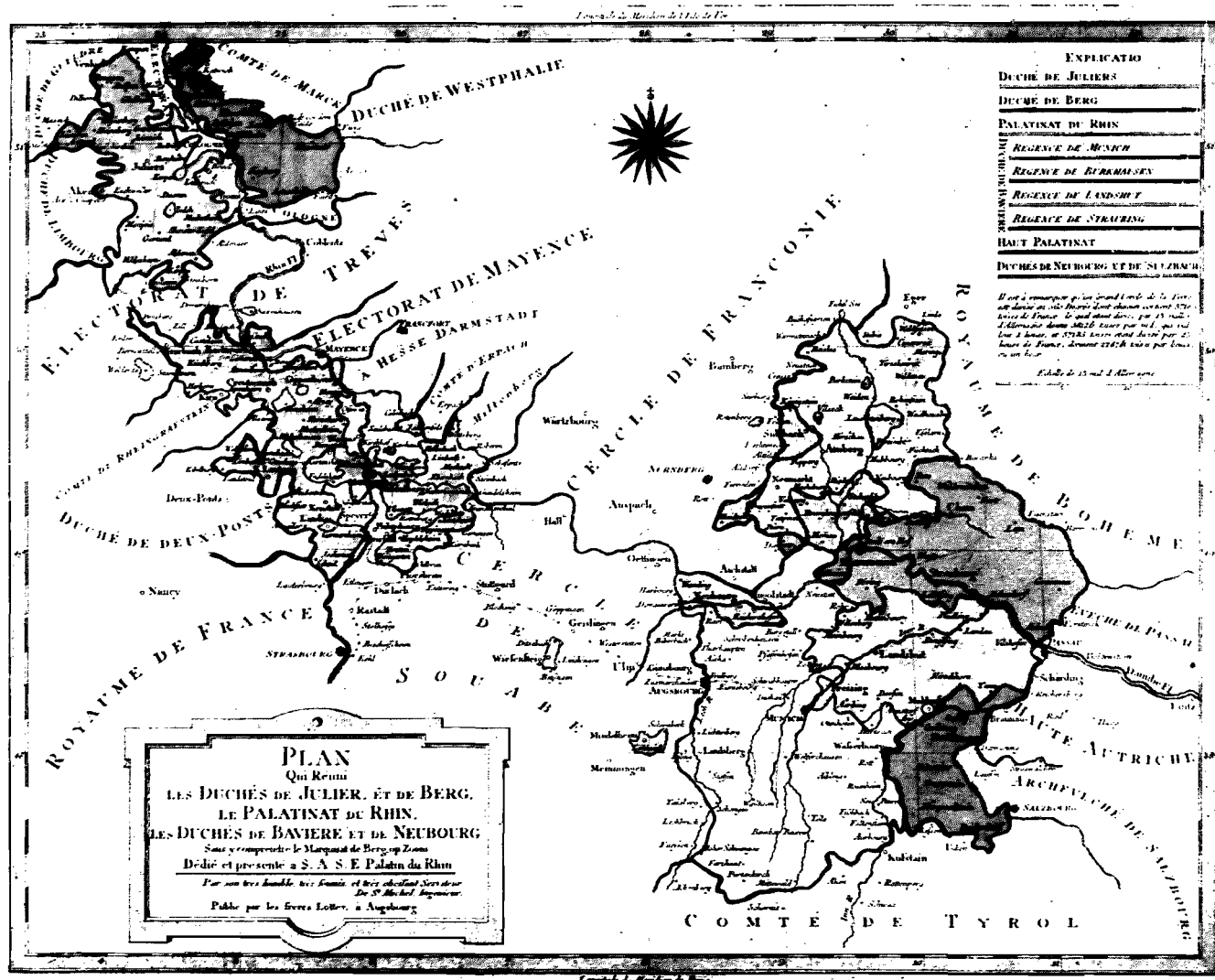


Abb. 26. Karte der Wittelsbachischen Territorien zu Ausgang des 18. Jahrhunderts. Schloßmuseum Mannheim.

diese Liebe zu unserer rheinischen Pfalz nur immer noch bestärken können. Wir haben wohl in der Vergangenheit Gründe genug gehabt zu besorgen, daß Volksthum und Stammesgeist vernichtet werden könnten durch die Technik des staatlichen Apparates. Heute aber, wo der Führer den Weg gezeigt hat, wie die nationale Einigung mit der Pflege landsmannschaftlicher und volkstümlicher Eigenart Hand in Hand geht, kommt es uns beim Rückblick auf unsere große und narbenreiche deutsche Geschichte erst recht zum Bewußtsein, wie die rheinische Pfalz auf beiden Ufern unseres Stromes ein Sinnbild ist unserer deutschen Geschichte und wie andererseits die deutsche Geschichte aufs engste verknüpft ist mit diesem rheinischen Lande, das am heutigen Sonntagsmorgen wieder vor uns liegt in der Blütenpracht seines Frühlings, wie ein Garten Gottes und wie eine Perle in der Krone des deutschen Volkstums.

Ich habe meine Ausführungen begonnen mit Ernst Moritz Arndt. Sein Lebenswerk war es,

daß er in dunkler Zeit sein Volk erhob an der Größe der deutschen Geschichte. Er war der Sohn eines leibeigenen Bauern von der fernen Ostsee, und er ist im 89. Jahre seines reichen Lebens gestorben in Bonn, wohin ihn der Zauber des rheinischen Wesens und der rheinischen Geschichte gezogen hatte. Er hat in einem wunderbaren Leben vieles geleistet, um das deutsche Volk herauszuführen aus Bauernelend und kleinbürgerlicher Enge, aus dem Drucke fürstlicher Hauspolitik und aus der Verknechtung durch das Ausland. Aber solange in Deutschland die Kabinette regierten, konnten auch solche Männer doch immer nur wirken als Publizisten mit der Feder. Inzwischen haben sich die Dinge von Grund aus gewandelt, und heute ist es abermals ein Mann aus dem Volke, und diesmal aus dem Süden und Osten des großen Vaterlandes, der die alten Probleme der deutschen Geschichte nicht nur mit der Feder erörtert hat, sondern sie auch gestalten darf durch die Tat.

Anmerkung der Schriftleitung

Auf vielseitigen Wunsch aus dem Kreise der zahlreich versammelten Hörerschaft hat der Verfasser sein Manuskript zum Druck zur Verfügung gestellt. Eine solche Zusammenfassung erscheint uns gerade heute besonders wichtig, da die Einzelforschungen unendlich angewachsen und fast unübersichtlich geworden sind, während das zusammenfassende Werk von Ludwig Häußler auf ein Alter von fast 90 Jahren zurückblickt.

Zur Bildausstattung vorliegenden Sonderheftes der Mannheimer Geschichtsblätter wurden der Schriftleitung in entgegenkommender Weise zahlreiche Druckstöcke leihweise überlassen, wofür hiermit herzlichster Dank gesagt sei.

Druckstöcke wurden überlassen: Zu Abb. 1 von der Stadtverwaltung Mannheim, zu Abb. 2, 10 vom Verlag Paul Braus, Heidelberg, zu Abb. 3, 11, 17, 24 vom Pfälzischen Verkehrsverband Neustadt a. H., zu Abb. 4, 7 vom Bayerland-Verlag G. m. b. H., München, zu Abb. 8 von Verband pfälzischer Industrieller, Neustadt a. H., zu Abb. 22, 23 vom Städt. Schloßmuseum Mannheim, zu Abb. 25 von

der Städt. Schloßbücherei Mannheim. Die Druckstöcke zu Abb. 14 und 15 überließ der Landesverein Badische Heimat E. B., Freiburg i. Br. Sie sind entnommen dem Jahresheft Badische Heimat „Das badische Frankenland“, i. A. des Landesvereins Badische Heimat herausgegeben von Hermann Eris Busse, zu beziehen durch das Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstraße 12 (geheftet R. M. 6,—, Ganzleinen R. M. 7,—). Abb. 5 Rekonstruktion des Trifels von Effenwein ist dem Buche von Carl Schuchhardt, die Burg im Wandel der Weltgeschichte, Potsdam, 1931, entnommen. Abb. 6 Ruine des Schlosses Kaiserslautern ist veröffentlicht in der Stadtgeschichte von Th. Zink: Kaiserslautern in Vergangenheit und Gegenwart, Kaiserslautern, 1914, Abb. 20 Kurfürstliches Schloß in Amberg in den Kunstdenkmälern des Königreichs Bayern, Oberpfalz und Regensburg, XVI., Stadt Amberg, München, 1909. Dem Umrissbild, Pfalz bei Caub, liegt eine Zeichnung von Dr. G. Jacob zugrunde. Alle übrigen Druckstöcke wurden vom Mannheimer Altertumsverein neu angeschafft.

Jahresbericht 1933 (75. Vereinsjahr)

Das Jahr 1933 stand unter dem Zeichen der nationalsozialistischen Bewegung und dadurch gleichzeitig für den Verein unter dem der „Gleichschaltung“. Diese bedingte große Veränderungen im Vorstand. Die Verhandlungen darüber zogen auf Monate hinaus hin und waren bei Jahreschluß noch nicht beendet. Sie brachten erst im Februar 1934 das vorwegzubeherrschende Ergebnis der nachstehenden Zusammensetzung des Vorstandes:

Prof. Dr. Joseph August Beringer, Vorsitz.
Fabrikant Heinrich Winterwerb, 1. stellv. Vorsitz.

Prof. Dr. Hermann Gropengießer, 2. stellv. Vorsitz.

Dr. Ing. W. W. Hoffmann, Rechner.

Prof. Dr. Beringer hat das in dieser Zeit besonders verantwortungsvolle Amt wegen seiner starken anderweitigen Inanspruchnahme bei einstimmiger Wahl auf allseitiges Drängen und auf lebhaften Wunsch der Bad. Regierung nur mit der Bedingung angenommen, daß so bald als möglich ein Nachfolger für ihn gesucht werde.

Im Laufe des Jahres haben sieben Vorträge stattgefunden:

5. 1. Univ.-Prof. Dr. Dr. h. c. J. Petersen: Das deutsche Nationaltheater.
3. 2. Univ.-Prof. Dr. H. Kahrschmidt: Die gesellschaftliche Kultur der römischen hohen Kaiserzeit.
15. 3. Dr. Gustaf Jacob: Mannheimer Handwerkskunst einst und jetzt.

3. 4. Univ.-Prof. Dr. G. Künzle: Philosophie und Politik bei Friedrich dem Großen.

2. 10. Dr. Siegfried Kadner: Das Kulturbewußtsein der Gegenwart und die deutsche Vorgeschichte.

30. 10. Univ.-Prof. Dr. E. Hoffmann: Die großen Erzieher des 19. Jahrhunderts.

27. 11. Prof. Dr. W. Luckermann: Die Grundlinien der Territorialbildung am Oberrhein.

Führungen und Ausflüge sind zu verzeichnen:

9. 4. Besichtigung der Sonder-Ausstellung des Städt. Schloßmuseums: Entwicklungsformen des Spielzeugs.

21. 5. Siedlungsgeschichtliche Wanderung Altrip--Neuhofen.

16. 9. Besichtigung der Michaels- und Stephansbasilika auf dem Heiligenberg.

30. 9. Ausflug nach Alt- und Neu-Leiningen und Hönningen.

Bei Redaktionsschluß geht uns noch die betrübliche Mitteilung zu, daß unser korrespondierendes Mitglied, Herr Dr. Daniel Häberle, ord. Honorarprofessor an der Universität in Heidelberg, am 9. Juni verstorben ist. Seine großen Verdienste um die Erforschung der pfälz. Heimat- und Volkskunde, besonders in geologischer und wirtschaftlicher Hinsicht, sichern seinem Wirken ein dauerndes und ehrenvolles Gedenken.



Abb. 27. Paul Egell, Gnadenbild der Maria von Loreto in Oggersheim mit zwei Leuchter-Engeln, Holz, Fassung neu, 1729. phot. Schloßmuseum Mannheim.



Abb. 28. Paul Egell, Verherrlichung des Gnadenbilds der Maria von Loreto in Oggersheim, Stich der Brüder Klauber, Augsburg, 1733.

Ein neues Werk des Bildhauers Paul Egell in Oggersheim

Im Jahre 1729 ließ Pfalzgraf und Erbprinz Joseph Karl von Sulzbach in Oggersheim eine Wallfahrtskapelle errichten, zu der die Santa Casa, das heilige Haus in Loreto auf einem Bergkegel an der Adria als Vorbild diente. Zugleich wurde in Loreto eine holzgeschnitzte Statue der Mutter mit dem göttlichen Kinde in Auftrag gegeben, die als marianisches Gnadenbild in der Kapelle aufgestellt fand. Es handelt sich also um eines der zahllosen Muttergottesbilder, die in den Marien-Wallfahrtskirchen aller Länder den Mittelpunkt der Pilgerandacht bilden und häufig auch den Namen der Kirchen und des Wallfahrtsorts tragen. Sie fanden Aufstellung zur Förderung der Andacht oder zur Erinnerung an Heilige und führten viele Gläubige zum Wege trostreichen Hoffens.

Zur Oggersheimer Virgo Lauretana schuf der Mannheimer Bildhauer Paul Egell als Umrahmung einen von zwei Leuchter-Engeln flankierten Nischenaufbau (Abb. 27). Seine Gesamthöhe beträgt 3,30 m, die Gesamtbreite 1,60 m, der linke Engel ist 1,19 m, der rechte 1,14 m hoch. In dem wundervollen Schwung der Engel liegt der Eindruck des Aufschwebens. Weit spannen sich ihre Schwingen wie zum Fluge. Sie treiben die Komposition in die Höhe zu dem reichen, vasebekrönten Aufsatz und den köstlichen Puttenköpfen am Bogenansatz der Nische.

Ikongraphisch gehören die beiden Kerzen haltenden Engel zu der Gestalt der Maria mit dem Jesuskind, wie es

in der zwischen 1465—1473 entstandenen „Relatio Teramani“, dem Ausgangspunkt der Loreto-Legende, niedergelegt wurde. Wenn diese Legende, wonach Loreto das Geburtshaus der Muttergottes ist, das Engel über Teraf an der istrischen Küste dorthin getragen haben, heute unhaltbar bleibt (vgl. Georg Hüffer, Loreto, eine geschichtskritische Untersuchung der Frage des heiligen Hauses, Münster i. W. 1913 und 1921), so war das 18. Jahrhundert mit dem Geheimnis und dem Verkündigungswunder von Nazareth eng verknüpft. Hat doch Elisabeth Auguste, die Tochter des Erbprinzen Joseph Karl und erste Gemahlin des Kurfürsten Karl Theodor, auf dem Annaberg bei Sulzbach (Oberpfalz) im Jahre 1753 eine zweite Loreto-Kapelle nach dem Oggersheimer Vorbild errichten lassen.

Egells ausgezeichnetes Schnitzwerk, das 1932 in Silber und Gold neu gefaßt wurde, ist für manche Datierungsfrage sehr aufschlußreich. Im Vergleich mit den Engeln aus den 1740er Jahren am Altar des Gekreuzigten und der Hl. Sebastian und Rochus im Deutschen Museum Berlin und der Simmerner Christusgruppe ergeben sich bemerkenswerte Unterschiede. Es ist offenbar, daß in den Spätwerken eine klarere Hervorhebung des Umrisses eingetreten ist. Lebte sich in den Oggersheimer Leuchterengeln des Bildhauers die Vielfalt des Stofflichen ungehemmt aus, so spricht in den späten Schöpfungen die Form stärker als geschlossene Masse. Die Werke des reifen Meisters sind trotz allen dekorativen Beiwerks

stiller, unirdischer. Zieht man ferner die beiden Engel zum Vergleich heran, die Balthasar Permoser allerdings unter Mitwirkung von Gesellenhänden 1725 für den Altar der alten Dresdner Hofkirche (heute Stadtmuseum Bautzen) geschaffen hat, so wird deutlich, wie selbständig Egells Formgefühl im ersten Jahrzehnt seiner Mannheimer Tätigkeit gegenüber dem viel plastischeren Stil seines Lehrers geworden ist.

Mit dem neu aufgefundenen Frühwerk gewinnt die zeitlich frühe Ansetzung der Oggersheimer *Minerva* im Historischen Museum der Pfalz, Speyer, die vielleicht einst zum Garten des seit 1720 neu errichteten Schlosses des Pfalzgrafen Joseph Karl von Sulzbach gehörte, eine erneute Bestätigung.

Die Zuschreibung dieses kostbaren Werkes an den Mannheimer Bildhauer ist nicht nur aufgrund stilkritischer Beobachtung gesichert, sondern zugleich durch ein Verherrlichungsblatt der Oggersheimer Maria von Loreto, das die Gebrüder Klaubert nach einer verschollenen Handzeichnung Paul Egells im Stich vervielfältigt haben. (Abb. 28.) Es erschien einige Jahre später, 1733, als Kurfürst Karl Philipp nach dem Tode des Erbprinzen (18. Juli 1729) die Oggersheimer Wallfahrtskapelle den Jesuitenpatres in Mannheim überließ und man mit der lauretanischen Andacht begann. Das Blatt ist 43,5 cm hoch, 28 cm breit (Plattenrand) und trägt die Unterschrift: „Maria von Loreto sonderbare Schutzpatronin der Pfalz, andächtig verehrt zu Oggersheim in der Lauretanischen Capell deren Patrum Soc. Jesu, anno 1733 — Ist an der Hehl. Bildnuß angerührt“. Die Künstlerbezeichnung lautet: „D. Egel delineavit, Jos. et Joan. Klaubert sculps. Aug. Wind.“ Der Aufbau mit der Nische und den seitlichen Leuchterengeln entspricht genau der Virgo Lauretana in der von Peter Anton Verschaffelt in den Jahren 1775–1777 überbauten Oggersheimer Wallfahrtskapelle, wie die Gegenüberstellung unserer Abbildungen lehrt. Der Stich erweitert indessen die Darstellung: Auf den Stufen des Vordergrundes kniet, umgeben von allegorischen Frauengestalten mit dem Löwen, die Palatia. Sie hält eine Karte der rheinischen Pfalz in Händen. Den unteren Abschluß bildet eine Kartusche mit der Oggersheimer Stadt-

ansicht, auf der links die Wallfahrtskapelle in ihrer einstigen Gestalt sichtbar wird.

Der Stich der Gebrüder Klaubert ist ein bezeichnendes Beispiel für die Durchdringung der Formen weltlicher Devotion mit kirchlichem Kult, wie sie der Barock in seinem pomphaften Stil der Heiligen-Verehrung ausgebildet hat. Bei dem Oggersheimer Bild handelt es sich um ein sehr frühes Blatt, das Joseph Sebastian Klaubert (1700–1768) in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Johann Baptist (1712 bis nach 1787) herausgegeben hat. Zu Beginn der 1740er Jahre gründeten beide in Augsburg einen katholischen Großverlag, aus dessen Werkstätten eine unübersehbare Menge von Andachtsbildern hervorgingen, die in ganz Europa weitgehende Verbreitung fanden.

Ueber die Geschichte der Oggersheimer Wallfahrt, den Bauherrn der Kapelle, Joseph Karl von Sulzbach, und die gesamte Innenausstattung, an der weitere Mannheimer Künstler beteiligt waren, wird demnächst an Hand von Ausschnitt-Bildern ausführlich zu berichten sein. Als Nachtrag zum Egell-Sonderheft soll hier zunächst dieser Fund mitgeteilt werden, der sich anlässlich des Ausflugs des Mannheimer Altertumsvereins nach Oggersheim ergeben hat. Es bleibt nachzuprüfen, wieweit die in der Gruft der Michaelskirche in München ruhenden Särge des Erbprinzen Joseph Karl und seiner Gemahlin Elisabeth Auguste Sophie (gest. 1728), Tochter des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz, in ihrem plastischen Schmuck auf Paul Egell zurückgehen. Endlich hat sich auch der „Riß“ Egells zum Hochaltar der Heilig-Geistkirche in Heidelberg auffinden lassen. Hoffentlich gelingt es noch den 1747/48 entstandenen Altar, der heute nicht mehr an Ort und Stelle steht, wieder zu entdecken.

So rundet sich das Bild des Schaffens Paul Egells, dessen Größe und Bedeutung Peter Ernestus Alf, Rat der Churpfälzischen Geistlichen Administration in Heidelberg, in seltener Einfühlung erkannte, als er am 2. Oktober 1747 schrieb, daß „es außer aller Contradiction ist, daß Herr Egel in Teutschlandt seinesgleichen schwärzlich oder gar nicht habe“. (General-Landes-Archiv, Karlsruhe: Heidelberg-Stadt, Kirchenbaulichkeiten 1185, Fol. 13.)

Jacob

Veranstaltungen des Altertumsvereins

Sonntag, den 13. Mai, wurde die 4. siedlungsgeographische Wanderung um Mannheim — Oggersheim, Oppau — unter liebenswürdiger Führung der Herren Oberlehrer R. Kreuter, Oggersheim, und R. D. Braun, Oppau, unternommen. Auf der Wanderung und bei Besichtigung des Oppauer Heimatmuseums machten Prof. Dr. Gropengießer und Prof. Dr. Strigel bemerkenswerte vorgeschichtliche und geologische Ausführungen. In der lauretanischen Kapelle in Oggersheim konnte Dr. Jacob ein neues Werk des Mannheimer Bildhauers Paul Egell entdecken, über das vorstehend in Kürze berichtet ist.

Samstag, den 26. Mai, nahm der Altertumsverein die Mannheimer Führungen wieder auf. Der Besuch galt einigen Adelshäusern des 18. Jahrhunderts, die sich zahlreich in unserer Stadt erhalten haben. Manches Bauwerk hat später eine gründliche Umgestaltung erfahren, aber es gibt dennoch des Bemerkenswerten genug.

Es war eine stattliche Zahl Vereinsmitglieder, die sich im Festsaal des Dalberghauses in N 3,4 versammelten, um unter

Führung von Museumsustos Dr. Jacob über die Baugeschichte, die Innenausstattung und über die einstigen Bewohner des Hauses unterrichtet zu werden. Weiterhin wurde das Riauxcour-Waldkirch'sche Palais in N 2,4, besucht. Dank des Entgegenkommens der Handelskammer war es möglich, den noch erhaltenen prachtvollen Rokokoraum mit seinen kostbaren Vertäfelungen, Spiegeln und Bildern im ehemaligen, dem Grafen von Saint Martin gehörigen Lotteriehôtel, I. 1,2, zu besichtigen. Endlich lenkte man seine Schritte zum Hause I. 2,9, das einst dem Geheimen Staatsrat Johann Sebastian Frh. von Castell gehörte. Hier bewunderte man vortreffliche Stuckarbeiten und das von Nikolaus Guibal 1778 geschaffene Deckengemälde einer Verherrlichung der Blüte der Künste und Wissenschaften unter Kurfürst Karl Theodor. Mit einem Blick in den großen Hof und auf die reizvollen Flügelbauten des ehemaligen Düringer'schen Hauses I. 4,4, schieden die Teilnehmer. Es wurde der Wunsch geäußert, die Mannheimer Führungen möchten bald mit einer Besichtigung des ehemals Bregensheimer'schen Hauses, A 2, fortgeführt werden.

W. W. Hoffmann: F. J. Wilhelm Rabaliatti. C. Winters Buchhandlung, Heidelberg, 1934. RM 20 (25). Die kunstgeschichtlichen Forschungen über die kulturelle Glanzzeit der Kurpfalz mehrten sich in erfreulicher Weise. In den „Heidelberger kunstgeschichtl. Abhandlungen“ (von C. Neumann & R. Lohmeyer) sind in den letzten Jahren nicht weniger als vier wertvolle Abhandlungen aus diesem Gebiet erschienen. Hierzu gehört auch der vorliegende Band über Rabaliatti, der sich mit einem Baukünstler befaßt, der bisher im Schatten der großen repräsentativen Baumeister der Karl-Theodorzeit nicht recht zur Geltung kam. Als 30-jähriger tritt Rabaliatti erstmals 1746 in Mannheims Baumeister auf, wird 1748 Hofbaumeister, lebt bis 1782 und wirkt neben Bibiena und Pigage, in eigenartiger Weise seine Kunst ausübend.

Diese bezieht sich auf Kirchen- und Pfarrhausbauten in Mannheim (Jesuiten-, Sodalitäts-, Kapuzinerkirche), in Neckarau, Heidelberg (Jesuiten- und St. Annakirche) und in Schwezingen, außerdem auf etwa 30 Planungen für Kirchen und Altäre und Kanzeln in kurfürstlichen Ländern und in Freiburg i. N. u. f., sowie auf zahlreiche Profanbauten in Schwezingen, Heidelberg, Mannheim und sonstigen kurpfälz. Orten.

Diese erstaunliche Ausbreitung seiner Bautätigkeit, die gründlichst unter weitgehender Ausforschung und -wertung der Akten und Pläne in nahen und fernen Archiven und unter Benützung der gesamten einschlägigen Literatur zum Baumeister der Zeit ausgeschöpft worden ist, verbietet es, im Einzelnen auf die Ergebnisse der Forschung einzugehen. Aus dem reichlich in Abbildungen wiedergegebenen Bildwerk der Bauten, Pläne und Zeichnungen ergibt sich aber die völlig eigenartige persönliche Gestaltungsweise Rabaliattis innerhalb der Tradition und des Zeittones seiner Bauauf-fassung, von denen nur die Jesuitenkirchen in Mannheim und in Heidelberg hervorgehoben seien.

Rabaliatti hat entsprechend seiner traditionellen Schulung von Haus aus und gemäß seiner Jugendeindrücke von Italien eine einfach-bewegte, eindrucksvolle und dekorative Ausdrucksform für seine Entwürfe und Gestaltungen gefunden und seine Bauten und die einzelnen Glieder geschmack-voll in die größere Baugesamtheit und Landschaft einzu-gliedern gewußt. Er erweist sich als eine in sich geschlossene Persönlichkeit von gefestigtem und ausgesprochenem Charakter innerhalb des Baumeisters seiner Zeit. Es ist ein wertvolles Verdienst des Verfassers, nun eine so lang verschleierte und in Unklarheit gehaltene Künstlerpersönlichkeit so klar und sachlich einwandfrei herausgestaltet zu haben, wie es mit F. J. W. Rabaliatti von Dr. W. W. Hoffmann geschehen ist.

Jaffé, Albert, Geschichte der Papiermühlen im ehemaligen Herzogtum Zweibrücken. 152 S. Mit zahlreichen Abbildungen und 52 Tafeln Wasserzeichen.

Birmasens. Im Selbstverlag des Verfassers. Druck von Adolf Deil, Birmasener Zeitung, Birmasens 1933.

In dieser gut ausgestatteten Veröffentlichung macht der verdiente Herausgeber der „Birmasener Geschichtsblätter“, Sanitätsrat Dr. Jaffé, die Ergebnisse seiner eingehenden archivalischen Studien als Sonderdruck einem weiteren Kreise zugänglich. Das Werk bietet viel mehr, als der Titel ver-muten läßt; denn im 1. Teil (S. 1—40) wird gewissermaßen zur Einführung an Hand zahlreicher Abbildungen nicht nur eine allgemeine Papiergeschichte von ihren ersten Anfängen, sondern auch die Entwicklung der alten kurpfälzischen und dann der rheinpfälzischen Papierindustrie behandelt. Es werden Angaben gemacht über die früher vorhandenen und zum Teil jetzt noch bestehenden Papiermühlen zu Zweibrücken, Annweiler, Wörschweiler, Kaiserslautern, Neu-stadt a. d. S., Lauskirchen, Frankeneck, Hardenburg, Jäger-thal bei Bad Dürkheim, Albisheim, Eisenberg, Binningen, Sarnstall, Rodalben, Ebertsheim, Gleisweiler, Großkarl-bach, Neidenfels, Lambrecht, Grünstadt, Speyer und Rinn-thal. Der umfangreiche 2. Teil (S. 41—152) bringt eine ein-gehende Darstellung der Papiermühlen im ehemaligen Her-zogtum Zweibrücken (Zweibrücken, Wörschweiler, Bernsbach und Wachtelmühle bei Annweiler, Kautenbach bei Trarbach an der Mosel und Sarnstall) mit den Wasserzeichen des dort hergestellten Druck- und Schreibpapiers. Die inter-essanten und auch kulturgeschichtlich wertvollen Wasserzeichen wurden von Eugen Maillon nach Lichtpausen von den Ori-ginalbogen gefertigt.

Wir müssen dem Verfasser für dieses, unter großen per-sönlichen Opfern herausgebrachte Werk dankbar sein, da es zum erstenmal eine zusammenfassende Darstellung der Ge-schichte der pfälzischen Papierherstellung gibt; in ihm ist außerdem eine Fülle von heimat-, familien- und kulturge-schichtlichen Tatsachen eingeflochten, so daß es auch für den Heimatforscher als wichtiges Quellenwerk dienen kann. Für spätere Forschung wäre die Beigabe eines Literaturverzeich-nisses wünschenswert gewesen.

Heidelberg.

Professor Dr. Häberle †

Inhalt

Mitteilungen aus dem Altertumsverein — Die Stellung der rheinischen Pfalz in der deutschen Geschichte von Prof. Dr. Franz Schnabel — Jahresbericht des Altertumsvereins, 75. Vereinsjahr 1933 — Ein neues Werk des Bildhauers Paul Egell in Oggersheim von Dr. Gustaf Jacob — Veranstaltungen des Altertumsvereins — Zeitschriften und Bücherschau.

Mannheimer Altertumsverein Fernruf 29717; Postcheck-konto Karlsruhe Nr. 24607; Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatschrift für die Geschichte,
Altertums- u. Volkskunde Mannheims u. der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein

Jahrgang XXXV

Juli / September 1934

Heft 7-9

Der Mannheimer Altertumsverein

in seinem Vorstand und all seinen Mitgliedern
gedenkt in diesen Tagen der schmerzlichen Trauer Deutschlands und der Anteilnahme
der ganzen Welt mit ergriffenem Mitfühlen des Heimganges des Reichspräsidenten
und Generalfeldmarshalls

Paul von Hindenburg

Wir danken dem nie besiegten Helden des Weltkrieges und dem treuen Führer des
Deutschen Volkes in dessen schwersten Zeiten für alles, was er in unbeirrbarer Treue,
sowie aus der Geradheit und Schlichtheit seines Wesens für das deutsche Reich und
Volk getan hat. Wir werden seiner nie vergessen! Ehre und Ruhm seinem Andenken!

Mannheim im August 1934

Der Vorstand des Mannheimer Altertumsvereins.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein

Mit der Erfüllung des vielseitigen Wunsches nach Drucklegung des Jubiläumsvortrages von Professor Dr. Franz Schnabel über „Die Stellung der rheinischen Pfalz in der deutschen Geschichte“ hat der Verein weit über den Kreis seiner Mitglieder hinaus starken Anklang gefunden. Das Heft (1934, 4—6) wurde bereits in großer Anzahl (ca. 600 Exemplaren) von Volks- und Mittelschulen erworben; seine Weiterverbreitung (das Stück — als Sonderangebot — nur RM —,50) kann den Mitgliedern angelegentlich empfohlen werden.

*

Als Herbstveranstaltungen finden folgende Ausflüge statt:

Sonntag, 30. September: Madenburg—Trifels—Annweiler.

Sonntag, 14. Oktober: Dossenheim: Die neuen Ausgrabungen. (Altgermanische Sternwarte?)

Zu beiden Ausflügen ergehen besondere Einladungen. Anmeldeeschluß für den Autobus Trifels: 15. September, mittags 12 Uhr.

Zum Ausflug Dossenheim ergehen nochmals nähere Mitteilungen.

*

Für das Winterhalbjahr 1934/35 sind folgende Vorträge, jeweils Montags, festgelegt:
22. Oktober: Universitätsprof. Dr. Gustav Neckel, Berlin: „Staat und Gesellschaft bei den heidnischen Germanen“.

5. November 1934: Ministerialrat Universitätsprof. Dr. Eugen Fehrle, Karlsruhe: „Der Jahreslauf der deutschen Volksfeste“.

26. November: Universitätsprof. Dr. Gero v. Merhart, Marburg: Vorgesichtliches Thema.

10. Dezember: Gymn.-Prof. Dr. H. Gropen-gießer, Mannheim: Das Dorf Hermsheim und der Lobdengau in karolingischer Zeit.

14. Januar 1935: Prof. Dr. Jos. Aug. Beringer, Mannheim: „Das Mannheimer Bildnis“.

4. Februar: Universitätsprofessor Dr. P. Schmitt-henner, Minister im Bad. Kabinett, Heidelberg: „Blücher und Gneisenau“.

18. März: Universitätsprof. Dr. Joseph Ahlhaus, Mannheim: „Deutsche Kaiser- und Königs-kronungen im Mittelalter“.

8. April: Ordentl. Mitgliederversamm-lung. — Referat von Dr. Robert Irshlinger über seine Dissertation „Die Landschade von Steinach“.

Ferner sollen zwischendurch an verschiedenen Mit-gliederabenden, die im oberen Ballhausaal stattfinden, kurze Referate aus allen Gebieten der Geschichte, insbesondere der Früh- und Vorgeschichte abgehalten werden. Zu den einzelnen Veranstal-tungen ergehen an die Mitglieder noch Sonder-einladungen. Für das bisher übliche Gesamt-Winterprogramm steht die obige Bekanntgabe.

*

Angekauft wurde ein kleines Delbild, darstellend Karl Theodor im Alter von etwa 2—3 Jahren.

Als Geschenk erhielt der Verein:

Von Dr. jur. Karl Sauerbeck Lithographien Badischer Abgeordneter um 1848;

von Dr. Rudolf Haas die photographische Ahnentafel von Franz und Klara Thorbecke;

von Dr. ing. W. W. Hoffmann sein Werk über „Kabalatiati“;

von Joh. Sch. Gräber selbstgemalte Aquarelle aus Alt-Mannheim;

von Sekretär a. D. Baumgärtner ein Kreuzfig um 1790 aus Messing;

von Dr. Robert Irshlinger seine Dissertation über „Die Landschade von Steinach“;

von dem Herrn Reichspostminister das Werk von Staats-sekretär a. D. Feyerabend „Der Telegraph von Gauß und Werner im Werden der elektrischen Tele-graphie“. Ein Abriß der darin enthaltene Abhandlung des im Besitze des Mannheimer Altertumsvereins be-sindlichen ersten Telegraphenapparates und seines Er-finders Fardely, eines Mannheimers, folgt im nächsten Heft.

Auch an dieser Stelle sei der Dank für diese Zuwen-dungen ausgesprochen.

Als Mitglieder wurden neu aufgenommen:

Bach, Wilhelm, Stadtpfarrer, Hugartenstraße 56—62.

Bräutigam, Dr. Kurt, Philologe, Rupprechtstraße 11.

Haus- und Grundbesitzerverein E. B., N 7.

Heilig, Frau Hilde, Gr. Merzellstraße 24.

Heuser, Theodor, Handlungsbevollmächtigter, Rhein-villenstraße 6.

Janjon, Willi, Kaufmann, Lullastraße 17.

Kergl, Max, Konzertmeister, Mannheim-Feudenheim.

Krayer, Fritz, Dipl.-Ing., L 8, 12.

Koth, Ernst, Dipl.-Ing., Direktor, Horst-Wessel-Platz 1.

Trunk, Hans, Kaufmann, Hafenstraße 22.

Wühr, Rudolf, Hauptlehrer, Ludwigshafen a. Rh., Wachenheimerstraße 47.

Durch Tod verloren wir unser Mitglied Siebeneck Jak., Direktor.

Die Mannheimer Mundart.

Von Dr. phil. Kurt Bräutigam

Die Sprache ist eine gesellschaftliche Erscheinung. Ihr mehr noch als der Fähigkeit, seine Hände zu gebrauchen, verdankt der Mensch seine Vormachtstellung in der Natur. Sprache ist daher nicht eine rein technische Formung von Lautgebilden. Jedem Worte wohnt ein Wortsinne inne, d. h. das Lautgebilde + dem geistigen Inhalt, der es durchdringt, ist das Symbol für ein Erlebnis. Wie sehr der Erlebnisinhalt das Wortbild formt, zeige ein etwas flaches Beispiel: die Wörter „Rose“ und „Hose“ sind klanglich durchaus gleichwertig. Nur die seelische Einstellung zum Wort, das was in den Klangkörper hineinerlebt wird, gibt ihm Wert oder Unwert. So erklärt sich, daß Wörter absinken und unmöglich werden, nicht aus sprachtechnischen Gründen — auch das gibt es, besonders bei der Entwicklung der romanischen Sprachen —, sondern weil etwa eine neue Lebenseinstellung neue Inhalte in alte Wortkörper gießt. Gesunkene Wörter sind umso häufiger, je durchgeistigter eine Sprache ist, je mehr sie von den Oberschichten ausgeht. Man denke an „Fräulein“. Das Wort kommt von althochdeutsch *frouwa*, „Herrin“ zu *frôn*, Herr (mit *Fron* — in *Fron* = Leichnam usw. verwandt), und bedeutete noch im ganzen Mittelalter nur „adliges Mädchen“ (daher die berühmte Stelle im Faust: Bin weder Fräulein, weder schön . . .). Heute ist „Fräulein“ jede noch nicht verheiratete weibliche Person. Das Wort „Jungfer“ aber, das früher für bürgerliche Mädchen üblich war, hat heute spöttische Färbung, ist auch in unseren Mundarten teilweise durch das französische „Mamsell“ (= *mademoiselle*) ersetzt.

Das Gerippe der Sprache sind die Dingwörter (Konkreta). Abstrakte Wörter setzen geistige Reife voraus. Je einfacher ein Volk ist, desto weniger Abstrakta stehen in seiner Sprache. Das Kind sieht nur Dinge und lernt sie mit Namen kennen. Aber es weiß nichts von Gefühlen und Stimmungen, die losgelöst (abstrakt) sind vom augenblicklichen Erleben. Schon für „ich habe Durst“ sagt das Kind etwa „Mama, Tee, greift also über den abstrakten Zustand hinaus zum konkreten Mittel. Nicht anders sind im Grunde unsere Mundarten aufgebaut. Wir werden das noch sehen.

Die Mundarten sind gewachsen, die Hochsprache ist gezüchtet. Die Mundart hat eine natürliche Entwicklung durchgemacht von der Ursprache, die wir ansehen, bis zu ihrer heutigen Form. Die Hochsprache aber ist eine Kulturpflanze, gehegt und begossen, veredelt und verpropft. Jeder schaffende Geist arbeitet an der Hochsprache mit, Dichter und Denker formen sie. Die Hochsprache kennt einen Stil, eine künstlerisch-ästhetische Verkuppelung der Wörter und Sätze. Die Mundart kennt keinen

Stil. Ihr Ziel ist nicht Schönheit, sondern Schlagkraft, kernige Kürze.

Die Grenzen zwischen Hochsprachen (Schriftsprachen) und Mundarten sind flüchtig. Aus Mundarten werden Hochsprachen (z. B. das Holländische, das ein niederfränkischer Dialekt ist), aber Hochsprachen können auch zerfallen zu Volkssprachen und weiter zu Dialekten, wenn sie durch Ueberlagerung oder auf fremdem Boden fremde Einflüsse erfahren. So entstanden z. B. die romanischen Sprachen aus dem Vulgärlatein, das seinerseits aus dem klassischen Latein herausgewachsen war. Auch unsere deutsche Hochsprache hat eine Entwicklung durchlaufen. Zur großen Sprachgruppe des Indogermanischen gehörig ist sie wieder näher verwandt mit den germanischen Sprachen, zu denen sie zählt, am nächsten mit den Westgermanischen: Niederdeutsch, Friesisch und Englisch. Die älteste deutsche Sprachstufe, die uns überliefert ist, ist das Althochdeutsche zur Zeit Karls des Großen, das bis ins 11. Jahrhundert reicht, worauf das Mittelhochdeutsche folgt. Seit dem 17. Jahrhundert zählen wir das Neuhochdeutsche. Schon für die älteste Zeit darf man annehmen, daß Einigungsbestrebungen in der Sprache herrschten. Die fränkischen Herrscher trugen eine fränkische Hoßsprache durch die Lande, die wohl eine Hochsprache gewesen sein wird. Deutlicher zeigt sich das in mittelhochdeutscher Zeit. Schon die Literaturdenkmäler lassen die größten Mundarteigenheiten weg und besleißigen sich einer Einheitsprache — vielleicht der Urtp unserer Umgangssprache. Großen Einfluß hatte später seit dem 14. Jahrhundert die kaiserliche Kanzlei in Prag; auch auf Reichstagen und Konzilen strebte man nach einer Einheitsprache. Die wichtigsten Faktoren unserer Sprachentwicklung sind aber Buchdruckerkunst und Reformation. Jene, weil sie seit ihrer Erfindung Interesse an weitester Verbreitung ihrer Erzeugnisse hatte, diese, weil Luther mit seiner Bibelübersetzung einen genialen Wurf getan hatte. Sprachgesellschaften und Akademien taten das ihre zur Festigung der Sprache. Schließlich stammten unsere Klassiker alle aus hochdeutschem Sprachgebiet.

Neben dieser Hochsprache, d. i. der Schriftsprache, der Sprache des Theaters und der feierlichen Rede, die von Persönlichkeiten bestimmt wird, gibt es die Umgangssprache, die Alltagsprache der Gebildeten. Sie sieht aus wie lässige Hochsprache oder Mischung von Hochsprache und Mundart. Es ist aber denkbar, daß auch die Umgangssprache ihre Geschichte hat und — wie gesagt — aus jener Literatursprache des Mittelalters herausgewachsen ist. Erforscht ist dieser Sprachzweig bis jetzt noch nicht.

Anders die Mundarten. Wir teilen sie ein in nieder- oder plattdeutsche und in hochdeutsche, letztere in mitteldeutsche und oberdeutsche Mundarten. Oberdeutsch sind das Bairische, das Schwäbische und das Alemannische, wohl auch das Ostfränkische im badiſchen Bauland und öſtlicher. Mitteldeuſch ſind endlich Heſſiſch, Sächſiſch, Schleſiſch, Thüringiſch und Fräнкiſch, und zwar um Köln (im weitesten Sinne) Ripuariſch, um Koblenz Moſelfränkisch, bei uns Rheinfräнкiſch. Schließlich gehört die Mannheimer Mundart zum Pfälziſchen, einem Teil des Rheinfräнкiſchen. Allzuweit von der Oberdeuſchen Sprachgrenze ſind wir nicht weg. Man vergleiche einmal unſeren Flurnamen Stumperich in Neckarau mit dem Ortsnamen Stupferich (bei Durlach): daſſelbe Wort aus mittelhochdeuſch ſtuotpferrich = Stutgarten, aber einmal mit p, daſ anderemal mit pf, dem Kennzeichen der hochdeuſchen Lautverſchiebung. Auch „Pforzheim“ zeigt weitere Verſchiebung als daſ Hochdeuſche, daſ in den Konſonanten auf dem Oſtfräнкiſchen beruht. Lateiniſch porta wurde deuſch zu Pforte, im Oberdeuſchen — zu dem Pforzheim gerade noch gehört — aber zu Pforz(heim). Schon in althochdeuſcher Zeit (von der Zeit Karls deſ Großen biſ ins 12. Jahrhundert) haben wir rheinfräнкiſche Sprachdenkmäler, ſo einige Grabinſchriften, Gebete, Beichten, die berühmten Straßburger Eide und daſ Ludwigslied, ſowie Oſfrieds Evangelienbuch in einer jüddlicheren Spielart, alles mit unverſhobenem p (hochdeuſch pf) nach Vokalen und nach m. Später haben wir Urkunden aus den Dörfern um Mannheim, ein Weiſtum aus Sandhofen (1527), ein Dorfbuch von Neckarau (1490) und vieles andere. Man findet da Formen wie „wißem und waßem“ (= Wieſen), kurz wie heute und mit m wie noch in den Dörfern, man lieſt „Stuppelacker“ und „ziegt“ für zieht, ganz wie noch jezt.

Daſ Sandhofer Weiſtum von 1527¹⁾ bietet eigentlich wenig, waſ wir heute gerade für Sandhofen in Anſpruch nehmen, aber eſ ſind ſich doch Formen, die allgemein für die Dorfmundarten gelten — daſ Weiſtum iſt eben nur in einer ſpäteren Abſchrift erhalten. So ſteht ton für tun, geit für gibt, gene für gehen, Pſarre für Pſarrer, zwen weck (heute noch in den Dorfmundarten: zwee(n) Weck), dann, auch für die Stadt geltend, Formen mit o ſtatt a (ſtrofen, hot), geweſt für geweſen, gun-den („gunne“) für gönnen und ſaßnacht ohne t. Dazu ſind ſich die überhochdeuſchen Formen durf (Dorf) und pfond (Pfund): man war ſich bewußt, daß daſ o in korz (kurz) hochſprachlichem u, daſ u in gewunne hochſprachlichem o entſprach, wollte den Fehler vermeiden und tat bei „durf“ und „pfond“ dabei zu viel. Auf dieſem Prinzip beruht übrigenſ auch der Name „Feidenheim“ für rich-

tige Feidenheim aus altdeuſchem Bitenheim. Man wußte, daß bei unſ ei oft für hochdeuſches eu ſteht, nahm daſ auch hier an und ſchoß überſ Ziel hinaus. Daſ mundartliche „Feidene“ zeigt alſo richtige Entwicklung deſ Vokale.

Später ſind unſ die Briefe der Liſelotte von der Pfalz eine reiche Fundgrube für daſ Pfälziſche — weder eine Mannheimer noch eine Heidelberger Mundart hatte ſich um 1700 herausgebildet. — Wir finden in Liſelottes Briefen ſinen ſtatt finden, Schrießem ſtatt Schrieſheim, Kerben für Kirchweihe. Wie noch heute heißt eſ gewonnen, wie noch heute wird der Wer- und Wenfall verwechſelt. Ganz auf Mannheim zugeſchnitten iſt dann die „Abhandlung über die deuſche Sprache zum Nutzen der Pfalz“, in der 1769 daſ Akademiemitglied Jakob Hemmer ſich gegen die Mannheimer Mundart ereifert. Hemmer war wohl Hofkaplan — alſo Theologe —, aber ſeine Lebensarbeit lag auf phyſikaliſchem und meteorologiſchem Gebiet. Er brachte zuerſt die fünfſpizigen Blihableiter an — Wetterleiter nannte er ſie — wie ſie noch auf unſerem Schloß zu finden ſind. Er war die Seele einer meteorologiſchen Geſellſchaft, die weit über die Grenzen Deuſchlands hinaus bekannt war und mit ihrer Zeiſchrift „Ephemeriden“ den Grund zu ſpäteren Wetterforſchungen legte²⁾. Hemmer erkannte, daß die Wiſſenſchaft nur Allgemeingut werden könne, wenn ſie in einer klaren und reinen Schrift verkündet wird. Gerade die Pfalz habe die Pſlege der Sprache vernachläſſigt. Tatſächlich war am Rhein — und da mehr in den katholiſchen alſ in den proteſtantiſchen Gebieten — die deuſche Sprache, wie ſie ſchon mehr alſ 100 Jahre vorher von den Sprachgeſellſchaften erſtrebt worden war, im Argen geblieben. Die „kurpfälziſche teuſche Geſellſchaft“, die Karl Theodor 1775 gründete, ſollte Abhilfe ſchaffen. Im gleichen Jahre veröffentlichte Hemmer eine deuſche Sprachlehre und Rechſchreibung, worin er alle Wörter ſchrieb, wie man ſie auſſprach (wie ſchon 100 Jahre vorher Philipp von Zeſen und in unſeren Tagen guſtaf nagel). 1769 folgte dann die erwähnte Abhandlung. Wir erfahren darin, daß der Mannheimer daſ f im pf „verbeißt“ (alſo Barrer ſtatt Pſarrer ſagt), daß er anlautendeſ p und t meiſt wie b und d ſpricht. Ebenſo ſpricht man in der ganzen Pfalz (!) ei wie ee (alſo Kleed = Kleid; Schdeen = Stein) und ö und ii wie e und i. Daſ j in ſt und ſp erſcheint alſ ſch. Eſ heißt ein Mann ſtatt einen Mann, die Händ ſtatt die Hände und die Hünd ſtatt die Hunde. Auch die doppelte Verneinung („do weeſ kääner niß deu“) rügt Hemmer. Ganz beſondere eifert er aber gegen die Fremdwörter. Nur eine arme Sprache, meint er, braucht die Hilfe fremder Wörter. Daſ Pfälziſche iſt alſo

¹⁾ Veröffentlicht von Hermann Schrieder in den Mannheimer Geſchichtsblättern 1911 (Jahrg. 12).

²⁾ Vgl. Adolf Kiſtner, Die Pſlege der Naturwiſſenſchaften in Mannheim z. St. Karl Theodors. Mannheimer Altertumsverein 1930.

arm, weil es geradezu erdrückt wird von fremden Brocken. Am schlimmsten treiben es die Adels- und Hofkreise in ihrer Nachäffung alles Welschen. Da kommen Wörter vor, die wir heute nicht mehr brauchen, wie Abundanz (Ueberfluß, die Uebersetzung schreibt Hemmer gleich dazu), Appointement (Gehalt), divertirieren (belästigen), Gousto (Geschmack), Ingreß (Beifall), refraichiren (erfrischen), Saucisse (Bratwurst), Tantes (Spielpfennige) und andere. Daß bei den Soldaten fast alles mit fremden Namen bezeichnet wird, ist ja leider noch heute so. Aber auch der Bürger brauchte damals außer vielen auch uns bekannten Fremdwörtern noch solche wie Affront (Schimpf), alerte (munter), capable (im Stande), complaisant (dienstwillig), Contusion (Zerquetschung).

Für die spätere Zeit sind wir mit unserer Forschung auf Mundartgedichte angewiesen, aber diese sind meist unzuverlässig und geben dem Reim zuliebe die Mundart auf. Doch bringt Nadler in seiner Sammlung „Fröhlich Palz — Gott erhalt's“ einen Sprachanhang, in dem er bäuerliche Mundart und Stadtmundart gegeneinanderstellt und uns erkennen läßt, daß um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Abstand zwischen beiden Mundartformen noch geringer war als er heute ist.

Das rasche Wachstum unserer Stadt in den letzten 60 Jahren hat die Mundart Mannheims stark beeinflusst. Die aufblühende Industrie zog von weiter her Arbeitskräfte nach Mannheim. Diese Zugezogenen brachten alle ihre heimische Mundart mit, und es war schließlich nötig, daß sich die Mundartsprecher auf einer mittleren Linie einigten. Dabei rückte die Stadtmundart immer mehr von dem Mundarttypus der Umgebung ab und zur Hochsprache hin, und so entstand der Unterschied, der heute zwischen der Sprechweise der „Mannemer“ einerseits und der Bauern und Handwerker in den Vororten andererseits besteht. Dabei hat sich die Mundart in der Stadt eine Wertminderung gefallen lassen müssen, bedingt durch das Abriicken der Bürger vom neu entstehenden Arbeiterstand, dem man schließlich auch die Mundart überließ. Dazu kommt ein lautlicher Grund: die Artikulation unserer Mundart ist äußerst lässig. Die Sprachwerkzeuge sind kaum angespannt, die meisten Laute liegen weit hinten im Gaumen. Für empfindliche Ohren klingt das nicht schön, „wärd“ ist z. B. weniger klangvoll als „wird“. Erst recht gilt das für das Abstoßen des Schluß-n und die starke Naselung der vorhergehenden Vokale, also z. B. „Schdä(n)“ für „Stein“. Der Zischlaut in st und sp ist sehr breit, und die b, g, d sind farblos und ohne Stimme gebildet. Dazu fehlen uns die engen e und a, wie sie in den Vororten noch vorkommen. Während man in Ibvesheim z. B. Anna ruft mit genäseltem dumpfem a vor dem n, heißt es in Seckenheim, also gerade über dem Neckar, „Annoo“

mit sehr hellem a und ganz offenem o. So sagt der Seckenheimer und Neckarau „mei Dandä“ mit nicht genäseltem ei, sehr offenem a und breitem, deutlichem ä am Schluß. Die Wallstädter werden geuzt wegen ihres engen e: „for zeh Penning e Hem“, jedesmal mit einem ungenäselten hellen e. So spricht man auch in Sandhofen und Seckenheim.

Diese Laute kennt die Stadtmundart schon gar nicht mehr. Sie ist auf dem Wege zur Umgangssprache, wie sie oben gezeichnet wurde. Indessen hat auch die Stadtmundart in jüngster Zeit einige Neuerungen aufzuweisen. So tritt, von der Hochsprache abrückend, eine immer stärkere Verdampfung des a vor n und m auf, ja selbst freie a-Laute klingen heute dumpf. Ähnliches wird von Frankfurt, Pforzheim und Ludwigshafen berichtet. Daß aus dem pfälzischen leje, über Mannheimer leesche, heute lege geworden ist, bezeugt schon wieder den Zug zur Hochsprache. Neue Wörter entstehen auch in der Mundart für neue Begriffe, vor allem, soweit sie die Gassenjugend angehen, denn diese ist Hauptträger der neuen Mundart. Wohin eine Großstadtmundart strebt, zeigt Berlin: das Berlinerisch eines Zille oder einer Kläre Waldoff ist heute nur noch die Sprache des „J. W. D.“, also Standessprache einer gesellschaftlich nicht voll anerkannten Klasse. Die ganz überwiegende Mehrzahl der Berliner spricht heute Halbmundart, bei der fast nur noch das k für ch und das j für g an die Ursprache erinnern.

Wie die einzelnen Laute in der Hochsprache und in der Mundart sich entsprechen, ist schon öfters dargestellt worden (ganz kurz auch von J. Kinkel in den Mannheimer Geschichtsblättern XXVI, Sp. 155). Eingehend habe ich das in meiner Dissertation über die Mannheimer Mundart behandelt. Hier mögen nur einige Sprachlinien erwähnt sein, die unser Sprachgebiet durchziehen. Wir haben den seltenen Fall, daß ein Fluß — der Neckar — Sprachgrenze ist. Flüsse verbinden sonst. Aber hier liegt eine alte Verwaltungsgrenze vor zwischen der Zent Schriesheim nördlich des Neckars und der Zent Kirchheim, zu der die Orte südlich des Neckars gehörten. Während nun nördlich des Neckars die langen a die übliche Klangfarbe haben, klingen diese Laute in Seckenheim, Neckarau usw. wie sehr offene o. Es steht z. B. nördlich des Neckars haaf für „heiß“ und Graß für Gras, südlich aber offenes hooß und Grooß, während in der Stadt die erstere Form bekanntlich „heef“ lautet und neben „Graß“ den alten Unterschied aus dem Mittelhochdeutschen noch aufzeigt. Schließlich sagt man über dem Rhein drüben „hääß“ und nur die Städte Spener, Ludwigshafen und Worms sagen wie Mannheim „heef“.

Eine zweite Linie trennt die Formen Wäi (Weh) und Weh, und zwar so, daß Sandhofen, Heddesheim, Seckenheim und Friedrichsfeld die erstere Form sprechen, die übrigen Vororte und die Stadt

aber die hochdeutsche — ein Beispiel einer Verkehrsgrenze unter dem Einfluß der Stadt. Man sagt heute noch in Käfertal Kläi zum Klee, weil an diesem Landwirtschaftsbegriff die Stadtmundart wenig Anteil hat. Aber es heißt wie in der Stadt „weh“ und „Schnee“ bei allgemein üblichen Wörtern. Da die Angaben sich etwas widersprechen, scheint es, daß alte Leute auch in Käfertal noch durchweg das kurze i nachschlagen, also von der Stadtmundart noch nicht berührt sind. In Feudenheim hat schon recht früh die Dampfbahn nach der Stadt städtischen Einfluß möglich gemacht, auch Neckarau ist seit seiner frühen Eingemeindung (1900) von Mannheim beeinflusst. Um noch ein anderes Beispiel zu bringen: in den schon länger eingemeindeten Dörfern heißt „Fleisch“ meist „Fleesch“, denn die Metzger haben diese Form aus dem Mannheimer Schlachthaus mitgebracht und eingebürgert. In Seckenheim aber, wo bis vor kurzem im eigenen Schlachthaus geschlachtet wurde, sagt man noch „Flaasch“.

Sandhofen, das auch sonst stark hessisch gefärbte Mundart hat, bildet das r mit der Zungenspitze, während sonst die ganze rechtsrheinische Gegend Gaumen=r spricht. Dieses r steht dann in Sandhofen für d und t zwischen Vokalen; die anderen Vororte haben dagegen in diesem Falle l. In Sandhofen sagt man also zum Bruder „Brura“, wie in der Pfalz und in Hessen, sonst aber „Brula“. Als der Lallehag (Lattenzaun), wegen dem sie immer gehänselt wurden, verschwand, sollen die Feudenheimer glückstrahlend gesagt haben: „Mär herwe jekt koon Lallehag meh, mäa herwe jekt ä Eisegegilla (Eisengitter)“.

Phonetisch erklärt sich diese Erscheinung so, daß das d oder t sehr weit vorn an der Zungenspitze gesprochen wird (dieselbe Neigung der Enge wie beim engen a und e). Dabei gerät die Zungenspitze in rasche Bewegung, der Zahnlaut d überschlägt sich und wird zu r oder l (r und l wechseln selbst, z. B. in Tölpel aus Dörper; alemannisch Chilche statt Kirche). Wechsel zwischen Zahnlauten und r sind in der Sprachgeschichte nicht selten, man denke an lateinisch quaero gegen quaesi, man vergleiche auch den alten Wechsel in „ich was“ — „wir waren“, der erst spät ausgeglichen wurde und eben darauf beruht, daß stimmhaftes i — also ein Zahnlaut wie d — zu r wurde. Beachtlich ist demnach in unserem Falle nur, daß sich Sandhofen zu Hessen stellt, aber das erklärt sich aus seiner einstigen Zugehörigkeit zum Erzbistum Mainz und aus seiner nördlichen Lage. Der Name, aus „Sandhofen“, weist ja ohnedies auf seine Beziehung zu einem wahrscheinlichen Königshof in Lampertheim hin. Man vgl. dazu Ost- und Westhofen bei Worms und Nordhofen nördlich von Lampertheim. Uebrigens scheint früher durchaus das Zungen=r in unserer Gegend üblich gewesen zu sein, während das Gaumen=r städtisch ist und vielleicht von der ver-

feinerten französischen Gesellschaft des 17. Jahrhunderts übernommen worden war.

Große Unterschiede zwischen der Stadt- und Landmundart finden sich im Wortschatz. Ganze Wortgruppen, besonders solche für landwirtschaftliche Belange fehlen der Stadtmundart oder sind dort durch hochsprachliche Wörter ersetzt. So kennen wir Mannheimer eigentlich nur ein besonderes Wort für den „Hängkorb“, mit dem die Mutter auf den Markt ging. Draußen in den Vororten aber gibt es noch einen „Breckkorb“ (mit einem Henkel), einen „Pflanzekorb“ (mit 2 Handheben), einen Simmerekorb (der 25 Pfund faßt), eine Rickkäig (Rückköge) und noch einige mehr. Unterscheidung von Pferden und Rindern nach Farbe und Aussehen (Fallisch = gelb, Bleß u. a.) kennt heute nur noch der Bauer auf dem Dorf. Weiß wohl ein Stadtbub noch, was ein „Ziglschoot“ ist, wie der Seckenheimer sagt — das Sillscheit am Wagen? Der Feudenheimer nennt seine Fährre „die Neh“ (mhd. naehe). Die Stecknadel heißt in den Dörfern noch Schbell (mhd. spelte, Splitter) — in der Stadt ist dies Wort fast ausgestorben, aber die Libelle heißt wegen ihrer nadelförmigen Gestalt Schbellestischer; die Kiefern heißen Douse (Ableitung unbestimmt; daher der „Dossenwald“ bei Seckenheim) und die Pappeln „Belle“ (vom lateinischen albella) — unsere Gassenbuben kennen wenigstens noch den Bellekrappe und die Belleschtrooß. Die Elster ist (wie schon im Mittelhochdeutschen) die „Ägel“ — aber der Ägelbuckel hat seinen Namen wieder von äzen = essen lassen; die Kage hat „Douwe“ (mhd. täpen, Pfoten) und der Hund „gauzt“ (bellt, wohl ein schallmalendes Wort). In Neckarau „schlaffelt's“ statt zu tauen (das Eis wird schlaff?) und in Seckenheim heißt das Lenken von Wagen „raje“ (zu mhd. rahe = Stange, Lenkstange). Einige Wörter zeigen in den Dorfmundarten die alte Form, während sie in der Stadt verhochdeutsch sind; so Bussem, Bodem und Wasem (Busen, Boden und Rasen, das w stammt aus einem Wechsel von germanischem wr) mit ihrem m (in Feudenheim ist bekanntlich „die Mollem millem Fallem uff de Bollem nunnergfallen, die Nadel mit dem Faden auf den Boden gefallen), so „Beer“, Birne ohne n (mhd. bir), „Eern“, Ernte ohne t (mhd. erne) und besonders die drei Formen „zwee(n), zwou, zwaa“ für männliches, weibliches und sächliches „zwei“. „Maad“ geht auf das mhd. meid zurück, die Städter sprechen eigentlich nur von einer „Kindsmaad“, sonst ist uns das Wort nicht geläufig. Das bekannte „numme“ = nur, das in der Stadt häufiger „norre“ heißt, setzt mhd. niurwan fort, wie in dem dörflichen set = dort mhd. selbt weiterlebt, nicht etwa französisch cet. Das mhd. hīnāht finden wir endlich noch in „haint“ = diese Nacht. — Noch ein Wort über die Verwandtschaftsnamen. Auf den Dörfern kennt man noch einen Pedderich und eine Peddern oder Gehdl: das sind

die Paten, einen Schwesjhermann, einen Dochdermann und eine Sohnsfraa (in der Pfalz Säneren = „Söhnerin“): das sind Schwager, Schwiegersohn und Schwiegertochter. Alte Frauen werden noch mit Bas und dem Namen angeredet. Dagegen kennen auch die Dörfer heute kaum mehr „Altvater“ und „Altmutter“, sondern sagen wie wir Großvater und Großmutter. Welchen Weg diese alten Verwandtschaftsnamen gehen können, zeigt etwa das Wort Bas, das in der Stadt heute schon abfällig gebraucht wird (vgl. Quatschbas!).

Auch die Stadtmundart kennt natürlich noch Wörter, die der Hochsprache fremd sind, und die z. T. auf altdeutsches Sprachgut zurückgehen. Hier einige Beispiele: Krattel heißt bei uns der Stolz, das Wort kommt vom mittelhochdeutschen kratte = Tragkorb; Maulraffl (Zahnreihe) gehört zu mhd. raffeln = klappern; beffe (mhd. baffen mit Umlaut) heißt keifen, frech widersprechen; Dücke (mhd. tuc, davon abgeleitet die hochdeutsche Form Tücke, eigentlich Mehrzahl) hinterhältiger Streich; dormle (mhd. turmeln) schwanken, dazu Dorml = Schwächling; Schlammer (zum niederländischen slabberen) Triellächchen; olwer heißt bei uns ungehobelt, grob, stammt aber vom alten alawari = gütig („ganz wahr“), mhd. alwaere, einfältig wie noch neuhochdeutsch albern — das Wort ist in der Mundart gesunken; leg (mhd. lez) irrig; Ribbeschtecher sind Leute, die Zigarrenstummel von der Straße aufstechen. Das Wort kommt von mhd. kipf, die Spitze; Ribbes, Streit, gehört zum gleichbedeutenden mhd. kip, und das Kippls, das unsere Kinder mit den „Klickern“ spielen, gehört zu mhd. kippen, stoßen. Die „Bumekipp“ aber, das sei hier vorweggenommen, ist das französische équipe, Rotte, Schar. Suddle, mit Wasser umgehen, ist mhd. sudelen; Kuttel (mhd. kutel) sind die Eingeweide; man rennt sich die Kuttel nei(n), wenn man sich übereilt. Gruuscht = alter Krepel, gehört zu mhd. geruht, Gefrees ist mhd. gevraeze, Plunder; nood (mhd. nähel zu nahe) dann; triele, Speisen vom Mund verschütten, gehört zu mhd. triel, Lippe; schneege (mhd. snöuken) naschhaft sein; badde (mhd. baten) nützen; Loddl, liederlicher Mensch, gehört zu lotter, mhd. loter, locker; der Stoffel = ungehobelter Mensch kommt dagegen vom Namen Christof, wie der Seckel (etwa = Gauner) von Jsaak³⁾ und der Schmul (= Jude) von Samuel. Kannstrauwe heißen die Johannisbeeren, aus Gehannstrauen = Johannistrauben. Die Peterjilie führt hier den alten Namen Peterling neben Peterle (mhd. peterlin), die Zwetschge heißt hier Quetsch und zeigt so denselben Wechsel zwischen zw— und gw— wie hochdeutsches Zwerch (= fell) und überzwerch gegenüber quer. Das Wort Grumbiere oder Ebbiere (= Grund- oder Erdbirnen) für Kartoffeln verrät wohl den Einfluß

von französisch pomme de terre, ist aber schon ziemlich alt. Geehunger, ein plötzlich auftretender Hunger, zeigt das Wort „jäh“ mit g-Anlaut, ebenso gooweddle, „jähwettern“, d. i. Regen und Schnee durcheinander (zu mhd. gäch, schnell, wie ja auch Gauner ursprünglich Sauner hieß — so z. B. immer bei Schiller — und noch im Niederdeutschen Jans für Gans gesagt wird, aber gunk für jung — vgl. das erwähnte Gehann für Johann). Glennen, auf dem Eis schleifen, ist wohl ein rheinisches Wort und kommt von mhd. glinden, gleiten; Fäng, Hiebe ist mhd. venge, greine statt meinen kommt vom alten grinen, den Mund verziehen, und blärre = heulen hat nichts mit französisch pleurer zu tun, sondern hieß schon im Mittelhochdeutschen blerren (= blöcken, schreien). Unser Allerweltswort „als“ = ab und zu, öfters ist ebenfalls schon mittelhochdeutsch vorhanden und heißt da allez, als; hickle, auf einem Bein hüpfen, hieß mhd. hicklen, lehne = leihen und entleihen ist mhd. lehenen, lebbere, mit Flüssigkeiten umgehen, entspricht mhd. laperen mit Umlaut. Priem (holländisch pruim, Pflaume) heißt ein Stück Kautabak; Pilwe, der Uebername der Neckarauer, gehört zu mhd. pfülwe Pfühl; Puhl bedeutet Sauche, nicht Sumpf, wie hochdeutsch Pfuhl; Zicke (zu mhd. zicken, necken) sind Dummheiten; schdumbe (mhd. stumpfen) bedeutet stoßen, eigentlich stumpf stoßen. Naube, „Grillen im Kopf“ ist bayrisch, kaseggere für schnell laufen ist wohl ein schlesisches Wort und kommt von „herumkosaken“, während unser Wort Zwockl für die Oesterreicher und Bayern von dem Familiennamen Zwackh abgeleitet ist.⁴⁾

Andere Wörter unserer Mundart sind durch Angleichung verschiedener Laute oder Entgleichung derselben Laute (Assimilation bzw. Dissimilation) gebildet. Achle, die Grannen der Gerste heißen mhd. agenen, wergle (rollen) ist mhd. welgeln, in unserem ebbes (etwas) und ebber (jemand) aus mhd. etemaz und etemer haben sich das t und b zu w geeint. So ist in Hochzich = Hochzeit das letzte ch durch das erste hereingetragen, und in Händsching für Handschuh liegt der Fall für das n ähnlich, ebenso in Benzenickel aus Pelzenickel (Nikolaus im Pelz), wo das zweite n rückwärts gewirkt hat.

In einigen Fällen ist entgegen hochdeutschem Sprachgebrauch in unserer Mundart das alte Geschlecht der Wörter beibehalten, so etwa bei Backe, Butter, Schnook, Fahne, Hummel, die wie schon im Mittelhochdeutschen männlich sind, oder Ort, Gai (= Gau), Esai, die das sächliche Geschlecht behalten haben. Daß Bach auch in Mannheim einmal die alte weibliche Form gehabt hat, beweist der Name unseres Stadtteils „die Filsbach“. Ebenfalls aufs Mittelhochdeutsche zurück gehen die von der Hochsprache abweichenden Mundartformen ge-

³⁾ Seckel könnte allerdings auch Verkleinerungsform zu Sack (Hodenjack) sein.

⁴⁾ Zwackh war der erste altbairische Regierungspräsident in der neuen pfälzischen Residenz Speyer.

nosse (= genießt), gewunke (= gewinkt), kunkte (= gehinkt), gfalte (= gefaltet); wir sagen: „mit gfaltene Händ“ und Gereesjdene (Kartoffeln) statt gefaltete und geröstete.

Der Bestand an Zeitwortformen ist in den Dorfmundarten weit altertümlicher als in der Stadtmundart. Besonders gilt das für Wörter wie haben und werden, wo die Formen ho(n) = haben, mäa hewwe = wir haben, äa häd = ihr habt, sie hän = sie haben, heed = hätte; wean = werden, woan = geworden uns Städtern sehr auffallen. Ähnlich ist es bei den Fürwörtern und schließlich auch in der Sgbildung, wo die Stadtmundart schon sehr der Umgangssprache ähnelt.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, Stadt- und Landmundart genau zu scheiden. Wir wollen nur einzelne Erscheinungen, die hier wie dort Geltung haben, zwanglos zu einem „Sprachbilderbogen“ zusammenstellen.

Lebhaftige Sprache.

Die Sprache spiegelt das Temperament des Sprechers wieder. Wir Pfälzer — wie ja der ganze rheinfränkische Stamm — sind lebhaft, sehr subjektiv und übertreiben alle Berichte. Das zeigt sich auch im Wortschatz, wenn für die unterste Gradstufe einer Handlung der (in der Hochsprache) nächststärkere Ausdruck steht. Wir werfen nicht, sondern wir „schmeiße“, wir schelten oder schimpfen nicht, sondern wir „schänne“ (schänden, d. h. Schande nachsagen); für „sprechen“ steht gleicherweise „redde“, „babbble“, „schweße“ oder sonst ein kraftgeladener Ausdruck; für gehen steht „laafe“, für laufen „renne“ und die nächste Geschwindigkeit ist schon „saufe“, „rase“ oder „kaseggere“. So heißt „ertrinken“ bei uns „versaufe“, weinen heißt „haile“ oder „plärre“, schreien heißt „kreische“, arbeiten „schaffe“ und so fort. Aus ähnlichem Grunde vermeidet jede Mundart abstrakte Begriffe; sie sind zu blaß, zu ausdruckslos. Sie werden umschrieben, häufig sogar durch ein Bild. Der Satz: „er weiß nicht, wie die Liebe tut“ wäre in der Mundart zu übersetzen: „der weeiß nit wie des is, wann mer ääns gern hot“. Man sagt nicht „der ist geizig“, sondern „des is en Schbää(n)brenner (so arm, daß er Späne brennen muß), nicht „der ist dumm“, sondern „des is en Dackl“, nicht „der ist langweilig“, sondern „des is e Tranfunzel“. Unsere Redensarten sind kernig wie die Volksseele, die sie geboren hat, sie sind plastisch und bildhaft. Ist einer erschöpft, dann ist er „ab wie em Babbe sei(n) Dus (Schnupstabsdose)“, „hi(n) wie e Rieb“, „gischlache wie en Brezelbu“ oder gar „ab wie en Schick (Stück Rautabak)“. Ist etwas umsonst getan, dann war es „for die Schbeiermer Gäns“ oder „Wasser in de Rhei(n) getrahe“. Wer schlecht gelaunt ist, „dem is was immer's Remwele gekramwelt“, wer sich seltsam gebärdet ist „vun eme Aff gebisse“ oder „hot en Schbarre“ (zuviel oder zuwenig im Gebälk

des Hirns). Wer viel redet ist „e Quasseldutt“, „hot Babblwasser glosse“ und „babbelt em Daifl e Ohr weg un widder hi(n)“. Am Stammtisch wird viel „Mischd verzappt“, und wer sich irrt, „is schepp gewickelt“.

Wie man solche Ausdrücke verstärkt, so verstärkt man auch einzelne Wörter. Adjektive zeigen dabei oft den Anlautreim, d. h. die Silben haben den gleichen Anfangsbuchstaben — die alte germanische Reimform, der sog. Stabreim. So heißt es rizerot (sehr rot), bligebloo (sehr blau), schdeggeschdeif (wie ein Stecken), kerzegrad (in Gegenden mit viel Jagd, z. B. in den Alpen, heißt das pfeilgrad, in Gegenden mit alter Seilerei: schnurstracks!), lotterleer, sonst rakekahl, himmelangschd, himmellang, puddlnackich (wie ein geschorener Pudell), saudumm, hundekalt und andere. Das schwächere Zeitwort wird durch einen stärkeren adjektivischen Ausdruck ersetzt, schließen durch „zumache“, erröten durch „rot werre“, töten durch „dodschlache“, „umbringe“, „hi(n)mache“, verderben etwa durch „kabud gehe“, „die kränk krigge“ uff. Schließlich zieht man das kräftigere und beliebtere Adjektiv auch in Fällen sprachschöpferischer Neubildungen vor wie „en zuener Waache“ (ein geschlossener Wagen), „en dreivertel'er Schlaach“ (drei Viertel von einem Kauf), „en dorchener Rees“ (ein Käse, der „durch“ ist).

Die Mundart ist, wie man sieht, frisch, lebendig und reich. Auf ein abgegriffenes Wort der Hochsprache kommen in der Mundart oft zehn gleichbedeutende, wobei doch jedes wieder seine Schatten und Unterschiede ausdrückt. So kennen wir für „schlagen“ eine Fülle von Ausdrücken (Daniel Ruhn hat in einem Gedicht etwa 50 Wörter für diesen Begriff), die zum großen Teil dem Handwerk abgelauscht sind (z. B. de Frack versohle, vermeewle zu Möbel, verweße zu waschen, 's Fell gerwe, oder gar die Zäh(n) boliere uff.). Man frage nur mal unsere Gassenbuben. Und was sagt man nicht alles für die Begriffe „Kauf“ und „betrunken“. Vom leicht verschleiernenden bis zum beißenden Ausdruck ist alles da. Man hat „e Bierglas gesehe“, „zu dieß ins Glas geguckt“, en Horrol“, „en Balle“, „en Aff“, „en Schbriger“, „ään hocke“, „en Schlaach“ und was sonst noch. Darf ich rasch unsere Mannheimer Buben vorstellen? Sie heißen, ganz nach Größe und Veranlagung: Hoffebember (italienisch bambino?), Borzer, Knibbes, Knegges, Knebbes, Keggel, Schdobberknodd, Krambe, Knorze, Kruze, Rißkobb, Lauser, Bankert. Sind sie mutig, dann sind's Feger oder Wescher, sind sie feige, dann heißen sie Reeskuche, Reesbu oder Hoffeschiffer. Wer bei der Mutter bleibt ist ein Mammekindl, wer sich mit Mädchen abgibt ein Mädlerolzer. Alle aber sind sie Mannemer Schbanner, Bloomäuler und Wuppdich (zu althochdeutsch whipp, Schwung, dazu auch unser Ausruf „wuppdich!“, etwa = „hoppla“).

Reich wie der Wortschatz ist auch die Rede selbst. Alles strebt vom Mittelpunkt weg, die Bilder zerflattern ins Ungewisse, der Sprecher legt den Hauch seines Ich über jedes Ding. Die Rede ist hemmungslos, „impulsiv“. Beim drittenmal schon hat man etwas tausendmal gesagt, war einer etwas laut, dann hat er „mordsmäÙig gebrüllt“, und wenn man für 10 Pfennig Eis kauft, kriegt man „en ganzer HauÙe Zeigs“. Die Sätze zerfallen rein äußerlich durch Einschübe wie „her“ (= höre), „nid“, „gel“ (= „das gelte“), „odder“. Das Präteritum fehlt, die zusammengesetzte Zeit wirkt lebhafter, eindringlicher. Schlag auf Schlag folgen die Tatsachen in lauter Hauptsätzen, Unterordnung wird möglichst vermieden: „En schääner Gruß vun moi- nere Mudder, un ob mer nid Ihr Kucheblech hawwe kånnde?“

Wenn aber der Erzähler die Tatsachen wie Seifenblasen aufbläht, so bleibt er doch stets im Mittelpunkt des Geschehens. Die Mundart ist ichsüchtig. Es klingt doch fast rücksichtslos, ohne dem Angeredeten einen eigenen Willen zuzugestehen: „Du gehsch jekert Sach holle!“ Das ist schon gar kein Befehl mehr, da wird einfach ein eigener Willensentschluß als vollendete Tatsache ausgesprochen. „Do werd sich hi(n)kockt (hingehockt)“ sagt der Mannheimer. Man beachte nur diesen Satz. Hochdeutsch hieÙe er etwa: „Setz dich jetzt dahin!“ Aber unsere Mundart schaltet die angeredete Person ganz aus. Dafür tritt ein allgemeiner Begriff ein („es“ oder „man“), der Ich-Begriff ist aufgehoben, die Möglichkeit einer Stellungnahme des Angeredeten ist damit nicht mehr eingeräumt — im Gegensatz zum ersten Beispiel, das wenigstens noch persönlich gehalten war. Die subjektlose Form des Befehls ist denn auch eindringlicher und strenger. Das „werd“ in unserem Satz rückt eben den Befehl ins Unabänderliche, Schicksalhafte. Im Grunde — so wenig das auf den ersten Blick einleuchtet — gehört auch folgendes Beispiel hierher. Wenn ein Gassenbub von einem andern geplagt wird, dann sagt er wohl zum großen Bruder: „Der loÙt ääm nit gee!“ Da ist nun aber nicht etwa das eigene Ich in den Hintergrund geschoben — o nein, das tut ein Pfälzer nie. Das Ich ist vielmehr verallgemeinert, für „wir“ gesetzt. In dem Augenblick, wo er mich belästigt, belästigt er alle Buben, d. i. „einem“. Wohl lernen die Kinder bescheiden zurückzutreten und nicht immer zu sagen: „ich un mein Bruder“ — „der Esel nennt sich zuerscht“, lautet ein Kinder- spruch. Aber das Ichgefühl ist doch stärker als gute Lehren, vor diesem Ich wird der liebe Nächste zur Sache: „des is de Meier“ heiÙt es bei uns — „das“ ist „der“ Meier.

Endlich mögen hier noch solche Fälle stehen, wo einzelne Zeitwörter durch Einschub von —s— oder —l— in ihrem Stärkegrad verändert werden. Diese Technik der Verstärkung ist alt, ich erinnere nur

an die bekannten lateinischen Inchoativformen auf -esco — etwa candeo: candesco — die ja im französischen eine ganz neue Zeitwortklasse hervorgerufen haben. Unsere s-Erweiterung beruht auf der mittelhochdeutschen Endung —ezen, die wohl auch in anderen Volksmundarten erhalten geblieben ist, das l ist dagegen mit unserer Verkleinerungs- silbe (hochdeutsch —lein) verwandt. Es bedarf auch hier oft feinsten Sprachgefühls, um den Unterschied zwischen einfachem und erweitertem Wort zu empfinden. So steht „rumdricke“ neben „sich rumdricke“, „roldse“ neben „rolle“, „gackse“ neben „gackere“, und ebenso gebildet sind: sich muckse (aufmucken), schdackse (stotternd steckenbleiben), schdubse (stupsen) u. a. Während diese s-Erweiterung verstärkt oder den Begriff „so tun als ob“ einschaltet (man denke noch an „worgse“ — so tun wie ein Gewürgter), liegt in den l-Formen etwas Verkleinerndes oder Wiederholendes, auch Unbestimmtes. „Schmecke“ heiÙt: ein biÙchen unangenehm schmecken, „krabble“ heiÙt langsam kriechen, wie eine Krabbe. „Zowwle“ ist ein andauerndes Zupfen (am Haar), „rumkischdele“ (zu Riste) ist ziellos herumfahren. Die Mundart prägt die Wortform nach ihrem Gefühlswert.

Fremdwörter.

Unsere Mundart weist viele Fremdwörter auf. Aber sie sind eingefügt in die große Familie des „Mannemerisch“, sind seinen Lautregeln unterworfen und oft garnicht zu erkennen. Der Fa'll liegt also anders als bei unserer Hochsprache, der man immer wieder fremde Wörter aufzwingt, die den Sprachkörper verunstalten. In unserer Mundart steht viel jüdisches, besser jiddisches (d. i. judendeutsches) Sprachgut. Schmus (leeres Gerede), Schode (verrückter Kerl), Schlemil, Massig (wilder Bub), kohle (lügen), vergnasse (verurteilen), mies (schlecht), Mafsel (Glück), Schlamassel (Durcheinander), schosel (gemein), Kaffer (ursprünglich Bauer, dann dummer Kerl, heute ist das Wort gesunken und zum Schimpfwort geworden), dazu Raff (Dorf) stammen samt dem Mauschel, dem Ißisch und dem Schmul aus dem Hebräischen.

Noch zahlreicher sind die französischen Wörter in unserer Mundart. Hier nur einige weniger auffallende. Dunzl (Mädchen, frz. donzelle), Bajas (Hanswurst, frz. paillasse, ursprünglich wohl Strohpuppe), Deds (Kopf, frz. tête), Rabodhiedl und Schabbesdeckel (zu frz. capot bzw. chapeau, also nicht zu Sabbat), MinnekäÙl (frz. minet), Bassl- dand (Zeitvertreib, frz. passe-le-temps), allee und alla (los!, zum Zeitwort aller), aba (nein, frz. à bas), Maleschde (Schwierigkeiten, zu frz. molester). Auch unser Allerweltswort kabudd ist französisch (volksfrz. capoute), ebenso die Grusselbeere (Stachelbeeren, frz. grosseilles), 's Weschlafohr (frz. lavoire) und der Schick (Kautabak, frz. chique). Der Bodd-

schamber (Nachttopf) ist frz. pot-de-chambre und die „Ripp“ (Rotte Buben) ist frz. équipe = Schar, falsch getrennt in „e Ripp“. Endlich wird es nicht überraschend, daß so nahe bei der französischen Grenze auch die Rufnamen in französischer Form erscheinen, so Scho(n) (Jean), Schorsch (George), Lui (Louis), Schack (Jaques) und mancher andere.

Bei dieser Gelegenheit sei ein Wort gesagt über solche Doppelformen (Tautologien) wie Weschlafuhr, Grusselbeere und Minnekegl. Es sind dies Wörter, deren beide Teile dasselbe bedeuten, oft, wie hier, in verschiedenen Sprachen. Das kommt daher, daß entweder der fremde Teil nicht mehr verstanden wird, oder aber, daß der eine Wortteil verbläßt oder verallgemeinert ist und einer Erläuterung bedarf. Wir kennen aus der Hochsprache „das Eldorado“, obwohl el im Spanischen ja schon der Artikel ist, wir sprechen von einem Guerillakrieg, ob schon spanisch guerilla bereits „Kleinkrieg“ heißt. „Tragbahre“ bedeutet wörtlich „Tragtrage“ (vgl. fruchtbar = fruchttragend und englisch to bare). Auch der Lindwurm gehört hierher, denn mhd. lint bedeutet schon Schlange, wie auch in unserem „Schmeißmuck“ das erste Wort schon die Fliege meint (im Sächsischen heißt sie „Schmieß“). In Bayern gibt es „Tabernschenken“ (lateinisch taberna heißt Schenke), der Elsässer spricht von einem Schandlicht (frz. chandelle = Licht) und in Mannheim sagt man noch Halsgnick und Halskrage, so wie früher „Militärsoldat“.

Noch im vorigen Jahrhundert war das Französische weit verbreiteter in unserer Mundart. Mit den Dingen sterben ihre Namen aus. Von unseren Buben weiß keiner mehr, was ein Ridebarie ist, jenes Steißkissen unterm Rock (frz. cul de Paris) oder eine Boddtschees (frz. porte-chaise, Sänfte). Selbst die gewöhnliche „Schees“ liegt ja im Zeitalter des „Autos“ in den letzten Zügen. Aber dabei bleiben doch Wörter wie „rum'scheese“ (herumlaufen), „Scheesegaul“ (lahmes Pferd) und Funkeschees (Straßenbahn) unabhängig vom Grundwort am Leben. Auch Wörter wie Schilleh (frz. gilet) für die Einsackweste und Pableh (frz. parablui) für den Regenschirm sind heute zu „Legl“ und „Scherm“ eingedeutscht. Sport und Mode bringen zwar auch in die Mundarten stets neue Fremdwörter, aber im Ganzen scheint man früher mehr französische Wörter gekannt zu haben — man vergleiche das oben über Hemmer Gesagte. Wir Mannheimer Buben haben immer die Elsässer wegen ihrer Mischsprache geuzt mit dem Spruch: „Jacques, chasse emol de Gickl aus 'm jardin, der mange-t mer mei(n) Erbse ab.“ Dagegen ist bewußt angelernt der Schulvers: „Voulez-vous Kartoffelsupp avec verbrennte Klöß? — Non, madame, je danke vous die sin mer viel zu heeß.“

Aus anderen Sprachen sind nur vereinzelte Wörter zu uns gekommen, so aus dem Italienischen „futsch“,

aus dem Englischen wohl „dalli“ (schnell) und „heidi“ (auf und davon) und aus dem Tschechischen vielleicht „Bawlatzsch“ (Kram, ganze Bescherung).⁵⁾

Berkleinerungen.

Die Berkleinerungsformen in unserer Mundart sind besonders interessant. Nicht nur, weil unsere Gegend Grenzgebiet ist für die oberdeutsche —le-Endung und die mitteldeutsche —chen-Endung — die Pfalz, Hessen, Sandhofen und teilweise Käferthal haben —che oder —elche, Mehrzahl —cher oder —elcher (also nicht Bääml, sondern Bäämche, nicht Biewl = Bübchen, sondern Biewlche usw.). Sondern die beiden Endungen dienen innerhalb unserer Mundart zu verschiedenen Zwecken. „E Keppl“ ist ein kleiner Kopf, aber „e Keppche“ ist ein Kopfsprung ins Wasser. „E Schlibbl“ ist ein harmloser kleiner „Schlupp“ (Schleife), „e Schlibbche“ dagegen ein weniger harmloses Mädchen. „Unser Meedl“ ist unsere Tochter, „unser Meedche“ ist unser Dienstmädchen. „En Bussierlabbe“ ist eine manns- bzw. mädchentolle Person, „e Bussierlebb“ heißt im Laden „Ziertaschentuch“. „Bobbele“ und „Bebbele“ (zu Puppe) bedeuten Kleinkind, „Bebbche“ nennt man meist zierliche Mädchen. Und daß ein „Schneberle“ ein Plappermäulchen ist und ein „Dibbche“ ein Nachttopf oder — Hut, weiß jeder echte Mannheimer.

Volksetymologie.

Eine große Rolle in jeder Volksmundart spielt die Angleichung unverständlicher oder mißverständlicher Wortformen an ein bekanntes und geläufiges Wort. Auch die Hochsprache kennt solche Fälle, wenn sie z. B. die Sintflut (d. i. „große Flut“) zur Sündflut werden läßt, oder aus der mittelhochdeutschen aventure ein „Abenteuer“ macht, aus dem bispel ein Bei„spiel“ und aus dem moltwerf (d. i. Erdwerfer; mit Müll verwandt) einen „Maulwurf“. Besonders häufig sind unsere Flurnamen so umgedeutet. Aus der struot (d. i. Sumpf) = Wiese ist eine Streitmiese geworden (bei Neuostheim), die Quergewann überm Neckar war eine gewerr-Gewann, also mit Dickicht bewachsen, und der Zahmig in Neckarau hat mit Zahn nichts zu tun, sondern wahrscheinlich mit mhd. zein, Rohr, Schilf, wie ja auch die Wallstattstraße weder nach unserem jüngsten Vorort genannt ist, noch eine Stätte mit einem Wall war, sondern die Gegend hieß 1369 Wollensand, 1440 Wollensathlachen und war wohl wie der angrenzende Saumäßen ein Wühlmorast für Säue (mhd. wuollache = Saulache). Ähnlich hat man also in unserer Mundart „hassadisch“, das

⁵⁾ Die Zwischengeschosse im Mannheimer Schloß hießen „Babellage“, doch bleibt mir die Ableitung des Wortes unklar.

vom frz. hazard kommt und tollkühn hieß, zu Haß gestellt und meint heute damit „gehässig“. Die „Machebraune“ verdanken das n wohl ihrer häufigen braunen Farbe, und „kohle“ = lügen hat, wie schon gesagt, mit der Kohle nichts zu tun, wenn es auch daneben ein „gogse“ zu Koks gibt und ein entsprechendes „weiß machen“, das aber zu wissen gehört. Auch unser „Bloomaul“ ist wohl erst nachträglich zu blau gestellt worden, wenn auch seine richtige Ableitung Schwierigkeiten macht (zu mhd. bliugen oder bliuwen?). Weiter hat der „Latterfall“ nichts mit Saal zu tun, obschon er eine alte Reithalle ist, sondern Latterfall ist ein Familienname wie Boycott, Lynch und Litfaß. Bei ää(n) = därmlich (= „eindärmig“) spielt das Wort „Dormel“ mit, das einen schwächlichen Menschen bezeichnet, und bei Randszucker (= Randszucker) der berühmte Schtroßbekandl mit seinem noch berühmteren „Randswasser“. Das Wort Rands kommt (ähnlich wie Konfekt und Konditor) vom lateinischen condio, lecker machen, übers frz. sucre candis. Das schon erwähnte rattekahl aus radikal wurde in Ratte und kahl (wie ihr Schwanz?) zerlegt.

Lautmalerei.

Als letzte Gruppe interessanter Erscheinungen in unserer Mundart mögen lautmalende Wörter hier stehen. Sie lassen sich selten etymologisch entwickeln, sondern ahmen meist durch die Anordnung ihrer Laute Geräusche nach oder tragen einen Lautcharakter, der in uns die Vorstellung von etwas Spitzem, Kleinem, Schnellem usw. erweckt. Wenn man in den „Matsch“ (Straßenschlamm) tritt, dann „quatscht“ es — der breite Zischlaut ergibt ein Bild. In wusslich (zappelnd, unruhig), schußlich (unvorsichtig, vorwärtsspringend), Wuschl (Haarschopf), schnuddlich (ungenau) ist es der dumpfe, kurze Vokal und bei den ersten Wörtern das scharfe ß, was eine Vorstellung vermittelt. Dabei ist z. B. bei Wuschl das u mitteldeutsch und schon im Mittelhochdeutschen für i eingetreten, wie auch in Fusch = Fisch und Buschl = Büschel. — Hell lachen, wie Mädchen tun, heißt kiddyern (= kichern, schon mhd. kitteren), wer kizelt macht gillegille, wer mit einem spitzen Gegenstand sticht macht giegs. Hier wirkt der helle Vokal an sich schon erregend, spiz. Man wird mit den Wörtern Gnibbes, Gnebbes (so hieß übrigens auch der Schloßgartenschütz, vielleicht weil einer seiner Vorgänger klein war und der Name sich dann vererbte) und Gnegges leicht die Vorstellung eines kleinen Buben (oder auch Mannes) verbinden, mit den Wörtern „Bumbl“ und „Schlumbl“ aber die einer dicken „watschelnden“ Frau. Gillegalle — welcher Mannheimer kennt nicht den Namen dieses Originals — paßt mit seiner Silbenverdoppelung ebenso gut auf einen langen Menschen wie das gleichbedeutende Lulatsh oder Giga. Solche Wortformen

wirken gedehnt, lang wie die Gestalt, die damit bezeichnet werden soll. Es liegt hier das Prinzip der Kindersprache zugrunde, die Silben, die für den gemeinten Gegenstand bezeichnend sind, verdoppelt (z. B. Wauwau, Bibi, Bonbon, Töfftöff usw.).

Wir haben die Mannheimer Mundart in ihren Eigenheiten betrachtet, es bleibt noch, sie sprachgeographisch in das Pfälzische einzureihen und die Rolle der Stadt im Sprachgebiete aufzuweisen.

Sprachgrenzen sind fast immer Verkehrsgrenzen, bedingt durch alte Verwaltungsgrenzen, Sprachgebiete decken sich mit einheitlichen Verwaltungsgebieten. Das zeigt für das pfälzische (d. h. ehemals kurpfälzische) Gebiet deutlich die ausgezeichnete Arbeit von E. Christmann: „Sprachbewegungen in der Pfalz.“ (Spener 1931.) Uns interessiert daraus nur die Rolle Mannheims. Es zeigt sich, daß Sprachbewegungen sich entlang alten Verkehrsstraßen vollziehen; in unserem Falle ist das der Rhein, der das Kulturzentrum Mainz-Frankfurt mit dem kurpfälzischen um Heidelberg bzw. Mannheim seit Jahrhunderten verbindet. Dabei fällt auf, daß die meisten Sprachbewegungen den Hauptstädten Heidelberg und Mannheim ausweichen, einen Bogen um sie beschreiben. So liegt die Grenze zwischen Deißl (der eigentlich mitteldeutschen Form für Deichsel) und Deichsl südlicher als die Linie Mannheim-Heidelberg, läßt aber um diese Städte Deichsel (bzw. in den Dörfern Doingsl) stehen. Dasselbe gilt für Heß — Hegg (Here). Die mitteldeutsche Form wird also durch den Einfluß der Stadtmundart nach Norden zurückgetrieben und durch die oberdeutsche (diesmal gleichzeitig hochsprachliche) Form verdrängt. (Auch die dat — daß-Grenze muß früher einmal südlich von Mannheim verlaufen sein!). Von Spener bis Worms etwa trennt der Rhein die westliche Form bees von der östlichen bäis (böse); aber die Stadt Mannheim treibt einen bees=Keil ins bäis-Gebiet, denn die erstere Form liegt näher beim hochdeutschen böse als die andere. Noch deutlicher wird das bei der schon erwähnten Bruder — Brurar-Linie. Sie verläuft zwischen Mannheim und Sandhofen ungefähr parallel zum Neckar, so daß im heßischen Norden r, im kurpfälzischen Süden l (in Mannheim d) gesprochen wird. Dieses d ist nun aber scharf an der linken Rheinseite so ins r-Gebiet hineingetrieben, daß gerade Ludwigshafen, Frankenthal und Worms d haben, die Umgebung nur r. Gerade zwischen Mannheim-Ludwigshafen und Frankenthal liegen noch einige Sprachlinien. So heißt die grüne Schale der Walnuß nördlich davon Náp, bei uns aber schon Leefl (Läufel, vielleicht zu griechisch λοτός, Schale); verkehrt, irr heißt nördlich von Ludwigshafen „äbsch“ (aus abisch = abgewendet), bei uns aber leg. Dieselbe Linie trennt ein nördliches schbaue von einem südlichen schbauche (= speien). Wir sagen in Mann-

heim freilich schbauze und Schbauz (= Kleinigkeit; auch westlich der Haardt heißt es wieder schbauze, ohne daß ein direkter Zusammenhang nachweisbar wäre). Das pfälzer Gebiet sagte wohl früher durchaus Gruschel (frz. grosseille) zur Stachelbeere, wie man noch im Pfälzer Wald hört. Aber von den Städten aus dringt Grusslbeer vor, weil dort dies einfache Wort nicht mehr voll verstanden wurde. Man sagt in der Pfalz (auch in Frankenthal) noch heute Päärd zum Pferd, während sich bei uns das jüngere Gaul durchgesetzt hat. Daß dies Tier auch bei uns früher anders hieß, beweist noch der Name Rosßbolle für die runden Erkremente und roßfisch für den Brunstzustand der Stute. Auch in unseren Flurnamen kommt das Wort Gaul nie vor, es heißt nur Pferds-, Fohlen- oder Stutenweide und Rosgarten, das zu Rosengarten wurde. (Das mhd. gûl bedeutet übrigens jedes männliche Tier, besonders den Eber, dann auch „Ungetüm“). So dringt von den Städten aus das Wort Peitsche für das alte Geißel (in verschiedener Lautgebung) vor, und Christmann hat beobachtet, daß in Orten, die beide Formen kennen, „Peitsche“ für die schöne gekaufte Peitsche, Geißel (Geißel usw.) aber für die einfache selbstgefertigte steht: Der typische Fall eines Handelswortes, das von den städtischen Händlern eingeführt wird.

Noch eine wichtige Erscheinung sei erwähnt: die Entwicklung des mhd. ei (d. i. e + i), neuhochdeutschen ei (d. i. a + i). Westlich des Rheins heißt das Kleid Klääd, östlich Klaad (die erwähnte Spaltung in a und o soll hier unberücksichtigt bleiben). Die Städte Mannheim, Ludwigshafen, Spener und Worms haben aber Kleed. Altrip, das ist bezeichnend, hat Klaad (bzw. Klood), weil es durch kirchliche Verhältnisse (Neckarau war Filialdorf) seit Jahrhunderten rege Beziehungen zum rechtsrheinischen Gebiet hatte und heute aus wirtschaftlichen Gründen noch hat. Die auffallende ee-Form in den Städten wird nun so zu erklären sein: es ist eine Kanzleiform (alle diese Städte am Rhein — bis auf das von Mannheim beeinflusste Ludwigshafen — hatten Kanzleien. Als nun das heßische a für ei vom Norden her vordrang, da blieb in den Städten e als Restform stehen, wohl in bewußtem Gegensatz zum ländlichen a. Ob das linksrheinische ä vielleicht unter französischem Einfluß steht, wäre noch zu untersuchen (Semmer spricht nur von einem „ee“ für das „ganze Batterland“, d. i. die Kurpfalz).

Die Städte — in unserem Falle Mannheim-Ludwigshafen — stören also den Verlauf von Sprachbewegungen. Mit ihrer größeren geistigen Regsamkeit, unter dem starken Einfluß von Bildungsstätten streben sie über die Umgangssprache der Gebildeten zur Hochsprache hin. Die reine Mundart droht dabei zur Standessprache der unteren Schichten herabzusinken, ihrerseits stark abgehoben von

den Dorfmundarten und von der Hochsprache beeinflusst. Die Stadtmundart leidet unter einer gesellschaftlichen und ästhetischen Wertung, es fehlt dem Städter die Bodenverbundenheit, die ihm auch seine eigentliche Muttersprache lieb werden ließe; denn nur die Mundart kann als eigentlich angestammte Muttersprache gewertet werden. Man denke nur an einen Bayern, Schwaben oder gar Deutsch-Schweizer. Diese Stämme verleugnen ihre Mundart nie, auch nicht die Gebildeten unter ihnen. Ähnlich ist es auch bei den Bauern und Handwerkern, die die Träger unserer Dorfmundarten sind. Sie sind stolz darauf und betrachten die Stadtmundart als verdorbenes Hochdeutsch. Nicht mit Recht. Denn die Stadtmundart geht eben ihre eigenen Wege, freilich sehr stark unter hochsprachlichem Einfluß — und nur das Verhältnis zur Hochsprache läßt Wertungen zu wie „unfein“ oder „wüßte“. Uns bleibt denn nur eins, um den Abstieg aufzuhalten: wir müssen uns daran gewöhnen, unsere Mundart als Ausdruck der Volksseele zu betrachten, die in ihr lebt und wirkt.

Sprachproben.

Als Sprachprobe für die Dorfmundarten möge hier ein Bericht des 14-jährigen Franz Schmitt aus Feudenheim folgen, den er selbst so aufgezeichnet hat.

„Moajänz am dreifädä achdä zwe Piff, un isch waas bscheid. Moin Froind schdeht schun voam Hausdealä un waht uf misch, owa (o' er) nit 's Hest schnabbä kann fa die Uffgawä in dä zää Minuddä schnell abzugrile (abzuschreiben). Raum kimmt ma ins Zimmer roi(n), do wäd ma g'schdiant bal vun dä ganze Buwe, ob ma die Uffgawä hot. In dä Pausä do wärd measchdens iwowa dä Fußball dischbediert. Seda will mäna (mehr) wißä un zuledisch gebts noch Grach voa lauda Fußball; arowa 's sin imma ä paa Banimsdischä dabei, wo for Ruh soajä. Die Schdunnä gäh'n dabei schnell rum, un wie glei is die Schul aus. Noch da Schul gehd's measchdens in Glumbä (Hausen) middäme leere Marä (Magen) un in (ein!) Rohldampf wie in schwaza Bea hoom (heim). Raum hot man richdisch g'schbachld (gegessen), duds schun willa zweemol peißä. Isch waas (weiß) genau, jekad geht's an de Negga (Neckar). Hoomlich die Badhoufä un zwee Hemol (Stücke) drügänäs Broud, 's Beschdä fa an de Negga, no wäd lousgetigad. Raum am Negga, ausgezörä un ämol voandlich gebaadä. Zwischänoi ämol raus un 's Broud gessä. Oweds wäd sich ogezörä un hinärum doachs Feld hoomgangä, wu als noch ä paa ureife Ebbl gegräzt (gestohlen) weean.“

Für die Stadtmundart folge das Geschichtchen vom Finkekaal und zum Schluß ein nettes Kinderlied in Mundart.

„De Finkekaal hodemol vagnagst wärre solle, weiler en Hammel geglaud kabt hot. Als en de Richter rädde geloßt hot, do hot de Kaal (Karl Fink) gjaht: Also, Herr Richter, des waa so. Do

hot e Schdriggele geleeche un des hab ich vun de Schdrooß uffkome un midgenumme. Daß do e Hämmele dro(n)gebunne waa, des hab ich erschda schbeeda gemerkt.“

M a n n e m.

In Mannem is 's gemiedlich,
Do fahrt ma mid de Schees.
De äände Gaul, der sieht niz,
De annere is nerwees,

De Rutscher, der is bucklich,
Die Reeder, die sin krumm,
Un alle fimf Minudde
Do fliegt der Karrich um.

Die Mannheimer Familie Sillib.

Von Leopold Göller

Sillib ist ein in Deutschland seltener und für pfälzer Ohren fremd und seltsam klingender Name. Was mag er bedeuten? Wie ist er entstanden?

Die Schreibweise „Sillib“ wurde erst von den jüngsten Generationen angenommen. Noch vor hundert Jahren schrieben sich die Vorfahren „Silipp“. In Urkunden aus früherer Zeit finden wir auch die Namensformen „Sillip“ und „Silip“. Namensforscher leiten den Namen ab von dem altdeutschen, zusammengesetzten Wort „Siegileip“ mit seinen Abwandlungen Siglip, Sielipp, Sielaff, Seeleib. Das Wort segu, segisa, sige, sic bedeutet: Gewalt, Ueberwindung, Sieg. Laibo, leiba, leibe (auslautend „lipp“) bezeichnet in Personennamen den Ueberlebenden, d. i. „Sohn“¹⁾. Sillib würde demnach bedeuten: Sohn des Sieg. Es sei erinnert an ähnliche Ableitungen wie Siebold, Seibold aus Sigbald; Siebert, Siebrecht aus Sigberth; Siefert, Senfrit aus Sigfrid.

Das Geschlecht Sillib steht wahrscheinlich in Verbindung mit Pankraz Sillip, Marktrichter zu Langenlois bei Krems in Niederösterreich. Diesem verleiht Kaiser Rudolph II. im Jahre 1582 das hier wiedergegebene Wappen: auf blau und gelb schräg links geteilt. Schild aufsteigender Löwe in verwechselten Farben; auf dem Helm der wachsende Löwe zwischen offenen Hörnern. 1596 und 1597 ist Pankraz Sillip als „Ratsfreund“ (Mitglied des Rates) in Langenlois erwähnt. 1597 begehren ihn die Bauern des Landes als Vermittler in ihren Anliegen. Er beteiligt sich auch bei den Kämpfen wieder den „Erbfeind“, die Türken. Der erfahrene und angesehen Mann wird mit verschiedenen Kommissionen betraut. Im Hinblick auf seine und seiner Vorfahren getreue Dienste erhebt ihn der Kaiser 1599 in den Adelsstand und verbindet hiermit eine Wappenbesserung.

Die Vorfahren der in Mannheim und Heidelberg lebenden Familie Sillib lassen sich über zweihundert Jahre zurückverfolgen. Der Stammvater dieser

Familie ist der Bürger und Bauer Augustin Silipp in Ebersdorf, Kirchspiel Iglau in Mähren, nahe der böhmischen Grenze. Dort waren noch vor einem halben Jahrhundert Namensträger „Sillib“ ansässig. Die gesamte Einwohnerschaft des Dorfes ist deutsch. Die Frau des Augustin Silipp, Susanna geb. Schneider, brachte eine Reihe Kinder zur Welt. Einer der Söhne, Paul Silipp, 1722 geboren, besuchte das Jesuitengymnasium in Iglau. Sein Lebensweg führte ihn nach Hagenau im Elsaß, wo er sich ansässig machte. Was mag ihn wohl bestimmt haben, die Heimat zu verlassen und nach dem Westen zu ziehen? Als 25-jähriger heiratete Paul Silipp 1748 Maria Elisabetha Vivier (Wivier) aus Hagenau. Von ihren zwölf Kindern starben die meisten schon in früher Jugend. Paul Silipp erreichte nur ein Alter von 46 Jahren.

Sein Sohn Ignaz Peter Silipp, 1754 geboren, setzte den Stamm fort. Zur Zeit des Kaisers Napoleon stand er in Lazarettendiensten und wurde mit dem Heere von einem Kriegsschauplatz zum anderen geworfen. Im Jahre 1798 lag der „Major de l'ambulance militaire“ in dem Städtchen Oberursel bei Frankfurt im Quartier. Hier ließ er sich als Witwer trauen mit Henriette Spät²⁾, der im Jahre 1764 in Homburg vor der Höhe geborenen Tochter des Streichenmachers³⁾ Johann Georg Spät. Um die Jahrhundertwende wurde dem Ehepaar in Poppelsdorf bei Bonn eine Tochter Gertraud geboren. Bald darauf mußte die Familie wieder weiter ziehen und kam nach Boulogne-sur-Mer. Hier wurde im Jahre 1802 der Sohn Johann Heinrich geboren. In Spener erhielt schließlich der Vater als Hospitalcommissarius einen festen Wohnsitz. Bereits im 55. Jahre starb Ignaz Peter im Mai 1809. Die Witwe überlebte ihn noch 25 Jahre.

Beim Tode des Vaters war Johann Heinrich erst 7 Jahre alt. Nach Beendigung der Schul-

¹⁾ Siehe Heinke-Escore: Die deutschen Familiennamen. Halle 1933, S. 439 und S. 316.

²⁾ Sie gehörte der deutsch-reformierten Kirche an; seitdem bekennen sich die Nachkommen zum evangelischen Glauben.

³⁾ Die Streiche = Werkzeug zum Wollkämmen.



Abb. 1. Wappen der Familie Silipp
nach einer Zeichnung von D. Hupp

zeit gab ihn die Mutter einem Apotheker in die Lehre. In welche Apotheke, ist nicht bekannt. Möglicherweise in die Sonnenapotheke in Spener bei Johann Heinrich Stöß, der früher in der Mannheimer Hofapotheke als Provisor tätig war. 1824 starb die Witwe Silipp. Ende Dezember 1827 siedelte ihr Sohn Johann Heinrich von Deidesheim, wo er zuletzt wohnte, nach Mannheim über. Hier wollte er mit Maria Wilhelmina May, der 1808 geborenen Tochter des Bürgers und Hafnermeisters Jacob May, einen eigenen Hausstand gründen und „behelfsweise“ einen Leinwandhandel anfangen. Aber der Mannheimer Stadtrat lehnte sein Gesuch um Erteilung des Bürgerrechts und der Heiratsurlaubnis ab mit der Begründung, der Leinwandhandel sei „kaum als ein zureichendes Erwerbsmittel anzunehmen“, da er in hiesiger Stadt von mehreren Gewerbsleuten als Nebengeschäft betrieben werde und „übersezt“ sei. Erst nach wiederholter Vorstellung und nach vorgelegtem Vermögensnachweis von seiten der künftigen Schwiegermutter konnte Silipp im Sommer 1828 seine Braut heimführen. Sein Geschäft befand sich erst im Hause P 1, 3, später in E 1, 4.

Aus der Ehe gingen drei Söhne hervor; der jüngste starb bald. Der Vater Johann Heinrich Silipp erreichte nur ein Alter von 32 Jahren. Im Dezember 1834 trug man ihn zu Grabe.

Als „gelernter“ Apotheker hatte er am Leinwandhandel wenig Freude; es fehlte ihm der Geschäfts- und Erwerbsgeist. Dagegen zeigte er für Dichtung und besonders für Malerei großes Interesse. In dem Nachlassverzeichnis sind nicht weniger als 30 Gemälde aufgeführt, meist Landschaften und Tier-

stücke. Bei der Inventuraufnahme im Februar 1835 bestand das Warenlager aus einer Anzahl Leinwand- und Tuchballen im Gesamtwerte von 806 Gulden, die Elle zu $7\frac{1}{2}$ bis 20 Kreuzer. Der Wert des Garns und der Baumwolle betrug 59 Gulden. Die Gemäldesammlung wurde auf 178 Gulden geschätzt. Des Verstorbenen Kleidungsstücke (hellblaues Ramisöl, blauer Ueberrock, grüner Frack, schwarzer Frack, 6 verschiedene Westen, 3 wollene „Ramisöler“ usw. wurden auf 36 Gulden bewertet. Barvermögen war nicht vorhanden.

Die hier wiedergegebenen Delbilder dürften wohl bei der Verheiratung 1828 gemalt worden sein. Leider sind sie nicht signiert.

Gertraud, die Schwester des Johann Heinrich Silipp, heiratete einen Handwerker in Spener namens Johann Georg Meyer. Deren einziger Sohn Wilhelm Meyer, geboren 1845 in Spener, war eine Reihe von Jahren Vorstand der Handschriftenabteilung der Königl. Hof- und Staatsbibliothek in München; dann wirkte der in weiten Kreisen geschätzte Gelehrte als ordentlicher Professor an der Universität Göttingen, wo er 1917 starb.

Die Nachkommen Johann Heinrich Silipps schrieben sich „Sillib“.

Carl Eduard, der 1829 geborene Sohn, brachte seine kaufmännischen Lehrjahre in Mannheim und Frankfurt zu und übernahm später das elterliche Geschäft. 1854 schloß er in Frankfurt a. M. den Ehebund mit Sophia Dorothea Krebs. Deren Eltern sind Johann Martin Krebs, Bürger und Schuhmachermeister, und Dorothea geb. Fechter, beide Württemberger. Carl Eduard Silipp und seine Frau haben sich namentlich auch auf charitativem Gebiet betätigt und sich hierdurch in Mannheim ein gutes Andenken gesichert. Lange Jahre war Carl Eduard Sillib im Vorstand des Diakonissenhauses und des Evangelischen Rettungshauses. Er starb 1898 in Weinheim, wo er sein letztes Lebensjahrzehnt zubrachte. Die Witwe folgte ihm 1919 im Tode nach. Von ihren sechs Kindern starben zwei im Kindesalter.

Der ältere Sohn Ludwig Adolf übernahm das Geschäft. Dessen Sohn Otto Sillib ist heute noch Inhaber des Geschäftes, das sich seit Jahrzehnten im Hause Q 1, 17/18 befindet. Dessen älterer Bruder Walther, Studierender der Architektur, fiel im August 1914 in Senones am Donon.

Ludwig Sillib, der 1830 geborene zweite Sohn des Geschäftsgründers Johann Heinrich, ergriff den Lehrerberuf und war lange Zeit in Mannheim als Hauptlehrer tätig. Er starb im Jahre 1889. Als überaus verständnisvoller Erzieher der Jugend war er sehr geschätzt und geehrt. Seine „Mädchen-Briefe für Schule und Haus“ erschienen 1868 in 2. Auf-

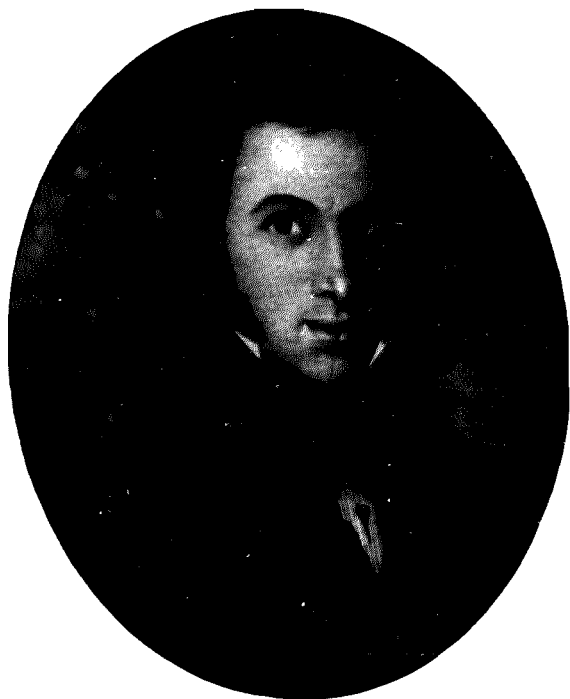


Abb. 2. Bildnis des Johann Heinrich Sillip
(1802—1828), Familienbeijig



Abb. 3. Bildnis der Maria Wilhelmina Sillip
(1808—1874), Familienbeijig

lage. Von seinen vier Söhnen hat nur einer, der 1907 verstorbene Musiklehrer und Organist Gustav Adolf Sillib, in Mannheim Nachkommen hinterlassen.

Carl Ludwig, der älteste Sohn des Hauptlehrers Sillib, war zuerst Apotheker wie der Großvater, später Chemiker in München. Dessen Nachkommen leben in Rosenheim (Oberbayern).

Christian Friedrich, der jüngste Sohn des Hauptlehrers, führte eine christliche Buchhandlung in Mannheim. Er starb hier 1928.

Rudolf Sillib ist am 27. Februar 1869 in Mannheim im Hause Q 1, 17/18 geboren, als sechstes Kind des Kaufmanns Carl Eduard Sillib. Nach Absolvierung des Gymnasiums studierte er in Heidelberg und Berlin Geschichte. Nach seiner Promotion trat er am 1. Mai 1893 als Volontär in die Heidelberger Universitätsbibliothek ein. 1894 wurde er zum Hilfsarbeiter, 1896 zum Kustos, 1902 zum Bibliothekar, 1915 zum Vorstand der Handschriften-Abteilung, 1921 zum Oberbibliothekar und 1922 zum Direktor der Bibliothek ernannt. 1908 erfolgte seine Ernennung zum Titular-Professor. Seit Februar 1924 wirkt Sillib als o. Honorar-Professor für Buch- und Bibliothekswesen auch an der Universität. Er ist Vorsitzender des Beirats für Badische Bibliotheks-Angelegenheiten und Mitglied des Bibliotheksausschusses der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Neben seiner akademischen Lehrtätigkeit widmete er sich besonders der Pflege der Kunst- und Alter-

tumsdenkmäler für den Amtsbezirk Heidelberg. Er leitete vom Jahre 1908 bis 1911 ehrenamtlich als Konservator die Städtischen Sammlungen in Heidelberg. Seit 1924 zeichnet er als Schriftleiter der Neuen Folge der Neuen Heidelberger Jahrbücher und seit 1927 als Schriftleiter der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Die Badische Historische Kommission ernannte ihn zum außerordentlichen und dann zum ordentlichen Mitglied; der Mannheimer Altertumsverein zum korrespondierenden Mitglied.

Als junger Bibliothekar veröffentlichte Sillib die Holz- und Metallschnitte der Heidelberger Universitätsbibliothek aus dem 15. Jahrhundert. Von seinen Werken führen wir an: Stift Neuburg bei Heidelberg (1903); Schloß und Garten in Schwetzingen (1907); Führer durch die Städtischen Sammlungen in Heidelberg (1911); Schloß Favorite und die Eremitagen der Markgräfin Franziska Sibilla Augusta von Baden-Baden (2. Auflage 1929); Der heilige Berg bei Heidelberg (2. Auflage 1925). In der Sammlung „Stätten der Kultur“ hat Sillib zusammen mit seinem Freund Karl Lohmeyer einen Band „Heidelberg“ herausgegeben (1927). Vor allem sind auch seine Studien zur Geschichte der Manessischen Handschrift zu erwähnen, die schließlich in dem in Gemeinschaft mit Friedrich Panzer und Arthur Haseloff 1929 veröffentlichten Einleitungen zur Großen Facsimile-Ausgabe der Manessischen Lieder-Handschrift letztlich verwertet wurden.



Abb. 4. Professor Dr. Rudolf Sillib,
Direktor der Universitätsbibliothek Heidelberg

Stammreihe der Familie Sillib.

- I. Augustin Silipp, Bürger und Bauer in Ebersdorf in Mähren,
* um 1689,
† Ebersdorf 1737, alt 48 Jahre,
oo vor 1714,
Sujanna geb. Schneider,
* um 1697,
† Ebersdorf 1737, alt 40 Jahre.
- II. Paul Silipp, Bürger in Hagenau i. E.
* Ebersdorf 1722,
† Hagenau i. E. 1769,
oo Hagenau i. E. 1748,

Maria Elisabetha Vivier (Vivier),
* Hagenau i. E. 1729,
†

- III. Ignaz Peter Silipp, zuletzt Hospitalcommissarius in Speyer,
* Hagenau i. E. 1754,
† Speyer 1809,
oo Oberursel 1798,
Henriette Spät,
* Homburg v. d. H. 1764,
† Speyer 1824.

- IV. Johann Heinrich Silipp, Apotheker, dann Leinwandhändler in Mannheim,
* Boulogne-sur-Mer 1802,
† Mannheim 1834,
oo Mannheim 1828,
Maria Wilhelmina Man,
* Mannheim 1808,
† Mannheim 1874.

- V. Carl Eduard Sillib, Kaufmann in Mannheim,
* Mannheim 1829,
† Weinheim a. d. Bergstr. 1898,
oo Frankfurt a. M. 1854,
Sophia Dorothea Krebs,
* Frankfurt a. M. 1833,
† Ettlingen 1919.

- VI. Dr. Rudolf Sillib, Direktor der Universitätsbibliothek Heidelberg,
* Mannheim 1869,
oo Heidelberg 1900,
Gertrud Glag, Tochter des Papierfabrikanten Julius Glag und dessen Ehefrau Ida geb. Bender,
* Stuttgart 1881.

- VII. Ida Lore Sillib, staatlich geprüfte Krankenpflegerin und Malerin,
* Heidelberg 1901.

Quellennachweis.

Katholische Kirchenbücher in Iglau und Hagenau; Deutsch-reformierte Kirchenbücher in Homburg v. d. H. und in Oberursel; Evangelische Kirchenbücher in Mannheim; Niederösterreichisches Archiv in Wien; Ratsprotokolle: Städtisches Archiv Mannheim; Familienpapiere; Mitteilungen von Familienmitgliedern.

Mannheimer „naturwissenschaftliche Ecke“ vor 150 Jahren.

Von Prof. Adolf Rüstner in Karlsruhe.

Die Beschauer dieses Bildes führen wir durch die Bismarckstraße nach dem Schloßgartendamm, lassen sie auf diesem etwa einhundertfünfzig Meter weitergehen, die Böschung ein wenig hinabsteigen und dann kehrtmachen, Blick gegen die Jesuitenkirche. Was man vor 150 Jahren hier gesehen hat, zeigt unser Bild. Wir stehen mitten in Befestigungswerken, unmittelbar an dem Wasser im Festungsgraben. Das Wallstück vor unseren Augen zieht sich von der Ba-

stion Sankt Karl Philipp¹⁾ nach der Halbbastion Sankt Johann (bei der Sternwarte).

Auf dem die tieferliegende Straße verdeckenden Wall war damals „ein ganzer Wald von wohlriechenden Linden angepflanzt“ (F. A. Mai). Zwei Reihen von Bäumen säumten hier den beliebtesten Spazierweg der Mannheimer. Wenn man dem Zickzack der Bastionen folgte, kam man mit rund 5300 Schritten in einer guten Stunde um die ganze



Abb. 5. Ansicht der Sternwarte und Jesuitenkirche in Mannheim, nach einem Aquarell von Julius Quaglio, im Besitz des Theater-Museums (Clara-Ziegler-Stiftung) München

Festung herum, sofern man sich nirgends aufhielt, und konnte nach Herzenslust „frische Luft schnappen“ (F. A. Mai). Manchmal wenigstens! Wenn Rhein und Neckar genügend hoch waren, stand auch in den Festungsgräben etwas Wasser. Daß es hier Schwäne gehabt hat — der Klauber'sche Stich von der Außenseite des Heidelbergertores zeigt solche! —, dürfte wohl zu bezweifeln sein. Wenn die Flüsse unter Mittelwasser fielen, waren die Gräben trocken; es erschien „der im Grunde liegende Morast, dessen Ausdünstungen in heißen Sommertagen einen unerträglichen Gestank verursachen und die Luft zum größten Nachteil für die Gesundheit der Einwohner zu Mannheim impestieren“ (J. A. v. Traitteur). Die Wachtposten im Festungsbereich — das Bild zeigt an der Wallmauer zwei der erkerartigen Wacht Häuser (vorn rechts und links hinten) — wurden durch die „mit faulenden Dünsten geschwängerte Luft“ (F. R. Medicus) in heißen Sommern oft zu Hunderten krank!

Wir sehen uns nunmehr die einzelnen Gebäude an. Rechts erhebt sich der nördlichste „Pavillon“ des Schlosses, anstoßend an das (damals noch bestehende) Opernhaus. Es ist der „physikalische Turm“, der seit Sommer 1779 das von Johann Jakob Hemmer (1733—90) gegründete kurfürstliche physikalische Cabinet und die 1780 geschaffene „Wetterwarte“ der „Societas Meteorologica Palatina“ enthielt²⁾. Auf der Plattform des Turmes sieht man mehrere der von Hemmer verwendeten physikalisch-meteorologi-

schen Geräte, besonders den an mehreren Schrägstreben kenntlichen „Blißfänger“ zu Untersuchungen der atmosphärischen Elektrizität³⁾. Bei der Beschießung der von Franzosen besetzten Stadt durch die unter D. S. von Wurmsier (1724—97) stehenden österreichischen Truppen brannte dieser Turm am 21. November 1795 völlig aus. Die traurigen Reste der erwähnten Geräte erinnerten noch einige Jahre an die ehemalige Forschungsstätte und wurden um die Jahrhundertwende beseitigt.

Zur Linken des Turmes gewahrt man vom Jesuitenkolleg ein Stück Dach und den klogigen Turm, über dessen Plattformgitter die beiden Glockentürme der Jesuitenkirche hervorlugen. Schon das Werk „Basilica Carolina“ (1753) zeigt diesen Turm, aber mit stärker gebauchter Zwiebelhaube. Da jedoch die betreffende Abbildung⁴⁾ in anderen Teilen der tatsächlichen Ausführung nicht ganz entspricht (bei der Kirche besonders auffällig!), darf man wohl annehmen, daß unser obiges Bild die wahre Form des Turmdaches richtiger wiedergibt. Bis zum Bau der großen Sternwarte diente die Plattform des Turmes als „Behelfs-Sternwarte“ beim astronomischen Unterricht der Jesuitenzöglinge. Wegen Bau-fälligkeit des Turmes plante man (Mai 1776) seinen Abbruch, unterließ ihn jedoch. In verschiedenen Teilen mehrfach umgebaut verschwand er erst 1901 beim Durchbruch der Bismarckstraße.

Neben der das Gesamtbild beherrschenden Jesuitenkirche, über die wir unseren mit der Stadtge-

schichte vertrauten Lesern nichts zu sagen brauchen, duckt sich ein langes Gebäude mit Dachreiter, das ehemalige „Seminarium Aloysianum“ an der „kalten Gasse“. In diesem Musikseminar der Jesuiten erhielten geeignete Jünglinge unentgeltlichen Unterricht in Gesang usw. zwecks Mitwirkung bei Kirchenfesten. Später diente das Gebäude als Speicher und als Lagerraum für allerlei Gerümpel. Den Saal mietete 1834 der Musikverein für Konzertzwecke und trat ihn jeweils gegen eine Entschädigung ab, wenn hier (seit 1838) die Sitzungen des großen Bürgerausschusses stattfanden. Gegen die Jahrhundertwende diente das „Aulagebäude“, wie man es schon früh nannte, der Volksschule.

Frei und stolz reckt sich neben diesem Gebäude die Sternwarte empor, das wertvollste Erinnerungszeichen an die Mannheimer Wissenschaftspflege unter Karl Theodor. Der etwa 33 Meter hohe Turm, dessen größte Flächen in den vier Haupthimmelsrichtungen verlaufen, ist in den Jahren 1772–1774 erbaut worden⁵⁾. Hier hat Christian Mayer (1719–1783) seit 1776 seine erst später berühmt gewordenen Doppelstern-Beobachtungen angestellt. Heute sieht das Gebäude etwas anders aus als auf dem Bild. Das auf der Plattform stehende, mit einer Drehkuppel ausgestattete Instrumentenhäuschen, neben dem man den Ausgang des an der Ostseite emporsteigenden Treppenhauses erblickt, ist ein Opfer der Beschädigung Mannheims geworden. In (mindestens zwei) verschiedenen Ausführungen ist es im neunzehnten Jahrhundert neu entstanden. Auffällig mag manchem Beschauer der Balkon sein, der sich auf der Westseite des Turmes frei über den Ausgang hinausstreckt. Der klobige Portalvorbau, den man heute sieht, besteht eigentlich aus zwei wenig verbundenen Pfeilern, die man 1789 bis 1791 aus massigen Quadern erstellt hat, um gewissen Meßgeräten des Astronomen erschütterungsfreien Stand zu sichern. Auf den nördlichen Pfeiler kam 1792 das 1785 von J. Ramsden (1735–1800) gelieferte Meridianinstrument, zu dem die noch heute im Industriegebiet stehende „Pyramide“ als Meridianmarke gehörte⁶⁾. Im Frühjahr 1880 entschloß sich die badische Regierung, die Sternwarte von Mannheim nach Karlsruhe zu verlegen und der Technischen Hochschule anzugliedern. Wilhelm Valentiner (1845 bis 1931), am 22. November 1879 zum Astronomieprofessor an der Karlsruher Hochschule ernannt, ist der letzte in der Reihe der Mannheimer Astronomen gewesen. Unter ihm ist die Sternwarte noch einmal gewandert: am 20. Juni 1898 ist die Landessternwarte auf dem Königsstuhl bei Heidelberg feierlich eröffnet worden.

Das zwischen physischem Turm und Sternwarte liegende Stück des alten Mannheim ist in späterer Zeit nochmals in einem Bild festgehalten worden, liefert es doch den freilich etwas merkwürdig ausgesuchten Hintergrund bei einem Kupferstich,

der den von 1811 bis 1818 regierenden Großherzog Karl als Kurprinz in der Uniform seines Mannheimer Regiments zeigt, im geschleiften Festungswerk stehend⁷⁾. Die Sternwarte ist unrichtig wiedergegeben; die Lindenbäume stehen nicht auf dem Wall, sondern auf der stadtsseitigen Straße, die jedoch baumlos und gepflastert war, wie wir aus den Papieren der Mannheimer Astronomen feststellen können.

Das Bild, das wir oben stark verkleinert wiedergeben (wirkliche Länge 17 cm, Höhe 12 cm) stammt von Julius Quaglio (1764–1801). Von 1785 bis 1799 ist er am Mannheimer Theater als Leiter des Bühnenausstattungswesens tätig gewesen. Proben seiner Tätigkeit wurden 1929 in der Mannheimer Theaterausstellung gezeigt. Von diesem Mannheimer Theaterarchitekten den Dalberg-Zeit stammten, um nur ein Beispiel zu nennen, die Kulissen, Prospekte und Soffitten des 1790 für die gräfl. Oberndorffsche Familie hergestellten Kindertheaters, das bei allen Beschauern helles Entzücken weckte.

Vielleicht fertigte Quaglio unser Bild als einen Dekorationsentwurf für irgendeine Mannheimer Festaufführung. Man könnte etwa an das Festspiel denken, welches am 1. Januar 1793 einen Teil der Veranstaltungen bildete, mit denen Mannheim vom 30. Dezember 1792 ab die „fünzigjährige Regierung und Vermählung Carl Theodors feierte“⁸⁾. Kennern der Mannheimer Theatergeschichte ist es vielleicht möglich über Verwendung und Zweck des Bildes zuverlässige Auskunft zu geben. Uns bleibt heute nur übrig, die Entstehungszeit in möglichst enge Grenzen einzuschließen. Das Bild zeigt die frühestens 1780 auf dem physischen Turm aufgestellten Instrumente und zeigt außerdem den spätestens 1790 beseitigten Westbalkon der Sternwarte, es muß also in den 1780er Jahren entstanden sein. Wir dürfen daher wohl mit Fug und Recht behaupten, es gebe das Aussehen der „naturwissenschaftlichen Ecke“ — mit physischem Turm, Behelfssternwarte und Sternwarte — „vor 150 Jahren“ wieder.

¹⁾ Als im dritten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts die Festungswerke Mannheims ausgebaut wurden, erhielten die Bastionen neue Namen und zwar nach Heiligen. Die Bastion zwischen Schloßmitte und (der späteren) Sternwarte benannte man nach dem heiligen Karl (= Kardinal Karl Borromäus, 1538–84), fügte aber seltsamerweise — mit Rücksicht auf den regierenden Kurfürsten Karl Philipp — dessen zweiten Vornamen bei. Für die den Judenfriedhof enthaltende Bastion (heutiges Quadrat F 7) erfand man sogar einen heiligen Judas und nannte sie „Sankt Judas“.

²⁾ Hierzu: A. Kistner. Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Karl Theodors. 1930. S. 71 ff, 95 ff.

³⁾ Kistner a. a. O. S. 103 und Tafel XXVII Mitte.

⁴⁾ Ebenda Tafel XIV oben.

⁵⁾ Ebenda S. 34 ff.

⁶⁾ Kistner. Die Pyramide im Mannheimer Industriegebiet. Mannh. Geschbl. 1926. 122–127, 14–149 m. Abb.

⁷⁾ Fr. Walter. Geschichte Mannheims. 1907. Bd. II, S. 53.

⁸⁾ Karl Theodor hatte am 17. Januar 1742 geheiratet und am 31. Dezember 1742 die Regierung angetreten.

Urteile eines Belgiers über Mannheim 1839.

Von Geh. Hofrat Professor D. Dr. Carl Neumann in Heidelberg.

Eine französisch geschriebene Reiseschilderung von 1839 nennt Mannheim das „Faubourg Saint-Germain de l'Allemagne rhénane“. Die Vergleichung scheint schmeichelhaft. Faubourg Saint-Germain ist das aristokratische Viertel von Paris, links der Seine mit seinen vornehmen alten Privathotels um rue du Bac und rue de Grenelle, die Gegend des Quai d'Orsay.

Dies ist geschrieben, bevor Mannheim von der Bewegung ergriffen wurde, die auf die Jahre 48 und 49 hinführte.

Der diese Bemerkung gemacht hat, fährt über Mannheim fort: „Die Leichtigkeit, hier anständig und billig zu leben, macht die Stadt zum Anziehungspunkt für Familien, die mehr vornehm als reich sind, für Beamte im Ruhestand und Fremde, die deren meist konservative Ansichten teilen.“

Der Verfasser war ein Mann von Urteil; er ist nicht unberühmt: der Baron Friedrich von Reiffenberg. Die Burg seiner Ahnen stand im Taunus unweit Wiesbaden; aber längst war die Familie in den südlichen Niederlanden unter dem österreichischen Regiment seit dem 16. Jahrhundert heimisch geworden. Le Baron de Reiffenberg war ins Mons 1795 geboren und ist in Brüssel 1850 gestorben. Er erlebte die Gründung des Belgischen Staates und wurde abwechselnd Militär, Universitätsprofessor, Bibliothekar, Akademiemitglied in Brüssel und an den großen deutschen Akademien. Als Historiker und Schriftsteller sehr fruchtbar, kannte er die „Prominenten“ von halb Europa. (Ueber Leben und Werk sehr ausführlich die Biographie nationale de Belgique im 18. Band.) Im Jahre 1839 führte ihn sein Schillerenthusiasmus zur Enthüllung des Schiller-Denkmal's von Thorwaldsen nach Stuttgart¹⁾. Es war am 8. Mai, und seine Beschreibung der Stuttgarter Festlichkeiten bildet den Mittelpunkt eines Buches, in dem er nacheinander Frankfurt, Wiesbaden, Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe mit allerhand geistreichen und gelehrten Erkursen beschreibt. Dieses Buch scheint selten geworden. Die Heidelberger Universitätsbibliothek ist erst kürzlich in den Besitz eines Exemplares gelangt. Es hat den Titel: souvenir d'un pèlerinage en l'honneur de Schiller und hat als Titelbild einen Holzschnitt der Thorwaldsenstatue in Stuttgart. Auch sind jedem der 32 Kapitel Zitate aus Schiller vorgelegt.

¹⁾ Nachträglich sehe ich aus der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung von jenem Jahr und Monat, daß Baron R's Reise im amtlichen Auftrag des Königs Leopold I. von Belgien geschah.

Das Buch fängt mit den Worten an: oui, j'aime l'Allemagne, je l'aime d'un amour fervent & sincère. Je l'aime par tradition de famille . . . je l'aime, parceque je l'admire usw. Es war noch das Land der Dichter und Denker, Schillers und Goethes. Obwohl in dem letzten Kapitel vom Zollverein die Rede ist, hält er sich an die Piccolomini, „o, diese Staatskunst, wie vermüsch' ich sie!“ Einige sechzig Jahre später schrieb ein Franzose ein liebenswürdig-melancholisches Buch über das industrialisierte Nürnberg und Albrecht Dürer, über die Stätten Goethes und Schillers; er mußte das „alte Deutschland“ suchen. Ferdinand Bac, vieille Allemagne, 1906 & 1907.

Soweit in Kürze über den Mann und Schriftsteller. Und nun der Bericht über Mannheim. Er interessiert sich zunächst für die Schillerstadt und gedenkt der ersten Aufführung der Räuber „ce chef d'oeuvre de verve, gâté par la recherche, l'exagération et un délire antisocial“; folgt der Aufenthalt Schillers in der Stadt; Schwan, sein erster Verleger. Der Erbe dieses Buchhändlers wohnt noch nahe bei dem Hotel des marchands (Kaufhaus). Aber der leidenschaftliche, für die Befreiung der Menschheit begeisterte Poet mußte jeden Augenblick Mäßigung empfangen inmitten einer Stadt, die nach geometrischer Symmetrie gebaut war, und deren Straßen nach der Schnur und in rechtem Winkel gezogen sind, „en régiment prussien alignés“. (Diesen Eindruck, müssen wir bemerken, hätte Schiller schon in Ludwigsburg haben können!) Mannheim ist eine ganz neue Stadt, ohne Schmutz (wer denkt nicht an Hermann und Dorotheas Lob für Mannheim? „Denn wer die Städte gesehen, die großen und reinlichen . . .“), ohne Lärm, wo kein Elend sich zu zeigen wagt. Geschmückt, frisirt, geschminkt nach der Weise der Hofdamen Louis XV., spiegelt es sich kokett im Rhein und Neckar. Folgt die Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg und die Verbrennung durch die Franzosen samt der ganzen Pfalz. „Dieses ganze bevölkerte und reiche Land wurde ein Aschenhaufen, und der Ruhm, die Menschlichkeit Turennes wurden zum Himmel erhoben. Nichtswürdiger Weihrauch aus diesem Qualm der Feuersbrünste! Es ist traurig, wenn es in Europa nur Städte ohne Erinnerungen gäbe, alles gleichzeitig auf Kommando entstanden, monoton und mit einem Blick übersehbar. Aber doch ist es nicht übel, daß dieser Typ irgendwo existiert, und daß dieser Triumph des Schachbretts und der geraden Linie sich irgendwo ermöglichen ließ. Dieses Experiment „kann“ eines Tages für die Kunst und für die Wirtschaft nützlich werden.“ (Alles mögliche für

einen Romantiker wie Reiffenberg!) Erinnern wir uns zu dem Zuversagten, daß die französischen Besatzungsoffiziere aus Speier, die bis 1930 das Heidelberger Schloß zu besuchen pflegten, auf gegebene Parole dem Schloßführer bestritten, daß das Schloß „par les Français“ zerstört sei. Dies sei ausschließlich „par les kaiserliche“ geschehen.

Nun kommt der Verfasser auf das Mannheimer Schloß zu sprechen, „ruineuse émulation de Louis XIV.“ Von den Sammlungen, die es damals beherbergte, zuerst das Kupferstichkabinett. Er kritisiert die altmodische Anordnung, daß es nach Malern, nicht nach Stechern katalogisiert sei und verweist auf die Reformen des Barons Rumohr in dem Kopenhagener Kabinett (des bekannten schleswig-holsteinischen Kunstforschers), sowie die gleichen in der Albertina zu Wien und bei Rud. Weigel. Die fast vollständigen Bestände der Rubensstecher werden gerühmt. Es folgen die Bibliothek, die naturwissenschaftlichen und die Altertumsammlungen, das ganze unter Aufsicht der Herren Strassen und Richard; letzterer auch im Besitz einer Gemäldesammlung „que je recommande aux connaisseurs“ (von Herrn Prof. Walter, Geschichte Mannheims, wird ein Ludwig Richard B. II, 13 in der Anmerkung „als nicht weiter bekannt“ genannt, der gute, italienische Bilder besitze, und Sebastian Stassens, ebenda I, 385, als Neffe Verischaefelts und Vorstand des Kupferstichkabinetts). Derselbe scheint also noch 1839 in diesem Amt gewesen zu sein. Sodann wird der Opernflügel, durch die Beschießung der Oesterreicher 1795 schwer geschädigt, als in Reparatur begriffen bezeichnet. Der Schloßgarten, Tag und Nacht dem Publikum geöffnet, wird sehr gelobt. Die Ephemeriden der Sternwarte und deren Verbindung mit dem Brüsseler observatoire werden mit manchen Einzelheiten erwähnt. Ein Kompliment für die Großherzogin Stephanie, die Bewohnerin des Schlosses, fehlt nicht: *princesse aimable, d'un abord facile et qui sait allier la grâce à la dignité. On m'a assuré*

et je le crois aisément, que ses regards sont souvent tournés vers la France.

Zum Schluß eine politische interessante Stelle. Nach Erwähnung der Literierung der Stadt („die Straßen haben keine Namen, vielleicht abgesehen von einer einzigen, rue froide genannt“), stellt er in A 2, zwei Schritte vom Theater, nahe bei der Jesuitenkirche und deren Colleggebäude, wo der versificateur latin Desbillons nach Aufhebung des Ordens in Frankreich Zuflucht fand, das Haus fest, wo den 23. März 1819 gegen 5 Uhr am Abend Kokebue von einem jungen Jenaer Studenten, Karl Ludwig Sand, kalt mit vier Dolchstichen ermordet worden. „Schreckhaftes Verbrechen, um so aufregender, da es hervorgegangen aus einer blinden Hingebung, einer fanatischen Energie, einer enthusiastischen Perversion der Idee von Tugend und Gerechtigkeit, und kurzum, von einer greulichen Auslegung des kategorischen Imperativs. Die Lehren, die Herrschaft gewonnen hatten über Sand, die ihn glauben machten, er sei vom Schicksal berufen, Kokebue für seinen politischen Abfall zu strafen, finden jedenfalls keine Entschuldigung gerade in Mannheim. Und nun folgt die Vergleichung des Charakters der Stadt mit dem aristokratisch-konservativen Faubourg Saint-Germain in Paris, die wir am Eingang unseres Aufsatzes herausgehoben haben.

Die Meinungen wechseln. Es scheint, daß der Fürst Metternich hauptsächlich durch das Buch des bekannten Wiener Professors Srbik, aber auch aus vielen anderen Gründen, die nahe genug liegen, wieder seine politische Rechtfertigung erfahren hat und in Mode gekommen ist.

In der Reiseerzählung von Reiffenberg stehen die Sätze über Mannheim, die anzuführen wir nicht für überflüssig gehalten haben, Seite 123 bis 127 des Bandes von 1839. Ihre Urteile bezeichnen die Grenze, an der die alte kurfürstlich-höfische, kulturgewohnte Stadt sich von dem „liberalen“, bürgerlichen, neuen Handelsgeist scheidet.

Vom Adelsdiplom der Ritter von Traitteur.

Von Fritz Tretter, Inspekt. am Hauptstaatsarchiv München.

Professor Ad. M. Hildebrandt, der große Meister auf dem Gebiete der Wappen- und Geschlechterkunde, führt auf Seite 16 seiner „Wappenfibel“ [: Frankfurt a. M., Verlag von Heinrich Keller, 1905 :] folgendes aus:

„... Die Herolde der früheren Jahrhunderte ließen sich auf kritische Prüfung niemals ein, sondern kopierten wörtlich die Angaben, die eine Familie über ihren angeblich vormaligen Adelsstand machte. So sind, beglaubigt durch kaiserliche Unterschrift und Siegel, zahllose Irrtümer, ja Fälschungen fortgepflanzt worden, die

lediglich der Eitelkeit ihren Ursprung verdanken. Ein Anspruch auf Zugehörigkeit zum Uradel kann also auf einen derartig abgefaßten Adelsbrief nicht gegründet werden.“

Man darf wohl als sicher voraussetzen, daß Professor Hildebrandt sich zu einer so vernichtenden Beurteilung alter Adelsdiplome erst durchgerungen hat, als im Laufe seiner langjährigen Praxis ihm genügend Beweise für die Behauptung zur Verfügung standen. Uns allen aber erwächst aus solchen Forschungsergebnissen die dringliche Pflicht, Adelsdip-

lomen aus früherer Zeit mit höchster Vorsicht und mit einem gewissen Mißtrauen zu begegnen. Der nachstehende Fall stützt die Behauptungen Hildebrandts im vollsten Umfang; er kann als Schulbeispiel dafür gelten, wie die phantasiereichen schriftlichen Niederlegungen von Adelsbewerbern über ihr uradeliges Herkommen ganz skrupellos und ohne jede Nachprüfung wortwörtlich zur Grundlage für das Adelsdiplom verwertet wurden und wie dieses Diplom noch dazu nachträglich durch willkürliche Aenderungen, Streichungen, Zusätze, Fälschungen und sonstige Mogeleyen eine Fassung erhielt, die in den wesentlichsten und entscheidenden Punkten von dem Original-Entwurf, wie ihn Kurfürst Carl Theodor eigenhändig unterzeichnet hat, vollständig abweicht. Lassen wir darüber die Akten und Tatsachen reden!

Die 4 Gebrüder: „Johann Andreas Traiteur, Administrations Rath und Professor, Theod. Traiteur, Jacob Traiteur, Hofgerichts Rath, Conradus Traiteur, Canonicus ad St. Martinum zu Worms“ reichten d. d. Heidelberg, 5. September 1790 an den Kurfürsten Carl Theodor, damals Reichsvikar, ein noch heute im Original vorhandenes Gesuch ein, in welchem sie baten, ihnen ihren Adelsstand zu erneuern, somit sie, ihre ehelichen Leibeserben und deren Erbenserben beiderlei Geschlechts in den Reichsadelstand mit dem Prädikat: „Des heiligen römischen Reiches Ritter Edle von Traiteur“ zu erheben und ein Diplom darüber ausfertigen zu lassen. Zur Begründung ihres Gesuches führten sie darin folgendes aus:

„... Wir in dem Dienst Euer Churfürstlichen Durchlaucht stehenden 3 Brüder haben uns einestheils stets beflissen, durch ohnermüdeten Dienst-Eifer und Treue die Höchste Gnade und Zudrauen Euer Churfürstlichen Durchlaucht zu erhalten, anderntheils |: stammen unsere Eltern von altadelicher Familie her, und zwar ist unser lange Jahr in Kaiserlichen Diensten als Generalauditor gestandener, nachher in fürstlich speierischen Diensten als Hofrath verstorbenen Vatter Adam Traiteur ein Abkömmling der im Lütticher Land durch mehrere Jahrhunderte bestandenen altadelichen Familie v. Traiteur, die durch Anlaß der Religionsunruhen nach Lothringen und von da an die Grenzen der Pfalz gezogen sind. Derselben hat der bekannte Braune Berg in der Pfalz im Oberamt Beldenz ehemaligen zugehört und unser uhr Vatter Michael v. Traiteur hat viele Güter im Lütticher Land besessen, dessen Mutter aber hat sich als Wittwe mit dem damaligen Festungskommandanten zu Beldenz v. Steinhauer verheiratet und das Vermögen ihres Johns erster Ehe verschwendet, wo durch die Erlöschung der Beldenzischen Linie nachher die v. Traiteur ganz zurückgesetzt worden sind, und die noch lebende abkömmlinge dermalen noch genötiget sind, die im Besitz des inneren Rathes zu Lüttich befindliche Familiengüter, urkunden und Vermächtnisse zu reclamiren, wozu wir von des jüngst verstorbenen Kaisers Majestät im Jahre 1782 die geeignete Schreiben erhalten haben. . . . Ebenso ist unsere Mutter eine geborene Duraß, des in fürstlich speierischen Diensten als Hofkammer-Director verstorbenen Jacob

Duraß eheliche Tochter, dessen Vatter ein zu Zeiten der Religionsunruhen aus Frankreich vertriebener und im Hochstift Speier verstorbenen abkömmling der noch bestehenden noblen Familie v. Duraß ist. Er war mit einer Fräulein v. Dombrecht aus den Niederlanden geeheligt und hat mit derselben unseren Groß Vatter Jacob Duraß ehelich gezeugt . . . :!“

Irgendwelche Urkunden, welche die hievorige beschriebene Herkunft der 4 Brüder beweisen könnten, lagen dem Gesuche nicht bei; dieses enthält auch keinerlei Hinweis oder irgendeine Bezugnahme auf solche Dokumente. Das Gesuch kam laut aktmäßigen Präsentations-Bemerks am 14. September 1790 in den Einlauf der kurfürstlichen Hofkanzlei. Noch am gleichen Tage erfolgte die Ausfertigung des Adelsdiploms, dessen Original-Entwurf, versehen mit der eigenhändigen Unterschrift des Kurfürsten, heute noch im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München verwahrt wird; bei der Aufhebung des Adels in Bayern im Jahr 1918 kamen nämlich die gesamten Aktenbestände des bis dahin bestandenen k. b. Reichsheroldenamtes in den Besitz des genannten Hauptstaatsarchives.

Die kurfürstlichen Adelsdiplome jener Zeit waren meist nach einem einheitlichen Schema abgefaßt; nur in der Darlegung der persönlichen Verhältnisse der Adelsbewerber und in der Begründung ihrer Adelsansprüche wichen sie voneinander ab. Der Hochtrieb, der damals das ganze Land mit neuen Adelsdiplomen förmlich überflutete, zwang zu solchen vereinfachenden Maßnahmen. Auf jede „kritische Prüfung“, wie Professor Hildebrandt sagt, verzichtete man; dazu wäre auch gar keine Zeit zur Verfügung gestanden, da ja in unserem Falle, wie erwähnt, das Diplom sogar am gleichen Tage ausfertigt wurde, an dem das Gesuch der 4 Brüder in den Einlauf kam. So geschah es, daß die Begründung, wie sie die 4 Brüder in ihrem Gesuche gaben, ihrem ganzen Wortlaut nach, wie er oben durch eckige Klammern begrenzt angemerkt ist, ohne weiteres in das Adelsdiplom übernommen wurde und zwar in der indirekten Redeform, während in dem Gesuche natürlich die direkte Redeform angewendet ist. Nach dem Worte „gezeugt“ fährt der Diplom-Entwurf fort:

„Weilen Sie aber dieses alles authentisch zu probiren, aus Abgang der nötigen Urkunden außer Stand sind und Uns deswegen ihren althergebrachten Adel von Reichvicariats wegen bekräftigen und erneuern zu wollen, unterthänigst gebetten haben, auch wir denselben zu willfahren umsomehr Uns gnädigst geneigt finden, als Sie die die Unsere Gnade mit ewigem Dank zu erkennen, ihre getreueste Diensten Uns ferner zu widmen, John mit aller Treue, Gehorsam und Devotion Uns zugethan zu verbleiben des unterthänigsten Erbietens sind, welches Sie auch nach dem zu Ihnen setzenden gnädigsten Vertrauen wohl thun können, mögen und sollen, so haben Wir . . .“

Mit diesem Satz ist jedenfalls klar und deutlich zum Ausdruck gebracht, daß die 4 Brüder keinerlei

Urkunden über ihre behauptete adelige Herkunft in Händen hatten und solche deshalb auch nicht zum Beweis ihres Uradels haben vorlegen können.

Nun suchte am 29. 1. 1840 — also reichlich spät, nachdem der nach dem Erscheinen der Adelsedikte (1808 bzw. 1818) festgesetzte Termin längst verstrichen war — ein Vertreter der Familie um Eintragung in die Adelsmatrikel nach; es war dies der damalige k. Revierförster Jacob von Traitteur zu Otterberg, Pfalz. Hierbei legte er eine Abschrift des Adelsdiploms vom 14. September 1790 vor, die von dem Bürgermeister dieses kleinen Städtchens in bester Form amtlich beglaubigt war; der dortige k. Friedensrichter hat die Echtheit der Unterschrift dieses Bürgermeisters amtlich bestätigt.

Diese Abschrift weist nun merkwürdigerweise einige ganz schroffe und willkürliche Aenderungen auf, die dem Text und dem Sinn des Original-Entwurfes direkt widersprechen.

Zunächst fehlt in der Abschrift der ganze Teil, der die Beziehungen der Traitteur zur Familie Duras betrifft, wie er sowohl oben in dem Gesuch erwähnt, als auch in dem Original-Entwurf übernommen ist. Die Abschrift fährt vielmehr nach der Konstatierung über die 1782 erhaltenen kaiserlichen Briefe sogleich weiter, wie folgt:

„... wie Sie auch dieses also authentisch zu erproben, Uns mit den nöthigen Urkunden Sich ausweisen und Uns deswegen ihren althergebrachten Adel von Reichsvikariatswegen bestätigen und erneuern zu wollen unterthänigst gebetten haben, so haben Wir ...“

Während also im Original-Entwurf klipp und klar festgestellt ist, daß die 4 Brüder ihre im Gesuch niedergelegten Abstammungsverhältnisse „authentisch zu probieren aus Abgang der nöthigen Urkunden außer Stand“ waren, ist in der Abschrift das gerade Gegenteil behauptet und gesagt, daß sie sich „mit den nöthigen Urkunden ausweisen“ haben, um dies alles „authentisch zu erproben“.

Der weitere Text im Original-Entwurf besagt sodann, daß der Kurfürst die 4 Brüder samt ihren Nachkommen in ihrem hergebrachten Adel aus Reichsvikariatsmacht bestätigt und

„sodort dieselbe, sofern es nöthig, von neuem in des heiligen römischen Reichs, auch Unsers Churfürstenthums und Erblanden Aeltestenstand gnädigst erhoben und eingesetzt, folglich Sie der Schaar, Gezell- und Gemeinschaft anderer altadelicher Personen dergestalt zugeeignet [hat:], als wenn Sie von ihren vier Ahnen, väter- und mütterlicher Seits in solchem Stand beständig hergekommen und geboren wären.“

Dieser Text, soweit er hier in Anführungszeichen gesetzt ist, fehlt in der Abschrift bezeichnenderweise ganz, was schließlich auch folgerichtig ist, da er ja nur für die im Original-Entwurf vorgesehene Fassung einen berechtigten Sinn hat, insofern, als dort die Nichtbeibringung jeglichen urkundlichen Nach-

weises über den von den 4 Brüdern behaupteten althergebrachten Adel ausdrücklich festgestellt ist.

Ferner begnügt sich die Abschrift damit, daß sie an der Stelle, an der der Kurfürst einer Reihe von Personen und Ständen die Beachtung dieser Nobilitierung gebietet, nach den Worten: „... Rittern, Knechten“ ein „X. X.“ setzt und damit den weiteren Wortlaut im Original-Entwurf verschweigt; es sind das:

„Landvögten, Hauptleuthen, Bicedommen, Vögten, Pflegern, Berweßern, Amtleuthen, Landrichtern, Schultheisen, Bürgermeistern, Richtern, Rätthen, Bürgern und Gemeinden.“

Schließlich fehlt in der Abschrift auch noch der drittlezte Satz, der nach dem Original-Entwurf folgenden Wortlaut hat:

„Doch Uns, künftig röm. Kaisern, Reichsverwesern und Vicarien und dem heiligen römischen Reich an Uns, ihren und sonst männiglich an seinen Rechten und Gerechtigkeit, auch denenjenigen, die vielleicht obbeschriebenes Wappen gleich führten, unvergriffen und in alle wege unschädlich.“

Die Abschrift enthält gegenüber dem Original-Entwurf noch eine weitere Anzahl von Abweichungen kleinerer Art, wie sie in einer amtlich beglaubigten Abschrift keinesfalls möglich sind; diese alle aufzuzählen würde den Rahmen gegenwärtiger Arbeit übersteigern. Es sei dabei nur noch auf die Schreibweise des Namens der 4 Gebrüder hingewiesen. In ihrem Gesuche an den Kurfürsten unterschrieben sie sich alle vier eigenhändig: Traitteur, welche Form auch im Original-Entwurf durchwegs wiederkehrt; in der Abschrift dagegen findet sich auch heute noch gebräuchliche Schreibweise: Traiteur. Die Namen ihrer Vorfahren sind in den einschlägigen Kirchenbüchern regelmäßig: Tretter geschrieben. Es liegt also eine schwer zu erklärende Durchmauerung vor vom „Tretter“ über „Traiteur“ zum Traitteur“, eine Art Metamorphose, wie sie uns aus der Naturgeschichte des Frosches bekannt ist. Dadurch aber, daß sich in der 1840 präsentierten Abschrift die Schreibweise: Traitteur eingeschlichen fand, entfiel für das Reichsheroldenamt, das diese sonderbare Abschrift als vollwertiges Dokument betrachtet haben mochte, auch jede Veranlassung, dieser auffälligen Namenswandlung nachzugehen. —

Ist nun in den vorstehenden Darlegungen einwandfrei der Beweis erbracht, daß von dem Adelsdiplom der Ritter von Traitteur zwei Fertigungen bestehen, die inhaltlich in sehr wesentlichen Punkten ganz diametral voneinander abweichen, so drängt sich von selbst die Frage auf, wer dies verschuldet hat und was damit bezweckt werden wollte. Aber der dazwischen liegende lange Zeitraum wird es wohl niemals mehr ermöglichen, dieses Dunkel zu klären; es bleibt vielmehr der Phantasie jedes einzelnen hier der weiteste Spielraum geöffnet. Möglicherweise wurde sogar das Original-Diplom im letzten Augenblick in dem vom Original-Entwurf

abweichenden Ausmaße geändert, ohne daß gleichzeitig der Entwurf entsprechend berichtigt wurde. Dies könnte sogar auf ganz legalem Wege geschehen sein, indem eben der zuständige und dafür verantwortliche kurfürstliche Beamte diesbezügliche Anordnungen getroffen hat; es könnte aber auch, ebensogut ein grober Vertrauensbruch eines untergeordneten Beamten, der — vielleicht auf Drängen eines der 4 Brüder — sich vergaß und es unternahm, das Original in diesem vom Entwurf abweichenden und den Wünschen [: Hildebrandt nennt es: Eitelkeit :] der Beteiligten mehr zusagenden Sinne zu ändern. Die Diplome jener Zeit waren ja sehr wohlfeil und wer außer der Tare noch ein halbwegs gutes Trinkgeld gab, konnte auf größtes Entgegenkommen rechnen. Weit näher liegt freilich die Vermutung, daß der Bürgermeister von Otterberg, wie es die Artigkeit gegenüber dem Adel damals erforderte, die ihm vorgelegte Diplomsabschrift überhaupt nicht prüfte, sondern sie blindlings und bona fide beglaubigte, wie er sie fand. —

Die „Mannheimer Geschichtsblätter“ haben sich schon des öfteren mit den Herren von Traitteur befaßt; denn diese Familie stand einstens eine Zeit lang in enger Beziehung zu dieser Stadt. Besonders hat Rechtsanwalt Dr. Florian Waldeck in Nr. 5 und 6 des 12. Jahrgangs (1921) dieser Zeitschrift sehr ausführlich über dieses Geschlecht berichtet. Dabei hat aber auch er schon seinen großen

Zweifeln über ihre traditionelle Herkunft und über die Qualität des ihnen 1790 verliehenen Adelsdiploms in sehr deutlicher Weise und mit teilweise stark ironisierenden Worten lebhaften Ausdruck verliehen. So mag es auch kommen, daß diese völlig ungeklärte Sach- und Rechtslage in den Reihen der lebenden Familienmitglieder sich sehr verschiedenartig äußert: während einige von ihnen die Theorie des vererbten Uradels noch immer hartnäckig und verbissen bis zur letzten Konsequenz verteidigen, gibt es unter ihnen auch abgeklärtere Köpfe, die ihres Adels noch nie so recht vom Herzen froh werden konnten. —

Zum Schlusse wäre nur noch die Frage kurz zu streifen, von welchem der beiden Adelsdiplome künftighin einem Interessenten, falls er darum nachsucht, eine beglaubigte Abschrift gegen Erlag der Kosten angefertigt wird. Die Antwort hierauf ist klar: es wird selbstverständlich keinem Amte einfallen, die vom Bürgermeister eines unbedeutenden Städtchens beglaubigte Abschrift als Vorlage zu wählen, solange noch der mit der Unterschrift des Kurfürsten versehene Original-Entwurf vorhanden ist.

Vor nicht langer Zeit war in der Tagespresse zu lesen, daß die Reichsregierung eine Nachprüfung gewisser Doktor-Diplome beabsichtige. Wäre es nicht zweckmäßig und angezeigt, auch gewisse Adelsdiplome in ähnlicher Weise unter die Lupe zu nehmen?

Veranstaltungen des Altertumsvereins

Sonntag, den 17. Juni 1934, unternahm der Altertumsverein bei herrlichem Wetter eine Rheinfahrt nach Mainz. Unter der ungemein liebenswürdigen Führung des Herrn Prof. Dr. Ernst Neeb, Direktor der Städt. Gemäldegalerie und des Altertums-Museums, Mainz, wurde Stadt und Dom besichtigt. Der Vormittag galt dem Besuch einiger Bürger- und Adelshäuser aus vergangenen Tagen. In den Fassaden bewunderte man viele prächtige Motivstatuen. Anschließend wurde der Dom mit seiner reichen Innenausstattung besichtigt. In gedrängter Kürze wurden die Teilnehmer mit der schicksalsvollen Geschichte dieses großartigen Bauwerks mittelhessischer Kunst vertraut gemacht.

Nach dem gemeinsamen Mittagsmahl wurde der Stadtrundgang fortgesetzt, einige bemerkenswerte Gotteshäuser, die Augustiner-Kirche, die Stephans-Kirche u. a. betrachtet, um schließlich auf der Zitadelle mit ihrem trutzigen Eingangstor einen Eindruck der römischen Stadt Mainz, ihrem Kastell und Legionslager zu gewinnen.

Der stellvertretende Vorsitz, Fabrikant Heinrich Winterwerb, dankte Herrn Prof. Dr. Neeb für seine außerordentlich kenntnisreiche Führung. Der herrliche Ausflug, der mit einer abendlichen Stromfahrt sein Ende fand, wird allen Teilnehmern in schönster Erinnerung bleiben.

Zeitschriften- und Bücherschau

Verein für Naturkunde! Festschrift zur Hundertjahrfeier.

Mit der Vorlage der „Festschrift“ hat der Verein für Naturkunde die alten stets freundlichen Beziehungen zum Altertumsverein wieder in dankenswerter Weise aufgenommen und bekräftigt. Unser älterer Bruderverein für die Pflege der heimatlichen und volkskundlichen Belange unseres Gebietes gibt in einer Reihe von sieben gewichtigen Aufsätzen und von angehängten Vereinsnachrichten eingehende Berichte über die verschiedenen Gebiete seiner Arbeit.

Prof. Dr. Strigel umreißt in lichtvollen Zügen die Geschichte des Hundertjährigen und weist damit zugleich auf

die „zukünftigen Richtlinien“ hin, nach denen der VfN. sich künftig bewegen wird, indem er die Zukunft als „Dienst an Volk und Menschheit“ auffaßt.

Im 2. und 3. Aufsatz, von Prof. Th. Kinzig, wird dem verstorbenen Leiter des VfN., dem Prof. Föhner, sowohl ein ehrenvoller Nachruf gewidmet, wie auch das Sammlungsweisen des Vereins einer Betrachtung unterstellt, das, mit Collini beginnend, aus den kurfürstlichen Sammlungen von „Raritäten“ sich zum „Großh. Naturhist. Museum“ entwickelt und schließlich unter Föhner den Charakter einer biologischen „Sammlung“ erhalten und zuletzt auf „Vorgeschichte und Völkerkunde“ ausgeweitet worden war. Damit

ist die enge Zusammengehörigkeit von Mensch und Natur d. h. die Entwicklung des Menschen in den Mittelpunkt der Sammlungen gehoben und der Ausbau des Naturhistorischen Museums neuem Ziel entgegengebracht.

Mit dem fein zifelierten Aufsatz über „Geologische Untergrund und Landschaftsgestaltung von Mannheim und Umgebung“ von Prof. Dr. Strigel werden wir unmittelbar in den Aufbau und die Geländegestaltung unserer Stadtumgebung hineingeführt. Werden und Sein unserer Gegend wird uns klar vorgeführt: Neckarlauf in seinen Wandlungen und Rheinstrom mit seinen Menderungen erfahren auch auf Grund der prähistorischen Funde ihre Deutung und Auswertung. Dadurch wird uns eine klare Geschichte unserer näheren und ferneren geologischen Umgebung aufgezeigt.

Mit eingehenden Aufsätzen über „das Naturschutzgebiet des Altrheins bei Lampertheim“ von Dr. Ed. Feldhofen, und der Arbeit „Zur Geschichte der Sümpfe und Wälder zwischen Mannheim und Karlsruhe“ wird das naturkundliche Wissen um unser Gebiet abgerundet; Bereiksnachrichten von 1833–1934 schließen den geistig und naturwissenschaftlich ungemein reichen Stoff dieser „Festschrift“. B.

Hermann Wirth „Die Flurnamen von Freiburg im Breisgau“ (= Band VI der Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Freiburg i. B.). Kommissionsverlag der Fr. Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung. Freiburg 1932; 289 Seiten, 8^o.

Nachdem bereits 1921 W. Hellemann in einer Freiburger Doktorarbeit die Freiburger Flurnamen behandelt hatte, ergab sich in der Folge das Bedürfnis, diese Sammlung durch Heranziehen weiterer Quellen zu ergänzen und zu vervollkommen, sie auch durch Einbeziehen der Borteile zu erweitern. Dieser mühsamen Arbeit unterzog sich Prof. Dr. H. Wirth (Freiburg). Ueber 2000 Namen sind in seinem Buch nach der ABC-Folge aneinandergereiht, mit Jahreszahl der Buchung und Bezeichnung der Quellen (zumeist Archivalien aus dem Städt. Archiv und Heiliggeistspital) versehen, nach Bodenbeschaffenheit, Lage, Zugehörigkeit der Fluren, Veränderung der Besitzverhältnisse u. dgl. gekennzeichnet. Ortsgeschichtliche Merkwürdigkeiten, die nötigen Hinweise auf andere Namen und sprachliche Deutungen der einzelnen Flurnamen sind beigegeben. Ist so die Sammlung ein wertvolles Hilfsbuch für die Stadt, insofern sie zur Verdeutlichung des Flurbildes und zur Aufhellung der Geschichte des Flurstückes dient, enthält sie andererseits wichtige Anhaltspunkte für die Erforschung der Vorgeschichte, mehr aber noch für die Erschließung der Ortsgeschichte, sowohl in kultureller wie wirtschaftlicher Hinsicht. Man beachte nur z. B. Namen Omenberg (zu „Abnoba“, Schwarzwald), Elz, Dreisam, Neumagen (alle keltische Flußnamen), dann die mit Mauer und Stein zusammengesetzten Namen in Gegenden, wo römische Besatzung bereits nachgewiesen ist, ferner Bezeichnungen wie Brentenberg, Gereute, Gschwende, Erzkästen, Eifengrund, Hanfrezbach (zu altd. roezen, Hanf wässern), Frohnhof, Kosselauf (Platz, wo Kossläufe stattfanden), Scheibenbühl (vom Volksgebrauch des Scheibenschlagens), Pflumern und Schneulin (2 Altfreiburger Adelsgeschlechter), Gutleutacker (den Siedchen gehörig), Jesuitenacker, Deutschherrengarten,

Hochgericht, Hufarenggrab, Ochsenstein und Elefantenacker (2 Junftäcker), Schneckenacker (ursprüngl. Hausname) u. a. Sprachliche Bedeutung wohnt inne: z. B. Mattenberg neben Uttenberg, Nidinger neben Idinger, Brühl neben Brügel, Kopsdobl (elliptisch für Kopskopfsdobl), den weiblichen Flurnamen Brotbeckin, Elsäckerin, Kaiserin, Tenenbacherin usw., bei denen die weibliche Form auf Rechnung des Begriffs „Matte“, der hier vorliegt, zu setzen ist.

Es ist das besondere Verdienst des Verfassers, nachgewiesen zu haben, daß die Zahl der in Gewannbezeichnungen steckenden Familiennamen (vgl. Münzenstein, Geißerwinkel u. a.) viel größer ist, als man im allgemeinen geneigt ist anzunehmen. Die Flurnamenforschung wird sich daher künftig mehr als bisher mit der Familiengeschichte und den Geschlechtsnamen zu befassen haben, eine Forderung, die sich für die Ortsnamen und ihre Erklärung schon längst durchgesetzt hat.

Wirths äußerst wertvolle Sammlung erscheint zugleich als Heft 3 des Bandes I der „Badischen Flurnamen“, im Auftrag des Badischen Flurnamenausschusses herausgegeben von Eugen Fehle. D. Heilig.

Karlsberg. Aus der Geschichte eines Zweibrücker Fürstentums. Von Dr. Albert Becker. Mit 20 Abbildungen und Plänen. Preis R. M. —,50, 64 Seiten. Saarbrücker Druckerei u. Verlag A.-G.

Von dem seit 1777 nach dem Muster von Versailles nordöstlich von Homburg mit ungeheuerem Kostenaufwand durch den letzten Zweibrücker Herzog Karl II. August errichteten Schloßkomplex Karlsberg wird in diesem kleinen Schriftchen Kunde gegeben. Dieser in der französischen Revolution zerstörte Wunderbau, der aus der Laune eines übersteigerten Fürstengefühls von J. Chr. Mannlich oder von Chr. Lud. Haultt erstellt worden war, umschloß im Sinne der damaligen Zeit alles, was einem überkultivierten absolutistischen Fürsten angenehm und dienlich war, — und was in Mannlichs Memoiren aufgezählt ist. Die Inventare bezeichnen den genauen Bestand des Schloßinhaltes und seiner Gebäude. Sie geben Aufschluß über die damals hochgesteigerten Leistungen des Bau- und Kunsthandwerks. B.

Inhalt

Mitteilungen aus dem Altertumsverein — Die Mannheimer Mundart von Dr. phil. Kurt Bräutigam — Die Mannheimer Familie Sillib von Leopold Göller — Mannheims „naturwissenschaftliche Ecke“ vor 150 Jahren von Prof. Adolf Rißner in Karlsruhe — Urteile eines Belgiers über Mannheim 1839 von Geh. Hofrat Professor D. Dr. Carl Neumann in Heidelberg — Vom Adelsdiplom der Ritter von Traiteur von Fritz Tretter, Inspekt. am Hauptstaatsarchiv in München — Veranstaltungen des Altertumsvereins Zeitschriften- und Bücherchau

Mannheimer Altertumsverein Fernruf 29717; Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 24607; Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft.

Abdruck der kleinen Beiträge mit genauer Quellenangabe gestattet; Abdruck der größeren Aufsätze nur nach Verständigung mit der Schriftleitung der Mannheimer Geschichtsblätter. — Schriftleitungs-Kommission: Prof. Dr. Joseph August Beringer, Prof. Dr. Hermann Gropengießer, Dr. Gustaf Jacob. — Für den sachl. Inhalt der Beiträge sind die Mitteilenden verantwortlich. — Verlag des Mannheimer Altertumsvereins G. B. — Druck: Schmalz & Lajfinger, Mannheim.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatschrift für die Geschichte,
Alttertums- u. Volkskunde Mannheims u. der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Alttertumsverein

Jahrgang XXXV

Oktober/Dezember 1934

Heft 10-12

Mitteilungen aus dem Alttertumsverein

In der Vorstandssitzung vom 7. Juli 1934 wurden verschiedene Fragen, den Besuch der Mitglieder des Alttertumsvereins in den Sammlungen des Schloßmuseums betreffend, besprochen. Ebenso wurde der von der Stadt an den Alttertumsverein zu zahlende Zuschußbetrag beraten und seine ungefähre Höhe festgelegt. Außerdem wurde über die Kennzeichnung der dem Alttertumsverein gehörigen Stücke des Schloßmuseums gesprochen. Entsprechende Anträge wurden für den Herrn Oberbürgermeister zusammengefaßt und vorgelegt. Eine Anforderung des Armeemuseums in Karlsruhe, den im Bestand des Alttertumsvereins befindlichen Waffenrock Kaiser Wilhelms I., der aus dem Offiziers-Kasino des Leibgrenadierregiments Nr. 110 stammte, nach Karlsruhe zu liefern, wurde nur unter Vorbehalt entprochen.

Eine spätere Anforderung in demselben Betreff, die Herr Kultusminister Dr. Wacker über den Herrn Oberbürgermeister an den Alttertumsverein leitete, wurde auf Wunsch des Offiziersvereins des 110er-Regiments im Sinne der Antragsteller erledigt.

*

In der Vorstandssitzung vom 19. Oktober 1934 wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt:

1. Professor Adolf Ristner-Karlsruhe, der sich durch reichliche Mitarbeit an den Mannheimer Geschichtsblättern und namentlich durch die gründliche Arbeit über „Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Karl Theodors“ sehr verdient gemacht hat und

2. Professor Dr. Franz Schnabel an der Technischen Hochschule, Friderician, Karlsruhe, der sich sowohl durch Mitarbeit an den Mannheimer Geschichtsblättern, wie durch seine Festreden zum

70= und 75 jährigen Jubiläum schätzbare Verdienste um die geschichtlichen Belange in Kurpfalz erworben hat.

Der Vorstand stellt im Hinblick auf einen gegen ihn im „Hakenkreuzbanner“ erschienenen Artikel fest:

Auf Anfragen bemerken wir, daß die im „Hakenkreuzbanner“ wiedergegebene Schrift gegen die Juden von dem verstorbenen Herrn Dr. E. Speyer aus dem Bayerischen Staatsarchiv München ausgegraben wurde. Er schrieb hierüber einen Artikel im Maiheft 1925, Spalte 118, worin er erwähnte, daß er die Abschrift des Originals dem Alttertumsverein zur Verfügung stellte. Diese Abschrift steht jedem Mitglied, wie auch f. Z. dem Hakenkreuzbanner, auf Ansuchen zur Verfügung.

Die bisherige Haltung und Erscheinungsweise der Mannheimer Geschichtsblätter wurde einer Besprechung unterzogen und ergab völliges Einverständnis im Gesamtvorstand. Namentlich haben der Vortrag des Prof. Dr. Schnabel (Heft 4-6) und zwei Aufsätze im Heft 7-9 (die Mannheimer Mundart und Urteile eines Belgiers über Mannheim) auch von auswärts große Anerkennung erworben.

Für nächstes Jahr sind uns eine Reihe großer und heimatgeschichtlich wichtiger Beiträge zur Verfügung gestellt worden, über deren Verwendung noch befunden wird.

Für vier Mitgliederabende im Laufe des Winters (im Ballhaus) ist folgendes vorgesehen: Montag, den 19. November, Tierfilm von der Reis-Insel, vorgeführt von dem Neckarauer Amateurfilmer Joseph Stark. An noch bekannt

zu gebenden Terminen werden sprechen: Prof. Dr. H. Gropengießer über die neuesten Ausgrabungen an der Reichsautobahn; Christoph Schöll über die Ausgrabungen am Walsberg bei Dossenheim; Ernst Brauch über seine Geschichte von Hockenheim.

Um unseren Mitgliedern Gelegenheit zur Besichtigung der Heidelberger Sternwarte zu geben, wurde mit dieser vereinbart, daß innerhalb einiger Wochen, jeweils an einem bestimmten Nachmittag, für eine beschränkte Anzahl Mitglieder eine Führung stattfindet. Näheres wird noch bekannt gegeben.

An Geschenken erhielten wir:

Von Fräulein Elisabeth Zechbauer: Kaufm. Lehrbrief ihres Großvaters in Erfurt aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Von Frau Annemarie Engelhorn, geb. Clemm, ein in den 1870er Jahren verfertigtes Puppentheater aus dem Besitz ihrer Großeltern Bassermann. Herr Tierarzt Dr. Alphons Hauger schenkte einen im Rheinkies gefundenen Mammutzahn. Das tadellos erhaltene Exemplar eines jungen Tieres wurde von uns an das hiesige Museum für Naturkunde zur Ausstellung weitergegeben.

Zu einer Bibel-Ausstellung, die in verschiedenen evangelischen Kirchen, zunächst in der Christuskirche, stattfinden wird, hat der Altertumsverein aus seinem Besitz zwei Nürnberger Bibeln von 1686 und 1733 zur Verfügung gestellt.

An einer Schiller-Ausstellung der Pfälzischen Landesbibliothek in Speyer beteiligte sich der Altertumsverein durch Ueberlassung von Leihgaben.

Als Mitglieder wurden neu aufgenommen:

Boveri, William R., Dipl.-Ing., Mollstraße 49.
Diehl, Rudolf, Lehrer, Mollstraße 30.
Gulden, Peter, Kaufmann, Schloß, rechter Flügel.
Hallbach, Ludwig, wissenschaftl. Zeichner, Ludwigshafen.
Harre, Dr. Franz, Zahnarzt, Augusta-Anlage 21.
Pugner, Erna, Lattersallstraße 22.
Schedler, Augusta, Herford
Teuffel, Alfred, Dipl.-Ing., Ludwigshafen.
Weikum, Irma, Hauptlehrerin, Friedrich-Karl-Str. 14.
Zimmermann, H. J., Dipl.-Ing., Fabrikant, Waldparkdamm 5.

Durch Tod verloren wir:

Goebels, Christian, Kaufmann.
Hachfeld, Willibald, Major a. D.
v. Heyden, Theodora.
Neumann, Prof. Dr. E., Geheimrat.

Professor Dr. E. Neumann †

Aus der Reihe der korrespondierenden Mitglieder unseres Vereins ist am 9. 10. 1934 nach langem schwerem Leiden Geheimrat Professor Dr. phil., Dr. theol. h. c. Carl Neumann, o. ö. Professor der Kunstgeschichte zu Heidelberg, durch Tod ausgeschieden. Die deutsche Kunst- und Geschichtswissenschaft verliert in dem großen Gelehrten und der Mannheimer Altertumsverein in dem wiederholt in unserm Schriftwesen erscheinenden Mitglied eine der charakteristischsten Erscheinungen des deutschen Kunstschrifttums. Geheimrat Dr. Neumann ist am 1. Juli 1860 zu Mannheim geboren. Nach dem Besuch des hiesigen Gymnasiums studierte er Geschichte und Kunstgeschichte an den Universitäten Heidelberg, Berlin und zu Basel, woselbst er Schüler des bekannten und berühmten Jakob Burckhardt war, dessen gewaltige Lebensarbeit er in einer feinsinnigen Biographie (1927) zusammenfaßte. Nach größeren Reisen nach dem Süden, Westen und Osten von Europa habilitierte sich Neumann seit 1894 an der Universität Heidelberg, wurde a. o. Professor in Göttingen und Kiel, woselbst er die Gemäldesammlung neu ordnete und kehrte nach dem Abgang Rhodes als Ordinarius nach Heidelberg zurück. Unter seinem schriftlichen Werk (Hist. Schriften, kunstgeschichtliche Studien über die Markuskirche, Kampf um die neue Kunst usw.) ragten besonders das Musterwerk über Rembrandt (2 Bd.) in 4. Auflage und seine Veröffentlichungen über Jakob Burckhardt nebst dessen Briefwechsel mit Genmüller, sowie die Herausgabe des von Allgeyer begonnenen A. Feuerbach hervor. Zahlreiche Aufsätze über Kunst und Kultur und örtliche Kunstfragen entstanden ebenfalls; auch die Mitarbeit an den Schriften des Heidelberger Schloßvereins, der Preuß. Jahrbücher, an unseren Geschichtsblättern usw. sei nicht vergessen. Wir gedenken seiner als berühmt gewordenem Kind unserer Stadt, als eines hochverdienten Kunst- und Kulturhistorikers und bewahren ihm und seiner Leistung ein dankbares Andenken. J. A. B.

Der Ursprung der Familie v. Traitteur

Von Amtsgerichtsrat Freiherr von Glaubig, Rittersbach b. Bühl (Baden)

Im Anschluß an den Aufsatz „Vom Adelsdiplom der Ritter von Traitteur“ (Mannheimer Geschichtsblätter 1934, Heft 7—9, Sp. 147—154) bringen wir nachfolgenden Aufsatz über die Familie von Traitteur zur weiteren Aufklärung.

Herr Karl v. Traitteur in Kleinheubach hat im Heft 2/3 1931 der „Mannheimer Geschichtsblätter“ unter obigem Titel in dankenswerter Weise familiengeschichtliche Forschungsergebnisse veröffentlicht und dabei zu weiteren Studien wertvolle Anregungen gegeben. Die Ausführungen des Herrn Verfassers, welche ebensoviel von gediegenen historischen Kenntnissen, wie von strenger Objektivität zeugen, haben teilweise als Quelle das Familienarchiv der gräflichen Linie des Hauses Traitteur erwähnt. Diese interessante Urkundensammlung ist durch das Testament des 1871 in Bruchsal verstorbenen Grafen Ferdinand v. Traitteur-Braunenberg der Einsichtnahme durch andere Personen als seine Erben verschlossen worden. Diese Bestimmung ist wohl darauf zurückzuführen, daß der Graf, welcher in der Zeit der Neuorganisation der katholischen Hierarchie in Süddeutschland im Geheimdienst der päpstlichen Diplomatie stand und dabei mit verschiedenen Missionen zwischen dem Bischof von Rottenburg und dem Vatikan betraut war, welche den Staatsregierungen verborgen bleiben sollten, sich im Besitze historischer Materialien aus jener Zeit befand. In der Kulturkampfperiode mag er eine Beschlagnahme des Archives, welches er seinen Erben erhalten wollte, befürchtet haben. Heute kann, ohne die Pietätspflicht gegen den Erblasser zu verletzen, aus dem gräflich Traitteurischen Hausarchiv der Aufsatz des Herrn Karl v. Traitteur immerhin in einigen Punkten ergänzt werden.

Die Traitteur schauen auf eine Jahrhunderte alte Geschichte zurück, in deren Verlauf sich nicht nur ihr Name, sondern auch Besitz und soziale Stellung mehrfach gewandelt haben. Ein Wechsel von höchster Blüte und jähem Sturz ist dabei unverkennbar. Der Name hat sicherlich ursprünglich „Dreibach“ gelautet, das Wappen, ein „redendes“ Wappen, zeigt heute noch drei Fische. Die Sage läßt einen Otto v. Dreibach 1179 im Dienste des Herzogs Berthold IV. von Zähringen aus Schwaben nach der Schweiz auswandern und im Kanton Waadt ein Schloß „Troistorrens“, was nichts anderes als Dreibach (torrent = Bach, Waldstrom) bedeutet, erbauen. Historisch nachweisbar ist dies nicht, tatsächlich aber blühte die Familie Troistorrens, welche ihren Namen später Trantorrens schrieb, lange Jahre im Kanton Waadt und hat manchen tüchtigen Soldaten und Diplomaten in den Diensten der Herzöge von Savoyen hervorgebracht. Die De-

vise lautete auf die markigen Worte: „Constat in adversis constantia“. Die Stadt Bern hat den Adel des Geschlechtes am 1. September 1609 anerkannt.

Der Dreißigjährige Krieg verschlug einen Zweig der Familie v. Trantorrens nach Deutschland. Dieser Zweig hat in der Folge die Fühlung mit dem Schweizer Hauptstamm des Geschlechtes nahezu völlig verloren. Es mag ein gut Teil Abenteuerlust, aber auch der Ruhm der Schwedischen Waffen gewesen sein, welche drei Träger des Namens unter die Fahnen Gustav Adolfs führten, es waren dies die Brüder Franz und Albert und deren Neffe Isaac v. Trantorrens, alle drei kalvinistischen Glaubens. Von diesem fiel Albert als königlich schwedischer Generalmajor und Oberstinhaber eines Regiments zu Pferd 1633 durch einen Stückschuß bei Rempfen, er wurde in Augsburg bestattet. Franz trat 1631 aus dem dänischen in den schwedischen Dienst als Generalleutnant und grand-maitre der Artillerie, er kämpfte bei Lützen und leitete 1632 bis 1633 die Befestigung von Augsburg. Seiner wird u. a. bei Heilmann, Kriegsgeschichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben, Erwähnung getan. — Isaac v. Trantorrens, der sich bisweilen wieder Dreibach genannt haben soll, bietet uns ein Lebensbild des typischen Haudegens jener vielbewegten Kriegszeit. 1632 erscheint er als königlich schwedischer Oberstleutnant, 1634 als Oberst eines deutschen Regiments und Adjutant des Herzogs Bernhard von Weimar. Mit der Weimar'schen Armee ging er in französische Dienste über. Er genoß den Ruf eines bedeutenden Ingenieurs, ein Talent, das sich in der Familie noch häufig vererben sollte. Nach dem Fall von Alt-Breisach betraute ihn der König von Frankreich mit der Wiederherstellung der Festungswerke dieses berühmten Platzes. Auch der Feind wurde auf den bedeutenden Festungsbaumeister aufmerksam, und der König von Spanien veranlaßte ihn, in spanische Dienste zu treten. Er befestigte Diedenhofen und Luxemburg, scheint auch in spanischen Diensten verblieben zu sein. 1643 kämpft er bei Rocroy, 1645 endigt sein an kriegertischen Abenteuern reiches Leben bei der Eroberung der spanischen Festung Borborch in Flandern durch die Franzosen. Wenn Jakob Leu in seinem allgemeinen „helvetischen, Endgenössischen Lexikon“ meint, Isaac v. Trantorrens sei vor seinem Tode wieder in französische Dienste getreten, so ist dies wohl eine Verwechslung mit dem obengenannten Franz v. Trantorrens, welcher kurz vor seinem Tode noch das Kommando der französischen Artillerie übernahm, infolge von Krankheit diesen Posten aber nicht mehr antreten konnte.

Jedenfalls war Isaac v. Trauttorrens derjenige, welcher den belgischen Zweig gründete und sein bedeutendes Vermögen in den Spanischen Niederlanden und dem Bistum Lüttich anlegte. Dabei braucht man nicht allein an Kriegsbeute aus dem Dreißigjährigen Kriege zu denken und mit einem Seitenblick auf den späteren gänzlichen Vermögensverlust der Nachkommen ein „wie gewonnen, so zerronnen“ zitieren. Isaac war von Hause aus kein armer Mann, seine Mutter Barbara Aesperling v. Karon war eine reiche Erbin gewesen. Um jene Zeit ist auch die Aenderung des Namens in Traiteur oder Traitteur geschehen. Letztere Schreibweise ist erstmals urkundlich nachweisbar bei einem 1666 zu Heidelberg verstorbenen Neffen des Isaac, Ludwig Traitteur, welcher als Magister der französischen Sprache an der Heidelberger Hochschule wirkte (vgl. Bad. Generallandesarchiv HS. 393, Bl. 129).

Die Nachkommen Isaaks waren katholischen Glaubens, vielleicht ist dieser selbst beim Eintritt in Spanische Dienste katholisch geworden. Ein Sohn Franz trat in den Jesuitenorden ein, Johann war erst katholisch und wurde auf Betreiben seiner zweiten Frau wieder protestantisch. Die Geschichte von der Flucht des erstehelichen Sohnes Johannis, namens Johann Michael, um dem Konfessionswechsel zu entgehen, klingt, wie Dr. Florian Waldeck im II. Teil von „Alte Mannheimer Familien“ zutreffend hervorhebt, etwas abenteuerlich, sie ist zwar urkundlich belegt, jedenfalls aber unvollständig. Nach Emil Viderichs (Bad Mondorf, Großherzogtum Luxemburg) Broschüre über die Freiherren Besque v. Püttlingen kamen die Traiteur von Lüttich „weil dort ein Bischof deutschen Ursprungs war“. Nach einer unbeglaubigten Notiz im gräflichen Archiv könnte der nachmalige Fürstbischof von Lüttich Graf von Grimberge gemeint sein, doch war dieser wohl nicht deutscher Herkunft, vielleicht war auch einer der auf dem Lütticher Bischofsstuhl sitzenden Herzöge von Bayern gemeint. Daß der Gegensatz zwischen Deutschen und Romanen bei der Flucht Michaels eine Rolle gespielt haben mag, läßt sich hiernach nur vermuten. Jedenfalls steht soviel fest, daß das große Vermögen in den Niederlanden restlos verloren ging. Immerhin scheint es Johann Michael in Püttlingen zunächst nicht schlecht gegangen zu sein, er soll nach einer unbeglaubigten Notiz eine Zeitlang noch eine nicht unerhebliche Pension¹⁾ bezogen haben. Weshalb diese Pension wegfiel, ist nicht aufgeklärt, sicher aber ist, daß Johann Michael als armer Mann in die Pfalz kam, wo er am gleichen Tag, wie seine aus Püttlingen

(bei Mez) kommende Frau, im November 1704 zu Maikammer starb.

Ueber die folgende, trübe Periode in der Familiengeschichte glaubten die früheren Genealogen stillschweigend hinweggehen zu sollen. Dies war sicherlich ein Fehler und wird der Persönlichkeit nicht gerecht, die den Grund zum raschen Wiederaufstieg der Familie gelegt hat. Christof v. Traiteur, ein Sohn Johann Michaels, hat seiner Devise „Constat in adversis Constantia“ die Treue gehalten, als kleiner Landwirt, in dürftigen Verhältnissen hat er sich und seine Familie durchgebracht. Er muß ein fleißiger Mann gewesen sein, der überall selbst zupackte. Sein Beiname soll der „Mezler“ gelautet haben, wohl deshalb, weil er selbst zu Schlachten pflegte, auch den Nachbarn dabei behilflich war. Die historische Wahrheit dieser Anekdote kann nicht verbürgt werden, auf alle Fälle wäre sie aber nicht schlecht erfunden. Als Frau des „Mezlers“ wird eine Verwandte des damaligen Pfarrers von Maikammer aus dem Pfälzer Geschlecht der Braun bezeichnet, welches eine Reihe von tüchtigen Geistlichen, Offizieren, Juristen und Ärzten hervorgebracht hat. — Die Familie blüht heute noch und hat zum Chef den Generalleutnant Hans Ritter und Edlen v. Braun in Berlin, welcher früher Flügeladjutant des Großherzogs von Baden war. — Christof und seine Frau waren zweifellos sehr tüchtige Leute, welche es verdienen, daß ihnen hier dankbare Erwähnung geschieht. Christofs Persönlichkeit bietet aber auch den Schlüssel für die beiden Theorien über die Herkunft der Familie v. Traiteur, welche Dr. Florian Waldeck in seiner genealogischen Skizze über die Familie v. Traiteur erwähnt. Die Nachkommen brauchen sich keineswegs zu schämen, daß ihr Ahnherr als kleiner Landwirt sein Brot verdiente, er hat dabei durch alte Rittertugenden, Energie, Fleiß und Anspruchslosigkeit seiner Herkunft alle Ehre gemacht und die Grundlage zum raschen Wiederaufstieg gelegt. Mit Recht darf der wackere „Mezler“ der zweite Ahnherr des Hauses Traitteur genannt werden.

Die spätere Geschichte ist bekannt. Johann Adam, der Sohn Christofs, war Jurist. Daß er durch die Beziehungen der Braun'schen Familie in österreichische Militärdienste kam, kann nur vermutet werden. Er wurde Major und Auditor im kaiserlichen Dragonerregiment Graf Althan (später Erzherzog Josef Dragoner), das sich bei Mollwitz auszeichnete. Ihm wurde von österreichischer Seite das Adelsprädikat, welches Christof nicht geführt hatte, anstandslos gegeben, wie einzelne Aktenstücke im gräflichen Archiv ausweisen. Durch seine Heirat mit einer Tochter des spanischen „Finanzministers“ Kammerdirektor Johann Jacob v. Duras erlangte er ein beträchtliches Vermögen. Die Persönlichkeit Johann Adams wird bei Nopp, Geschichte der Stadt und Reichsfestung Philippsburg, anschaulich geschil-

¹⁾ Die Pension soll von einem pfälzischen Wittelsbacher bewilligt und mit dem St.-Hubertus-Orden im Zusammenhang gestanden sein. Näheres hierüber war nicht zu ermitteln.

dert. Die Geschichte der Nachkommen Johann Adams sind von Dr. Florian Waldeck meisterhaft dargestellt worden.

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß es zahlreiche Familien Traiteur und Tretter in Bayern gibt. Ob dieselben alle oder zum Teil gleiche Her-

kunft mit den Transtorrens sind, läßt sich bis jetzt nicht urkundlich erweisen; für die gemeinsame Herkunft spricht der auffallende Umstand, daß sich in einer Familie Tretter die Tradition von der Abkunft aus der französischen Schweiz und von einem früher verliehenen oder angebotenen Grafentitel erhalten hat.

Die Gewissensehe des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz mit Elisabeth Holländer von Berau aus Schaffhausen, 1679

Von Gabriel Hartmann-Heidelberg

1677 am 18. März war die Raugräfin Luise von Degenfeld, die Lebensgefährtin des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, nach einem sehr glücklichen und harmonischen Zusammenleben gestorben. Um den alternden Regenten lag eine tödliche Stille, Einsamkeit und Kälte. Tiefe Sorgen wegen des voraussichtlichen Aussterbens seines Hauses drückten ihn. Er dachte an eine neue ebenbürtige Ehe — seine von ihm getrennt lebende Gemahlin Charlotte von Hessen-Cassel weigerte sich aber, in die Scheidung einzuwilligen. Frauenlos wollte der Kurfürst nicht bleiben. Wenn man der *chronique scandaleuse* jener Tage glauben will, soll er sich bei diesbezüglichen Anfragen bei den Töchtern des Landadels regelrechte Körbe geholt haben. — Da kreuzte eine junge Schaffhäuferin, Elisabeth Holländer, seine Wege, und es dauerte nicht sehr lange, und er fand, was er suchte.

Nach Liselottens Angaben aus dem Jahre 1695, als sie zum ersten Male am Versailler Hofe von diesem Verhältnis ihres Vaters erfahren hatte, war Jungfer Holländerin schon bei der Raugräfin von Degenfeld in Diensten gestanden.

Aus einem Briefe der Kurfürstin Sophie von Hannover vom 17. 6. 1677 an ihren Bruder Karl Ludwig läßt sich aber sehr stark vermuten, daß um diese Zeit schon letzterer Beziehungen zu dieser Schweizerin hatte.

In Heidelberg läßt sich die Anwesenheit Elisabeth Holländers durch einen Eintrag vom 9. März 1679 im Taufbuche der Heilig-Geist-Kirche nachweisen, wo sie als Gevatterin neben ihrem berühmten Landsmann, Junker Johann Jakob Stockar¹⁾, bei einem aus Zofingen stammenden Messerschmiede namens Hans Jakob Raw auftritt. Die Anwesenheit Elisabeth Holländers in Heidelberg 1679 ist an und für sich nichts merkwürdiges. Um jene Zeit war es so etwas wie Modesache in der reformierten Schweiz, zumal in Schaffhausen, geworden, einmal eine Reise nach Kurpfalz gemacht zu haben, und gerade aus dem genannten Jahre 1679 enthalten die

Heidelberger Kirchenurkunden eine große Anzahl Einträge, welche sich mit Männern und Frauen aus diesem Kanton befassen.

Es stehen aber nicht ungewichtige Gründe Liselottens Annahme, daß Elisabeth Holländer in den Diensten von Karl Ludwigs Lebensgefährtin Luise von Degenfeld gestanden habe, entgegen. Die Herzogin von Orléans erfuhr von diesem Handel ihres Vaters erst sehr spät aus ihr zugetragenen Aussagen.

Hätte Elisabeth Holländer irgend eine Stelle bei Hofe gehabt, so wäre dies nach der Gepflogenheit jener Zeit sicher beim Eintragen ihres Namens ins Taufbuch vom betreffenden Pfarrer bemerkt worden. Auch unter den hinterlassenen Papieren der Raugräfin findet sich nach gef. Mitteilung des hochgräflichen Hauses von Degenfeld-Schonburg keinerlei Andeutung vom Namen Elisabeth Holländers.

Nach Reiger lernte der Kurfürst sie 1679 beim Besuche einer seiner Töchter, welche beim Ephoren des Sapienz Colleges in Heidelberg in Kost war, kennen und berief sie zu den raugräflichen Töchtern, unter dem Versprechen hoher Ehren und Geschenke.

Nun, die hohen Ehren und Geschenke, von welchen Reiger spricht, blieben nicht aus. Am 11. Dezember 1679 ehelichte Karl Ludwig in der Friedrichsburg dieses Schaffhäufer Mädchen zur linken Hand. Wir werden hierüber durch eine amtliche Abschrift des Ehekontraktes vom Samstag, den 19. Juni 1680, welche sich im Staatsarchive zu Schaffhausen befindet, unterrichtet. Diese Urkunde ist auf Pergament (Groß-Folio) vom Schaffhäufer Gerichtsschreiber Joh. Ischeler vom Originale abgeschrieben worden.

Zu Beginn wird in diesem „Heyraths-Contract“ etwas langatmig erklärt, daß die Meinung vieler geistlicher und weltlicher Rechtsgelehrten²⁾ dahin geht, daß während der Ehe eines Mannes es ihm gestattet sei, eine Mariage de Conscience einzugehen, oder ein Beiweib zu haben, und daß die hieraus hervorgehenden Kinder, vorausgesetzt, daß

die beiden Partner in dieser Gewissensehe ordentlich leben, weder Schande noch Schaden zu gewärtigen haben. Insbesondere sei dies „einer Persona illustris propter Rationem Conscientiae Status, pro Conservanda Valetudine und Vergnügung des Gemüths bei den schweren Regierungsgeschäften“ zuzubilligen, besonders wenn die Aerzte dazu raten und die Geistlichen und Juristen nicht dagegen sind. Als Eideshelfer wird auf die Säulen der evangelischen Kirche, Luther, Melancthon und Bucer verwiesen. Um gewisser guter Ursachen willen, heißt es weiter, soll man aber nicht wissen, daß Ihre kurfürstliche Durchlaucht sich Jungfrau Elisabeth Holländer von Berau erwählt habe, nachdem sie ihre Zustimmung gegeben habe. Er verspricht in Gegenwart am Ende genannter Zeugen mit der Hand gegebener Treue, die vielleicht zu erwartenden Kinder beständig und treu zu lieben, zu schützen, sie nach adeligem Stande zu halten und sie sein Leben lang nicht zu verlassen, für die Partnerin zu sorgen, was noch Gegenstand eines besonderen Schreibens war, „so Wol Während Ihrer Churf. Durchl. Lebens als nach dero Tode“, solange sie auch Ihrerseits ihrem Versprechen nachkomme. — Sie gelobt dagegen, Ihre Churf. Durchl. getreulich über alles zu lieben und sich dabei so aufzuführen, wie es einer züchtigen, frommen und gehorsamen Frau gebühret, auch nichts weiter zu fordern, als was ihr der Kurfürst versprochen, ferner ohne Widerwillen, ohne Coquetterie in Verträglichkeit und Gefälligkeit, in freundlichem Respekt, ohne Stolz mit dem Kurfürst zu leben.

Dies alles wurde ordnungsgemäß verlesen und es wurde beiderseits gelobt, alles so zu halten.

Bezüglich ihres leiblichen Wohles, Aufwartung, Bedienung und Wohnung erging nach der Urkunde Kurfürstl. Befehl an die Frau Hofmeisterin und die schöne Kontrahentin wurde noch auf die Frauenzimmerordnung verwiesen.

Alle Unterzeichneten verpflichteten sich zum strengsten Stillschweigen, bis der Kurfürst etwas anderes anordnen sollte.

Ueber die ganze Sache sollte noch ein Notariatsinstrument aufgenommen werden.

Auf der linken Seite oben genannter Urkunde sind die Unterschriften von Karl Ludwig, Joh. Fried. Paul von Ramming, Ludwig Casimir von Bernstein, Johann Ludovicus Fabritius; in der Mitte unten steht die Beglaubigung der Uebereinstimmung des Dokuments mit dem Original, gez. Schaffhausen, Samstag, 19. Juni 1680, Joh. Teßeler, Gerichtschreiber, mit dessen Siegel, und hierunter Johann Jakob Ch. Chur. Pfalz Cammersecret. Unter diesem Namen sind zwei Einschnitte, wo wohl früher das kurpfälzische Staatsiegel hing.

Auf der rechten Seite sind als Zeuginnen aufgeführt: die drei Raugräfinnen Caroline, Louise und Amelia Elisabeth (Töchter von Karl Ludwig

aus der Lebensgemeinschaft mit Luise von Degenfeld), ferner Helena Sophia von Sparr geb. von Helmstatt, Anna Margaretha von Inlnhardt geb. von Rammerfingen? und als letzte „Elisabeth Holländer von Berau“.

Wer war nun diese Elisabeth Holländerin?³⁾

Die Stadt Schaffhausen, zu welcher der Kurfürst in mancherlei freundschaftlichen Beziehungen stand, hatte in Tobias Holländer einen sehr tüchtigen — aber auch sehr ehrgeizigen Seckelmeister und Bürgermeister. Elisabeth, geboren 1659, war eine seiner Töchter. Der Kurfürst hatte sich anscheinend des öfteren schon früher Tobias Holländers Hilfe bedient. Vielleicht bei der Beschaffung von Soldaten oder bei Unterbringung der kurfürstlichen Kostbarkeiten in Schaffhausen während Kriegezeiten. Man könnte vielleicht auch denken, daß der Genannte sich bei der Geldbeschaffung nützlich gemacht hatte. Doch ist dies weniger wahrscheinlich, weil die Geldquellen Karl Ludwigs in der Hauptsache aus Zürich flossen. Wie dem auch sei, durch Vermittlung Karl Ludwigs bei Kaiser Leopold erhielt der Seckelmeister Tobias Holländer von Schaffhausen 1678 „für nützliche und gute Dienste, welche er „S. G. dem Churfürst und dero Churhaus gethan“, einen Adelsbrief, unter gleichzeitiger Erhebung zum Herrn von Berau“. (Nach einem im 12. Jahrhundert ausgestorbenen Adelsgeschlechte gleichen Namens, dessen letztes Glied Gottfried den Ort Berau bei Bönndorf i. Schw. dem Kloster St. Blasien vermacht hatte).

Daß es nur bei dieser quasi Civiltrauung geblieben ist, darf wohl kaum angenommen werden. Wer aber der gefällige Geistliche, also ein „Eleazar Hiskia Heyland Nr. 2“ war, der diese Ehe zur Linken einsegnete, darüber ist man bis jetzt nur auf Vermutungen angewiesen. Wenn man die späteren hysterischen Hassausbrüche der beiden Kurfürstinnen Wwen. Charlotte von Hessen-Cassel und der Ernestine von Dänemark gegen den unglücklichen Hofprediger Langhans in Betracht zieht, so erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß der Pfälzer „Struensee“ auch hier eine Rolle gespielt haben mag. — Die Geheimhaltung dieser Gewissensehe gelang vortrefflich. Nur die Schwester Karl Ludwigs, die Kurfürstin Sophia von Hannover, scheint einige Witterung davon gehabt zu haben. (Vergl. ihren Brief vom 11. August 1680 an ihren Bruder.) Selbst der Kurprinz Karl hat nichts davon gewußt, trotzdem seine Halbschwestern unter dem obigen Ehekontrakt, wie angegeben, als Zeuginnen auftraten!

Auch in Schaffhausen war sicher nur ganz wenigen bekannt, daß ihr Seckelmeister (Bürgermeister von 1683 bis zu seinem Tode 1711) Schwiegervater, wenn auch zur linken Hand, eines Reichsfürsten geworden war. Nun diese Ehre schien ihm, dem Republikaner mit dem deutschen Reichsadelspatent,

in den Kopf gestiegen zu sein, denn er nahm fürstliche Allüren an und wurde sehr verhaßt.

Mit diesem auch in damaliger Zeit ungewöhnlichen Akte hatte Karl Ludwig alles versucht, was in seiner Macht stand, um der Stellung seiner Gattin zur linken Hand anscheinend rechtliche Grundlage zu geben. Die Unterschrift der Hauptperson, wodurch das Dokument vielleicht auch rechtliche Kraft nach dem Tode von Karl Ludwig hätte haben können, fehlte aber, wie schon mitgeteilt, nämlich die des Erben, des Kurprinzen Karl.

Dieser spielte um diese Zeit (Ende 1679) irgendwo Soldat. Sein Vater kannte seine Einstellung gegenüber den Kindern Luise von Degenfeld und konnte nicht erwarten, daß Kurprinz Karl diese Gewissensehe billigen, geschweige denn irgend eine daraus sich ergebende Verpflichtung übernehmen würde.

Daß der „heyraths-Contract“ für den Kurprinzen also gegenstandslos war, mußte Karl Ludwig wissen; er war ja sonst kein schlechter Jurist.

Am 28. August 1680 starb Karl Ludwig. Der Glaube an die verjüngende Kraft dieses Verhältnisses, welchen Sophie von Hannover hegte (siehe ihr Brief an ihren Bruder Karl Ludwig vom 27. Mai 1680), erwies sich also nicht als stichhaltig und man wird Liselotte Recht geben müssen, wenn sie (am 3. April 1710) an ihre Tante Sophie von Hannover schreibt: „Was leyder J. G. nur zu sehr gesucht die trawrigkeit zu verjagen undt über vermögen haben lustig sein wollen mit einer jungen starken Schweizerin so Freulein bey der Frau rau-gräfin gewesen war“.

Nach Reiger soll Mme. von Berau, wie Elisabeth nun hieß, den Kurfürsten auf seiner letzten Fahrt von Mannheim nach Edingen mit den Raugräfinnen begleitet haben und soll schwangeren Leibes gewesen sein. — Elisabeth kehrte bald nach des Regenten Tod nach Schaffhausen zurück.

Offenbar hatte Tobias Holländer sich zuerst privat wegen der Regelung der Ansprüche seiner Tochter Elisabeth an den Nachfolger Karl Ludwigs, an den Kurfürsten Karl, gewandt, und als dieser nicht darauf einging, durch den Bürgermeister und Rat der Stadt Schaffhausen unter Verwendung des besprochenen „Heyraths-Contracts“ vom 11. Dezember 1679 eine Staatsaktion unternehmen lassen.

Auch über diesen 2. Akt der obigen Tragikomödie besitzt das Schaffhauser Staatsarchiv eine sehr eigenartige Urkunde.

Das Schreiben der „lieben Paten“, welches das Datum des 5. März 1681 trug, konnte der Regent nicht außer Beachtung lassen. Mit dem 19. März desselben Jahres ließ er an Bürgermeister und Rat von Schaffhausen ein Schreiben abgehen, das auch im Staatsarchiv Schaffhausen aufbewahrt wird. Dem Stile nach dürfte es von seinem Günstling, dem obenerwähnten Hofprediger Langhans, verfaßt sein. — Hierin wird auseinandergesetzt, daß er (der

Kurfürst Karl) fest geglaubt habe, daß alles, was mit der christlichen Lehre im Widerspruche sei, nicht den Beifall der Schaffhauser finden würde, und er gibt seinem Erstaunen Ausdruck, daß sich die Herrn in Schaffhausen eines Instrumentes, wie des in Rede stehenden „Ehe-Kontrakts“ bedienten, zumal sich die Zeugen nicht als Garanten des Vertrages, sondern nur als Urkundspersonen unterschrieben gehabt hatten und der Vertrag habe nur Gültigkeit für seinen Vater, nicht aber für seinen Nachfolger gehabt; umso weniger, weil eben dieser Nachfolger ohne Kenntnis des ganzen Handels geblieben war und noch viel weniger seine Zustimmung damals oder jetzt gegeben hätte. Er hoffe, daß bei dieser Rechtslage der Rat und Bürgermeister von Schaffhausen die Unbilligkeit von Holländers Begehren einsieht und sich nicht weiter darum bemüht, und daß sie ihm bei anderer Gelegenheit Veranlassung geben, ihnen zu beweisen, „was Wir vor sonderbare estime von dero freundschaft machen“.

Den kalligraphisch geschriebenen Brief unterschrieb der Kurfürst Karl selbst mit den Worten:

„Derr herrn Pathen
freundtwilliger
Carl“

Der Brief trägt das Privatsiegel des Kurfürsten Karl, welches das Staatswappen nebst den Insignien des englischen Hofenbands und des dänischen Elefantenordens enthält.

Diese Urkunde enthält demnach eine glatte Absage an die Rats Herrn von Schaffhausen!

Nun kommt aber etwas ganz merkwürdiges: Unter dem Rande des Papiers, worauf das Siegel gedrückt wurde, steht an ziemlich versteckter Stelle „24) die 19 Martij 1681“ „Chur Pfalz ressentirt, Was an sie ein hiesiger magistrat in sachen (zu Gunsten) von Herr Seckelm, Tobias Holländers Tochter gelangen lassen“.

Also doch eine Abfindung. Man fürchtete eben einen Skandal.

Tobias Holländer mochte wohl davon geträumt haben, daß seine Tochter sich so eine Stellung in der Pfalz, wie Mme. de Montespan am französischen Hofe, erwerben würde. Doch Karl Ludwigs Tod vernichtete solche Hoffnungen. Allzu rosig war Elisabeths Stellung sicher nicht, sie saß wie ein Vogel im Käfig. Wollte sie ausfahren, so geschah dies unter strenger Bewachung von Leibtrabanten. Um dem Mannheimer Stadtklatsch, der sich ihrer bemächtigt hatte, nicht allzu viel Nahrung zu geben, mußte sie draußen in Neckarau die Kirche besuchen.

Das Abenteuer in Kurpfalz hatte aber keine allzu tiefen Herzenswunden bei Elisabeth gesetzt, der Kummer war scheinbar bald verflogen. Die schöne Schweizerin mochte wohl den Ehrgeiz ihres Vaters geerbt haben. Hatte sie es in Mannheim nur zur Partnerin einer Gewissensehe mit einem

Kurfürsten gebracht, so wollte sie nun rechtsmäßige Gattin eines Regenten werden und dies gelang ihr auch mit der Zeit; sie mußte allerdings noch etwa 40 Jahre warten. 1682 verheiratete sie sich mit ihrem Landsmanne und Schwager Melchior Pfister, welcher die Ämter Schaffhausens durchlief und dann 1722 Bürgermeister wurde.

Frau Bürgermeisterin, also erste Dame in einer doch ziemlich einflußreichen kleineren Republik sein, war doch sicher auch eine schöne und beneidenswerte Stellung. Im Chorstuhl der dortigen Kirche zu sitzen, war doch etwas anderes, als auf Schleiwegen eine Dorfkirche besuchen zu müssen und noch obendrein der Dienstbotenordnung unterstellt zu sein! Sie lebte in glücklicher Ehe und gebar ihrem Manne noch viele Kinder. Ueber ein Kind, das sie mit Karl Ludwig gehabt haben soll — siehe auch Liselottes Brief an die Raugräfin Louise mit Datum St. Cloud, den 24. Juli 1695 — ist im Schaffhauser Archiv nichts zu finden.

Benützte Literatur:

Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz. Wundt, Versuch einer Geschichte des Lebens und der Regierung Karl Ludwigs. Genf 1786.

J. F. Reiger, ausgelöschte Chur Pfalz, Simmersche Stammslinie, Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Schaffhausen, 1855.

Hift. biogr. Ver der Schweiz, Neuenburg 1927. Die Briefsammlungen von Liselotte, Karl Ludwig und seiner Schwester Kurfürstin Sophie von Hannover.

*

Es ist mir zum Schlusse eine angenehme Pflicht, dem verehrlichen Staatsarchiv in Schaffhausen, besonders dessen Leiter, Herrn Staatsarchivar Dr. Werner, welcher mich auf die hier behandelten Ur-

kunden aufmerksam machte, sie mir in freundlichster Weise zur Verfügung stellte, mich sonst mit Rat und Tat liebenswürdigst unterstützte, herzlichst zu danken. Ebenso danke ich Herrn Dr. F. J. Graf von Degenfeld-Schonburg in Schonburg für seine freundl. Bemühungen.

¹⁾ Johann Jakob Stockar, der berühmteste Schaffhauser jener Tage, war 1653 Schweizer Friedensvermittler der reformierten Kantone zwischen Cromwell und den Generalstaaten gewesen. Seine damalige Anwesenheit in Heidelberg hatte sicher auch politische Gründe.

²⁾ Das mehr berüchtigte als berühmte Gutachten des Juristen Böckelmann, das beim Eingehen der Ehe mit Luise von Degenfeld eine Rolle gespielt hatte, scheint hier wieder hervorgezogen worden zu sein.

Auch die 1679 herausgekommene Schrift von Lorenz Berger „Betrachtung des in dem Natur- und Völkerrecht gegründeten heiligen Ehestandes“ enthält eine Beschönigung Karl Ludwigs in derselben Angelegenheit. Vergl. Moser Dipl. Archiv.

³⁾ Eine neuere, mit großem Fleiße zusammengetragene Arbeit über Karl Ludwig, *La vie privée d'un prince allemand au 17. siècle* von F. Auzerres u. H. Gauthier, Paris 1926, hat auch Liselottes Meinung über das Dienstverhältnis Elisabeth Holländers zur Raugräfin Luise übernommen. Dabei ist den Verfassern ein ergötzlicher Fehler unterlaufen: Bei Liselotte heißt es in ihrem aufgeregten Briefe St. Cloud vom 24. Juli 1695 an ihre Halbschwester Luise . . . „daß J. G. unser herr Batter nach Eurer fraw Mutter todts einen Sohn solle bekommen haben von einer schwengerischen Jungfer so bei der fraw Raugräfin solle gewesen sein und holländerin heißen haben“. . . . Anscheinend hielten die Verfasser das Wort „holländerin“ an dieser Stelle für einen weiblichen Vornamen, sie schreiben pg. 226 „Il y avait dans l'entourage de la défunte Raugrave une jeune Suisse, fraîche, robuste et sociale la demoiselle Hollandine de Bérau“. Widerwärtig an dem sonst recht lesenswerten Buche ist allerdings, daß dessen Urheber von Luise von Degenfeld ständig als von der Maitresse des Kurfürsten sprechen.

Um die Geburt des Pfälzer Kurprinzen

28. Juni 1761

Von Oberstudiendirektor Dr. Albert Becker, Heidelberg

Von dem Geschick, das dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz einen Thronerben versagte, ist auch an dieser Stelle schon des öfteren die Rede gewesen¹⁾. Unmittelbaren Einblick in die entscheidungsvollen Wochen des Frühsommers 1761 bietet eine Reihe seltener Gelegenheitsdrucke, die ein bisher unbeachteter Sammelband der Zweibrücker Gymnasialbibliothek (2623) umschließt. Von der allgemein gehaltenen Schrift Nr. 1 abgesehen, nehmen alle Drucke nur auf das erwartete Ereignis Bezug. Im Blick auf die eigenen Thronfolgemöglichkeiten mögen die Zweibrücker Vettern jene heute vergilbten Mannheimer Blätter mit lebendigstem Interesse vor 173 Jahren gesammelt haben; Freude und Hoffnung wie Enttäuschung und

Trost des Mannheimer Hofes klingen uns daraus in kaum mehr verständlichen Tönen entgegen. Die Titel:

1. VOEUX D'UN PATRIOTE TRADUITS DE L'ALLEMAND. 4 S. Folio.
2. Bei Der Geseegneten Hoffnung Eines baldigen Durchlauchtigsten Chur-Prinzens, wolte Dem Durchlauchtigsten Herrn Batter, HERREN Carl Theodor Pfalz-Graffen bey Rhein, des Heil. Röm. Reichs Erz-Schatzmeister und Churfürst, in Bayern, zu Süllich, Cleve und Berg Herzog, Fürst zu Mörf, Marquis zu Bergen-Opzoom, Graff zu Veldenz, Sponheim, der Mark und Ravensperg, Herr zu Ravenstein etc. etc. Seinem Gnädigsten Landes-Batter Seinen unterthänig-

- sten und treu-gehorfamsten Glück-Wunsch ab-
 statten Johann Georg Wittner S. S. Theol. C.
 WORMS, gedruckt bey Otto Wilhelm Krank-
 bühler, 1761. 4 S. Folio.
3. Poetische und zum Theile schon erfüllte Prophe-
 zehung wodurch Das Durchleuchtigste Chur-
 Pfälzische Ehepaar Carl Theodor und Elisa-
 betha Augusta In der angenehmsten Hofnung
 und Erwartung Eines Höchst-erwünschten Chur-
 prinzen unterhalten wird, In tieffter Ehrfurcht
 überreicht von Johann Christoph Schwarzk,
 Consistorial- und Ehegerichts-Rath. MANN-
 HESM, gedruckt in der Churfürstlichen Hof-
 Buchdruckerey 1761. 8 S. Folio.
4. Mannheims mitgegebener Seegen auf den Weeg
 Da die Durchleuchtigste Fürstin und Frau,
 FRAU Elisabetha Augusta Churfürstin zu
 Pfalz etc. etc. im höchsten Wohlsein Sich nach
 Schwegingen erhob, um alldorten Gott gebe
 höchstglücklich entbunden zu werden, in tieffter
 Ehrfurcht überreicht von Johann Christoph
 Schwarzk, Consistorial- und Ehe-Gerichts-Rath.
 MANNHESM, gedruckt in der Churfürstlichen
 Hof-Buchdruckerey 1761. 4 S. Folio.
5. LETTRES DE M. DE VOLTAIRE A L'ELEC-
 TEUR PALATIN, ET AU ROI DE PRUSSE.
 Des Herrn von Voltaire Briefe an den Chur-
 fürsten von der Pfalz, und an den König von
 Preußen. Frankfurt u. Leipzig 1762. 16 S. 8^o.
6. Die In dem Heiligtum Gottes erwogene Freude
 Der frohlockenden Kur-Palz Wurde Nachdem
 gnädigst bekannt gemacht worden war, Daß Die
 Durchleuchtigste Fürstin Und Frau Frau ELI-
 SABETHA AUGUSTA Palz-Gräfin bey Rhein
 und Kurfürstin etc. Sich Höchst-gesegnet-schwan-
 geren Leibes befinde: An dem, auf den 6ten April
 1761. In der Kur-Pälzischen ältern Residenz-
 und Haupt-Stadt Heidelberg Von dem Kur-
 Pälzischen Hochlöblichen Kirchen-Rath Hierüber
 verordneten Von der Kur-Pälzischen Hochlöb-
 lichen Reformirten Geistlichen Administration.
 Freudigst beförderten Auch von beiden Dicaste-
 riis, Und dem Kur-Pälzischen Hochlöblichen Ehe-
 Gericht Unter Begleitung Des hiesigen Refor-
 mirten Ministerii Ecclesiastici Wie auch Aller
 unter den Inspectionen Ladenburg, Weinheim
 und Wieseloch stehenden Reform. Parrherren
 mit samtl. hiesigen Reform. Einwohnern Feyer-
 lichst gehaltenen Freuden-Dank- und Bät-Tag
 In der Haupt- und Stifts-Kirche zum H. Geist
 Vor einer ungewöhnlich volkreichen Versamm-
 lung von allerlei Ständen Vorgetragen In nach-
 stehender Predigt über Psalm CXXVII. v. 3.
 Von Dem dritten Reformirten Prediger zum
 Heil. Geist Philipp Gerhard Rieger. Heidelberg,
 gedruckt bey Johann Jacob Häner, Hof- und
 Universitäts-Buchdrucker. 32 S. Folio.
7. Lob und Dank Predigt Welche nach der Von
 Ihro Churfürstlichen Durchleucht zu Pfalz Un-
 serem Gnädigsten Churfürsten und Herrn
 Geschehenen Gnädigsten Bekantmachung Des
 Höchst-gesegneten Zustandes Dero Herz-gelieb-
 testen Frauen Gemahlin Churfürstlichen Durch-
 leucht Auf Eines Chur-Pfälzischen Hochlöblichen
 Evangelisch-Reformirten Kirchen-Raths In das
 ganze Land erlassenen Befehl Über Die für-
 geschriebene Worte Psalm 113 v. 9. Den 17. April
 1761. zu Neuenheim gehalten, Und auf eben
 dessen Befehl Dem Druck übergeben Von Lud-
 wig Christian Ueberle, Pfarr-Vicario daselbst und
 Seniore des Collegii Sapientiae zu Heidelberg.
 HEYDELBERG, Gedruckt bey Johann Jacob
 Häner, Hoff- und Universitäts-Buchdrucker.
 20 S. Folio.
8. SERMON D'ACTION DE GRACES PRO-
 NONCE A MANNHEIM LE 10^{me} AVRIL
 1761. PAR MONSIEUR PIERRE ROMAG-
 NAC PREMIER PASTEUR DE L'EGLISE
 WALLONNE A L'OCCASION DE L'HEU-
 REUSE GROSSESSE DE S. A. E. MADAME
 L'ELECTRICE SUR LE PSAUME 113. v. 9.
 TEXTE PRESCRIT PAR LE VEN. SENAT
 ECCLESIASTIQUE. A MANNHEIM, De l'Im-
 primerie Electorale. 32 S. 4^o.
9. Das Gottselige Verhalten der Pfalz, Bey der
 Guten Hoffnung, Die ihr der Herr gegeben hat,
 wurde Nach höchst-erfreulicher Bekannt-Werdung
 Der gesegneten Leibes-Umstände Der Durchleuch-
 tigsten Fürstin und Frauen, FRAUEN Elisabe-
 tha Augusta, Pfalz-Gräfin bey Rhein und Chur-
 fürstin etc. Unserer gnädigsten Churfürstin und
 Frauen, Bey dem Von der Evangelisch-Luthe-
 rischen Gemeinde in der Chur-Pfälzischen Resi-
 denz-Stadt Mannheim den 10. April, 1761. be-
 gangenen öffentlichen Dank-Fest, Unsern er-
 freueten Pfälzern zur Erweckung vorgestellt, und
 auf Verlangen, ohne weitere Ausführung zum
 Druck überlassen, Von Carl Benjamin List,
 Chur-Pfälzischen Consistorial-Rath, und ersten
 Lutherischen Pfarrer daselbst. MANNHESM,
 gedruckt in der Churfürstl. Hof-Buchdruckerey,
 und zu finden in der Churfürstl. Hof-Buch-Hand-
 lung bey Knoch u. Eßlinger. 26, richtig 30 S. 4^o.
10. Das Jauchzende und Gott-preisende Pfalz-Land
 Wurde bey Höchsterfreulicher Rundmachung Der
 hohen Schwangerschaft Der Durchleuchtigsten
 Fürstin und Frau / FRAU ELISABETHAE
 AUGUSTAE Pfalzgräfin bey Rhein und Chur-
 fürstin etc. etc. Unserer Höchst-Preismwürdigsten
 Landes-Mutter / Auf Special-Berordnung Eines
 Chur-Pfälzischen Hochlöblich-Evangelisch-Luthe-
 rischen CONSISTORII; In einer Subel- und
 Dank-Predigt über Psalm CXIII. 1. 2. 3. & 9.
 In hochansehnlicher Gegenwart Des Sich hier
 befindenden hohen Adels beyderley Geschlechts /

des Militair=Standes, der Dicasterien, Universität, Ober=Ampts, Stadt=Raths, und Burger=schafft, In der Evangelisch=Lutherischen Kirchen zu Hendelberg am 3. April 1761. Jahrs Zu weiterer Ausbreitung des Lobs Gottes aufgemuntert Von Johann Wilhelm Zehner, Chur=Pflztischen Consistorial=Rath und älteren Evangelisch=Lutherischen Predigern allda. Hendelberg, gedruckt bey Johann Jacob Hner, Hof= und Universitts=Buchdrucker. 18 S. Folio.

11. Das Dankopfer zum Preis des HErrn bey der erfreulichen Bottschafft Unsere Durchlauchtigste Landes=Mutter soll im Hause wohnen bleiben und eine fröhliche Kinder=Mutter werden wurde nach hchst=erfreulicher Bekantmachung der gesegneten Schwangerschafft Der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen FRUEN Elisabetha Augusta Pfalzgräfin bey Rhein und Churfürstin etc. unserer gnädigsten Churfürstin und Frauen, bey dem Von der Evangelisch=Lutherischen Gemeinde in der Chur=Pflztischen Ober=Amts=Stadt Ladenburg den 17ten April 1761. be=gangenen öffentlichen Dank=Fest Unsern erfreuten Pflzern zur Aufmunterung vorgestellt und auf Verlangen zum Druck überlassen von Johann August Gutheil, Chur=Pflztischen Inspector und Lutherischen Pfarrer daselbst. Mannheim, zu finden in der Churfürstl. Hof=Buchhandlung, bey Knoch und Eßlinger. 16 S. 4^o.
12. SPES PALATINATUS Das ist, Churpflztische Hoffnung Zu einem Männlichen Erben / und Chur=Pringen / Auf die Gütigkeit des großen Gottes, Gottseeligkeit des Durchlauchtigsten Hauses, Wünsche des andächtigen Volkes Ge=grndet, Bey Hchstgesegneten Umständen ELISABETHAE AUGUSTAE Unserer Durchlauchtigsten Churfürstin, Und Landes=Regentin, Meh=rerer besetzt, In einer kurzen Lob= und Dank=Rede Vorge stellt; Als Eine Hochlbliche Chur=pflztische[!] Geistliche Administration, In der Churfürstlichen Residenz=Stadt Hendelberg Nach dem fünfften Monathe Der Empfangenen zarten Leibs=Frucht, In der Haupt= und Stiffts=Kirchen zum Heiligen Geist, Den 6. April 1761. Hoch=Feyerlichst das Ambrosianische Lob=Gesang an=stimmet; Vorgetragen Von P. LUDOVICO SCHICK, der Gesellschaft JESU Priestern, in obgedachter Haupt= und Stiffts=Kirchen p. t. Ordinari Predigern. Hendelberg, gedruckt bey Joh. Jacob Hner, Hof= und Univ. Buchd. 33 S. Folio.
13. Innbrnstiges Gebett und Dancksagung wegen der unserer theuersten Landes=Mutter Elisabetha Augusta Churfürstin zu Pfalz etc. von dem Allerhöchsten aus Gnaden verliehenen Hchst=gesegneter Schwangerschafft und glcklichster Entbindung Feyerlichst In aller Unterthnig=keit, von der llhiefigen gemeiner Judenschafft

der Residenz=Stadt Mannheim in einer Zu Gottes und des Durchleuchtigsten Paars Ehre Abgefates Lob=Gedicht Von dem hiesigen Ober=Rabbiner David Heß in Hebräischen, aus den Psalmen und Propheten herausgezogenen Ver=sen, Deren Inhalt in teutscher Sprach ber=setzet, Wie auch die Poetischen Gedancken ent=worfen von JESAJA JUDA, Med. Doctore. MANNHEIM, gedruckt in der Churfürstlichen Hof=Buchdruckerey, den 17. April 1761. 8 S. Folio.

14. Kurze Trostzeilen für die am 29ten Junii 1761. in äußerste Traurigkeit versetzte Chur=Pflztische Unterthanen an eben diesem Hchst=betrbten Tage entworfen von Johann Christoph Schwarz, Consistorial= und Ehe=Gerichts=Rath. Mann=heim, gedruckt in der Churfürstlichen Hof=Buch=druckerey. 4 S. Folio.
15. Die wieder erquickte Pfälzer Da die Durchleuchtigste Fürstin und Frau, FRU Elisabetha Augusta Pfalzgräfin bey Rhein und Churfürstin etc. etc. nach Hchst=deroselben Ausgange den 15ten August 1761. Sich zum Erstenmahl bey großer Galla sehen ließ, in tiefster Ehrfurcht vorgestellt von Johann Christoph Schwarz, Consistorial= und Ehe=Gerichts=Rath. Mann=heim, gedruckt in der Churfürstlichen Hof=Buch=druckerey. 4 S. Folio.

Die Predigten (Nr. 6—12) knden in bezeichnenden Proben von der Allerhöchst angeordneten Teilnahme der verschiedenen Bekenntnisse an dem „frohen Ereignis“; daneben bringen Gedichte die „Untertanen“=Gefhle einzelner zu den Stufen des Thrones. Den beiden schon bekannten Poemen des dichtfreudigen Konsistorial= und Ehegerichtsrates Johann Christoph Schwarz (Nr. 14, 15: oben IX 1908, 184) gehen zwei bisher wohl unbekannte Gedichte desselben Poeten voraus, die sich auf gleicher Bahn bewegen wie die früher schon bekannt gewordenen; wir teilen als Kostprobe die erste Strophe von Nr. 4 — in neuer Schreibweise — mit; das ganze Gedicht zählt deren sieben:

Welch ein angenehmer Mai
für Schwngens beglückte Mauern!
Dort hret man ein Lustgeschrei,
da Mannheims treue Bürger trauern.
Elisabeth entfernt sich.
Betrbtes Mannheim, tröste dich,
denn Schwngigen vermehrt dein Glücke!
Elisabeth geht zwar von hier,
doch sie kommt wiederum zu dir
und bringt dir einen Sohn zurücke.

Auf den gleichen Ton ist auch das andere Schwarz=sche Gedicht (Nr. 3) gestimmt; in einer Anmerkung zu der 14 zehnzeilige Strophen zählenden „poetischen und zum Theile schon erfüllten Prophezenhung“ meint der Dichter: „Den 6. Juni dieses 1761. Jahrs wird der hellste Planet, die Venus, seit Erschaf=

fung der Welt zum zweitenmal durch den Mittelpunkt der Sonnen gehen, und in eben diesem Jahre und Monat hat die kurpfälzische Landessonne, Karl Theodor, die Freude zu erwarten, das längst gewünschte Liebespfand von Höchst Deroselben Durchlauchtigsten Frauen Gemahlin an das Licht treten zu sehen."

Das „Lob=Gedicht“, das Jesaja Juda, Med. Doctor, nach den hebräischen Versen des Oberrabbiners David Heß entwarf (Nr. 13), sei — auch um seines Akrostichons willen (Vivat Carl Theodor et Elisabetha!) — besonders erwähnt.

Am wertvollsten sind uns die beiden französisch und deutsch wiedergegebenen Glückwunschgedichte Voltaires (Nr. 5). „Frankfurt und Leipzig 1762“ verschleiert wohl den eigentlichen Druckort Mannheim des anscheinend unbekannten Mannheimer Voltairedruckes²⁾. Den Glückwunsch=Briefen des Philosophen ist eine Uebersetzung ins Deutsche beigegeben, die wir, da der Urtext bekannt ist, als das Werk eines ungenannten Verfassers hierher setzen wollen. Voltaire hatte durch den Kurfürsten selbst von der frohen Aussicht erfahren. Er erwiderte in niedrig=geschmackloser Schmeichelei:

Je ressemble au vieux Siméon,
Chacun de nous a son Messie,
J'ai pour Vous plus de passion
Que pour Joseph et pour Marie!

Und im gleichen Ton fährt er nach unserm Druck fort, in Versen, die wir nach der unbekannten Uebersetzung wiedergeben wollen (Que je suis touché, que j'aspire . . .):

Wie wünscht mit Hoffnung und Entzücken
mein Herz des schönsten Tages Licht!
Dein Hof, Dein Land, das Reich seufzt längst,
ihn zu erblicken:
beglückter Tag, o säume länger nicht!

Wenn Deine Hoffnungen nun in Erfüllung gehn,
wie werd' ich dann vergnügt gestehn:
das Kind, das ich gewünscht, dies Kind hab' ich gesehn!
Und weiter wünscht mein Auge nichts zu sehn.

Daran anschließend schreibt er nach der gleichen Uebersetzung in Prosa weiter:

Durchlauchtigster Herr,

Eure Churfürstliche Durchlauchtigkeit verzeihen mir meinen Enthusiasmus; nichts als die Freude kann ihn entschuldigen. Ich weiß nicht, was ich mache; mein Brief verstößt wider die Hofregel. Bei der Geburt des Herzogs von Burgund tanzten die Gassenjungen in dem Zimmer Ludwigs XIV. Ich würde in Schwelgen [im Text Schüzigen] ein ähnlicher Gassenjunge sein, wenn ich im Julius³⁾ das Glück haben könnte, mich den Eltern und dem Kinde zu Füßen zu werfen. Einen Sohn und den Frieden, diese wünscht mein Herz Eurer Churfürstlichen Durchlauchtigkeit beiderseits; und ein Sohn, auch ohne den Frieden, ist immer noch eine ganz gute Sache. Ich werfe mich zu Ihren Füßen, Durchlauchtigster Churfürst, und umarme dieselben vor Freuden. Halten Sie mir, Gnädigster Herr, und Sie, Durch-

lauchtigste Frau Churfürstin, halten Sie mir meine schlechte Prosa, meine schlechten Verse, meine untätigste Ehrfurcht, meine Berausung in der Freude zu Gnaden und gönnen Sie fernerhin Dero gnädigstes Wohlwollen

Ihrem kleinen Schweizer
Voltaire.

Ferney,
den 14. August³⁾ 1761.

Und noch am 9. Herbstmonats 1761 ist Voltaire angeblich (nach dem uns vorliegenden Drucke) von dem Lauf der Dinge nicht unterrichtet³⁾: in einem Gedicht mit daran anschließendem Brief heißt es nach der Uebersetzung des unbekannten Mannheimer Druckes:

Ist es ein Mädchen oder Knabe?
Ich weiß es nicht; die Vorsicht schafft
und sagt uns nie voraus, was sie zur Absicht habe;
sie schafft und gibt uns nie der Werke Rechenschaft.

Die Großen, Kleinen, Bettler, Reichen,
die Weisen selbst sind blind so wie der Toren Brut.
Im Dunkeln tappen sie, den Endzweck zu erreichen,
und keiner kennt das Triebwerk, das es tut.

Hier ist der Mensch gewiß Maschine:
von oben wirkt ein göttlicher Verstand;
die Gottheit schafft mit weiser Hand,
was ihr gefällt, doch stets, daß es zum Endzweck diene.
Ich preise sie, die unsichtbaren Gaben;
denn alles, wie ihr wißt, ist gut.
Wir können über nichts zu klagen Ursach' haben,
was er in dieser Welt, der Welten besten, tut.

Ist sein Geschenk ein Prinz, welch Glück ist's für die
und für des Vaters Zärtlichkeit! [Staaten
Dann hat, ahmt er nur nach der Eltern fromme
[Taten,
das herrlichste Geschenk vom Himmel Euch erfreut.

Will er Euch eine Tochter schenken,
so seh' ich sie — welch Glück für Euch! —
schön, reizend, zärtlich, sanft, groß, wie die Mutter,
ichon seh' ich sie der Mutter gleich. [denken;

Erhabnes Paar, beglückte beide,
der Dichtergeist nimmt mich prophetisch ein:
Sohn oder Tochter sei's, es ist mir gleiche Freude:
das Kind wird Eurer [!] würdig sein.

Dazu in Prosa:

Jedoch, Durchlauchtigster Churfürst, gänzlich gleich ist es mir nicht; ich würde mit Extrapoß abreißen und sehn, was es wäre, wenn die Vorsehung, welche alles zum Besten schafft, mich nicht so elend zurichtete. Sie macht es mit Ihrem kleinen, alten Schweizer sehr arg und hat mich zu dem runzigsten und geplagtesten Individuo in dieser besten unter allen möglichen Welten gemacht.

Wahrhaftig, ich würde eine schöne Figur mitten unter den Feierlichkeiten Eurer Churfürstlichen Durchlauchtigkeit machen. Nirgends als in dem alten Aegypten setzte man Totengerippe in die Versammlungen, die man zum Vergnügen angestellt hatte. Durchlauchtigster Churfürst, ich kann es nicht länger aushalten; zuweilen lache ich zwar noch, aber ich gestehe, daß der Schmerz ein Uebel ist. Ich tröste mich, wenn Eure Churfürstlichen Durchlauchtigkeiten glücklich sind. Ich schicke mich besser zur letzten Delung als zum Kindtaufen. Möchte der Friede doch der Geburt

des Prinzen, den ich erwarte, zur Epoche dienen! Möchte doch dessen glorreicher Vater Seine Gewogenheit fernerhin gönnen und Sich die tiefe und zärtliche Ehrerbietung gefallen lassen

Fernen,
am 9. Herbstmonats 1761.

des kleinen Schweizers
Voltaire.

Wie Voltaire, so nahm auch der minder bekannte Johann Georg Wittner in seinem „Glück-Wunsch“ (Nr. 2) auf Ludwig XIV. Bezug. Unter dem Motto „Dulcia non meruit, qui non gustavit amara“ bringt er ein zehnstrophiges Gedicht.

Die zu einem Bande gesammelten Drucke zählen wohl zu den Seltenheiten der pfälzischen Bibliographie; die Albert-Maysche-Broschürensammlung der Heidelberger Universitätsbibliothek (Pfälz. Bibliographie 1886) z. B. kennt keinen einzigen dieser Drucke und auch aus der Veröffentlichung der beiden Schwarzschen Gedichte an dieser Stelle ist zu schließen, daß die Drucke für Mannheim und

Heidelberg heute noch etwas Besonderes darstellen.

¹⁾ Vgl. etwa XXI 1920, 37–40.

²⁾ Zum Aufenthalt Voltaires in Mannheim vgl. u. a. F. Walter, diese Zeitschrift I 1900, 226–228; XX 1919, 64–65; XXIX 1928, 170–172. R. Sillib, Schloß und Garten in Schwellingen (1907) 68 ff. A. Ristner, Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Karl Theodors (1930) 114 ff. R. Th. Heigel, Essays aus neuerer Geschichte (1892) 163. E. Jordan hat sich mit den in Schwellingen verfaßten Stücken Voltaires (Staatsbibliothek München) eingehend beschäftigt. Das anscheinend unbekannt gebliebene Gedicht Voltaires an Friedrich den Großen (Nr. 5) habe ich Pfälzisches Museum — Pfälzische Heimatkunde 1931 veröffentlicht.

³⁾ Die Zeitangaben gehen auffallend auseinander: der tote Prinz wurde am 28. Juni 1761 geboren; der angeblich am 14. August 1761 geschriebene Brief Voltaires ist nach Heigel a. a. O. 163 am 14. April geschrieben; so hat „Sulius“ einen Sinn. Merkwürdig mutet wieder das Datum „9. Herbstmonats 1761“ an. Richtig wohl „9. Juni“ 1761, wie der Abdruck des Gedichtes *Est-ce une fille, est-ce un garçon* unter den Stances in Voltaires Oeuvres Complètes 14 (Poésies 2,50) zeigt.

Das Schloß der Grafen von Oberndorff

Von Walter Schulz-Neckarhausen

Das gräflich von Oberndorff'sche Schloß zu Neckarhausen scheint auf einer der geschichtlich ältesten Stellen des Ortes zu liegen, und sprechen dafür einmal die nahe Lage am Neckar und an der alten Hauptverkehrsstraße vom Süden nach der bedeutenden Handelsstadt Frankfurt a. M. und zum anderen die noch heute bestehenden meterdicken Fundamente im Schloßmittelbaue, die auf Grund ihrer Formgestaltung auf einen Turm schließen lassen, der sehr wahrscheinlich vor dem 30 jährigen Kriege erbaut wurde, von wem und wann konnte leider trotz eifriger Nachforschungen bis jetzt noch nicht ermittelt werden.

Es fehlen also alle geschichtlichen Hinweise auf das Vorhandensein und den Zweck des besagten Turmes. — Die ersten Aufzeichnungen über ein Bauwerk an der Speyerer Straße beginnen zu Anfang des 17. Jahrhunderts.

Die nunmehrigen Besitzungen der Grafen von Oberndorff zu Neckarhausen fundieren in der Hauptsache auf zwei größere landwirtschaftliche Betriebe, die erst im 18. und 19. Jahrhundert durch Ausbau und Erweiterung zum jetzigen gräflichen Großbesitz in Neckarhausen sich entwickelten. Diese beiden Grundgüter sind einmal das Fillbrunn-von Sußmann'sche Gut und dann das sog. Brecht'sche Gut.

Das Fillbrunn'sche Gut enthielt schon vor 300 Jahren eine Posthalterei, die der Schultheiß und Posthalter Hanss Fillbrunn schon im 2. Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts in seinem Anwesen an der Speyerer Straße ausübte und anschließend Johann

Jakob Fillbrunn, Schultheiß und kaiserlich und königlicher Posthalter zu Neckarhausen, sicherlich ein Sohn des ersten Posthalters. Weiterhin führte bis zum Jahre 1681 ein Sohn Johann Jakob Fillbrunn mit Namen Alexander die Posthalterei. Nach ihm ging der Fillbrunn'sche Besitz an den Posthalter und Schultheißen Johann Michael Sußmann und seine Frau Anna Margareta geb. Fillbrunn, eine Schwester Alexanders, über und von diesen sicherlich erst nach Johann Michael Sußmanns Tode im Jahre 1737 an die Sußmännischen Erben, mithin auch an ihren Sohn Franz, der nur noch als Schultheiß bezeichnet wird, sonach anscheinend die Posthalterei aufgegeben hatte. Die Zeit des Besitzüberganges an den Sohn Franz Sußmanns, an den Geheimen Rat, Regierungsrat und kurpfälzischen Vizkanzler Johann Georg von Sußmann ist nicht genau festzustellen, desgl. auch nicht das Jahr der Inbesitznahme des Neckarhäuser Gutes durch den kurpfälzischen Geheimrat Franz von Brentano und seine Frau Magdalena geb. von Sußmann, eine Tochter des Vizkanzlers von Sußmann. Am 20. Februar 1777 verkauften diese das Sußmann'sche Anwesen zu Neckarhausen, bestehend in Haus, Hof, Stallung und Schuppen, also die mitten im Dorfe liegende ehemalige Posthalterei an der Speyerer Straße, an den kurpfälzischen Minister Freiherrn Franz Albert Fortunat Leopold von Oberndorff für die Summe von 26 000 fl. Hiermit war der erste Schritt zur Gründung des Neckarhäuser Stammgutes der Grafen von Oberndorff getan.

Der zweite Hauptbestandteil des von Oberndorff'schen Besitzes zu Neckarhausen ist das sog. Brecht'sche Gut.

Am 19. Mai 1781 kaufte der Minister Freiherr von Oberndorff von Georg Brecht, einem Gerichtsmann in Neckarhausen und Karpfenwirt daselbst, 60 Morgen $1\frac{1}{2}$ Viertel¹⁾ alten Maßes an Aekern, jedoch ohne die Wirtschaft „Zum Karpfen“, für 12000 fl. Dieses nicht mit erworbene Brecht'sche Haus mußte nun noch einen regen Besitzerwechsel über sich ergehen lassen, bis es Eigentum der Grafen von Oberndorff wurde. Peter Scharnberger kaufte am 25. August 1806 von Philipp Friedrich Brecht das Anwesen der Wirtschaft zum Karpfen, und werden im Grundbuch die Grenzen wie folgt angegeben: vornen zum Teil die gemeine Dorfstraß und Kirchgaß, hinten der Pfadweg genannt, oben zum Teil Melchior Kronbach, Michael Fillbrunn und Philipp Kropp jun. und unten das gräflich von Oberndorff'sche Schloß gegenüberliegend, getrennt durch die Speyerer Straße. Weiter wird noch berichtet, daß er die Wirtschaft umreißen und ein großes massives steinernes Haus erbauen ließ, als Sitz für die Abtissin des Klosters Frauenalb. Die letzte Nachricht über den Verwalter Scharnberger, wonach er in Neckarhausen noch ansässig war, stammt vom 7. Mai 1814. Schon am 1. Mai 1815 ist er Verwalter des von Oberndorff'schen Gutes in Edingen. In dieser Zeit muß sich ein Besitzwechsel im ehemaligen Brecht'schen Hause vollzogen haben, denn am 12. März 1819 wird schon der Handelsmann Heinrich Joseph Böhm von Neckarhausen im Zusammenhange mit demselben erwähnt. Plötzlich am 24. November 1821 übernimmt Böhm die gräflich von Oberndorff'sche Verwaltung und stellt hierfür als Kaution ein massiv zweistöckiges Haus nebst großer massiv gebauter Scheuer mit Stallungen und Remise, Hofreite und Garten, insgesamt zu 12000 fl. taxiert, das ihm zu $\frac{1}{3}$ mit 4000 fl. gehört. Fünf Jahre später, am 27. September 1826, hat Böhm dem Grafen Karl von Luxbourg²⁾ und seiner Gemahlin Eleonore Gräfin von Luxbourg für den Sohn der Gräfin, den damals noch minderjährigen Léon, die Hofreite mit der noch darauf ruhenden Schildgerechtigkeit „Zum Karpfen“ samt der Feuergerechtigkeit für 16100 fl. verkauft, wobei gleichzeitig auf dem Hausplatze noch eine jährliche Abgabe von 3 Simmer Korn „zur Kirch St. Galli“ in Ladenburg ruhte. Jedoch konnte der volljährig gewordene Graf Léon, ein unehelicher Sohn Napoleons I., das Neckarhäuser Anwesen nicht lange halten, und so erwarb am 8. Juli 1839 bei der Gutsversteigerung Graf Alfred von Oberndorff die Hofreite und alle zugehörigen Felder und den sog. englischen Garten, der unten von der Speyerer Straße, oben von einem Grundstücke des Martin Mez, hinten vom Pfad und vornen von der Kirchgasse begrenzt war, für 12500 fl.

Die Beschreibungen über das Aussehen und die Lage der Gebäude des Sußmann'schen Anwesens zu Neckarhausen sind sehr spärlich, wie überhaupt leider keinerlei Zeichnungen aus jenen Tagen und späteren Datums über das jetzige von Oberndorff'sche Schloß zu Neckarhausen zu finden sind. Man kann sich nur deshalb an Hand dürftiger baulicher Beschreibungen ein ungefähres Bild über das Aussehen der Vertlichkeiten machen.

Im Jahre 1746 wird der von Sußmann'sche Wohnsitz in Neckarhausen als mitten im Dorfe stehende beide Häuser, Scheuern, Stallungen, Pflanz-, Baum- und Grasgärtchen beschrieben, und 1756 werden als Beständer desselben Gutes Schultzeiß Ferdinand Haertel zu Neckarhausen und seine Frau Anna Margaretha geb. Montag genannt und hierbei von dem Keller und einigen Zimmern im neuen Haus, sowie von einem lebenden Hag um den Garten gesprochen. Ueber die Größe und den Bau des Landesitzes, so wie der Herr Minister Freiherr von Oberndorff ihn vom kurpfälz. Geheimrat und Comitialgesandten zu Regensburg, Herrn Franz von Brentano, kaufte, gibt eine Verpachtung im Jahre 1776 auf 9 Jahre an Johannes Goerich und Johann Michael Krauß aus Neckarhausen Aufschluß. Es heißt daselbst, daß diese 109 Morgen³⁾ Acker und $2\frac{1}{2}$ Morgen⁴⁾ alten Maßes an Wiesen im Edinger Ried samt besonderer Wohnung, Scheuer, Stallung, Tabakschuppen und dem an selbigen gelegenen Gärtchen unter Ausnahme des herrschaftlichen Hauses und beide mit einer Mauer umfaßten Gärtchen und den Mitgenuß der Pferd-Stallung verpachtet werden.

Nach dem großen Eisgange vom Februar 1784 berichtet Traitteur von Heidelberg aus an den in München weilenden Minister Freiherr von Oberndorff, daß das Gebäude des Ministers in Neckarhausen an der Vorderseite gegen den Neckarlauf auf 30 Schuh⁵⁾ (= Fuß) lang und die Giebelseite gegen die Stallungen 15 Schuh lang eingestossen sind, und die Hauptmauer im unteren und im 2. Stock zusammengestürzt ist, und davon nur 1 Fenster im gelben Zimmer und eines im Ansprachzimmer trotz der sehr beschädigten Pfeiler stehen geblieben ist. Das Wasser und Eis sei im unteren Stocke 10 Schuh hoch im ganzen Hause eingedrungen, und seien die darinnen befindlichen Möbel beschädigt.

Ferner hätten sich 2 Hausbalken herunter gefenkt, und das ganze Dachwerk drohe einzustürzen. Sonst sei kein weiterer Schaden am Hause entstanden, während dieser beträchtlicher an Stallungen, Remise, Hof und an den Gartenmauern, die vom Eise gänzlich eingestossen und zu Boden geworfen wurden, entstanden ist. Der Nebenbau rechter Hand mit der Scheuer und die hintere steinerne Gartenmauer blieben jedoch unbeschädigt.

Eine Renovation des gräflich von Oberndorff'schen Schlosses vom Jahre 1789 zählt folgendes

auf: Haus, Hof, Scheuer und Gärtchen, alles in einem Stücke, mitten im Dorfe gelegen mit drei Schlüsseln⁶⁾, befurcht oben Spenerer Straße, unten Peter Keller und vornen stoßend auf die Dorfgaß.

Die im Jahre 1746 erwähnten beiden Häuser scheinen der jetzige mittlere und linke Schloßbau gewesen zu sein. Von diesen beiden Gebäuden ist sicherlich der mittlere der älteste, denn er enthält noch Ueberreste des schon eingangs besprochenen alten Turmes im Kellerfundamente, während der neue Turmbau im Hofe ein Treppenturm ist, der beim letzten Umbau im Jahre 1911 entstand. Eines der beiden Häuser muß aber ursprünglich als Pferde-stall für die Posthalterei gedient haben, welches ist fraglich, jedoch wird es sicherlich das linke nach der Spenerer Straße gewesen sein. Die jetzige Dreiteilung des Schlosses wurde bei einem wesentlichen Umbau desselben unter Graf Alfred von Oberndorff in den Jahren 1823 und 1824 durchgeführt, wobei ein zweistöckiger Mittelbau nebst zwei mit Altanen verbundene Seitenflügel entstanden.

Das jetzige Schloßgebäude, welches ganz einfach, ohne irgend welchen Prunk, nach außen hin gehalten ist, allein belebt durch ein ornamentiertes Gipswerkgesims, ist in den Jahren 1823/24 durch Graf Alfred von Oberndorff im italienischen Villenstil Weinbrenners, des Hofarchitekten der badischen Großherzöge Ludwig und Leopold gebaut worden. Im Jahre 1911 wurde durch Graf Friedrich von Oberndorff unter der Leitung von Architekt Schäfer, Darmstadt, nach Wegfall der linken Toreinfahrt durch Einfügen eines Zwischenbaues mit Treppenturm der linke Altan nach der Straßenseite geschlossen, während der rechte Altan offen nach dem Hofe blieb und etwas verbreitert wurde unter gleichzeitiger Belassung von Entree und Einfahrt unter dem rechten Ueberbau zwischen Mittelhaus und Seitenflügel. In seiner Gesamtheit gibt das jetzige Schloß mit seinem dreistöckigen Mittelbau und seinen beiden zweistöckigen Seitenflügeln als Herrenhaus mit ausgedehnter Front an der Hauptstraße des Ortes Neckarhausen die einzige Zierde der schlichten Gemeinde ab.

Hinter dem Schlosse erstreckt sich ein im Jahre 1831 mit 11 Morgen 3 Viertel 38 Ruten bemessener großer Park nach Westen zu. Er ist als Garten nach englischem Muster vom kurpfälzischen Hofgärtner Skell, welcher auch den Schwefinger Herrengarten anlegte, unter Graf Alfred von Oberndorff in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts angepflanzt worden und bildet mit der Orangerie, dem Lusthaus und seinem alten Baumbestande, der vom Eiskeller ab nach Westen aufragt, einen Ausblick auf das dahinter liegende Feld und eine gewisse verkleinerte Kopie des Schwefinger Gartenaufbaues. Vor den Schloßgebäuden liegt jenseits der Hauptstraße als Abschluß nach dem Neckar eine kleinere englische Gartenanlage in der 1831 angegebenen

Größe von 2 Morgen 2 Viertel 27 Ruten, die im Jahre 1788 entstand und als bescheidener Ersatz zu betrachten ist für eine gewaltige breite Auffahrtsallee vom Neckar zum Schlosse, die der Minister von Oberndorff geplant hatte, wozu aber leider damals die Gemeinde Neckarhausen trotz des Ministers Bereitwilligkeit zur Tragung sämtlicher Anlegungskosten ihre Bewilligung versagte.

Südlich des gräflichen Schlosses liegt jenseits der Spenerer Straße auf dem früheren Brecht'schen Gute das sog. Léon'sche Haus mit dem Dekonomiehof und dem im Jahre 1831 mit 3 Morgen 3 Viertel 10 Ruten großen gräflichen von Léon'schen Garten. Vom Dekonomiegebäude heißt es im Jahre 1853, daß dieses neu erbaut sei und bestehe aus einem Rindviehstall, einem größeren Tabakschuppen mit den darunter befindlichen 2 Kellern, einem Nebengebäude, in welchem im 1. Stock die Küche und eine Holzremise, ferner im 2. Stocke mehrere zu Wohnungen geeignete Zimmer und eine Einrichtung zum Tabakaufhängen im Dachstocke. Jetzt befindet sich neben dem Schlosse im Wohnhausbau das gräflich von Oberndorff'sche Rentamt, und sind die anderen Räume, die früher jeweils der älteste Sohn der gräflichen Familie bewohnte, seit der im Jahre 1919 beginnenden Wohnungszwangswirtschaft größtenteils in Gemeindewohnungen umgewandelt worden. Die Dekonomiegebäude dienen mit Ausnahme der Gärtnerei, die gleich den anderen gräflichen Anwesen mit einer hohen Mauer umgeben ist, nicht mehr ihrem Bestimmungszwecke, da Herr Graf Fritz von Oberndorff keinerlei eigene Dekonomie mehr betreibt, sondern alle eigenen Ländereien verpachtet hat, nachdem unter seinem Vater um die Wende des 20. Jahrhunderts diese bis auf die Gärtnerei aufgegeben worden war.

Die gesamten Besitzungen der rheinischen Linie der Grafen von Oberndorff verteilten sich ursprünglich auf die Gemarkungen Neckarhausen, Edingen, Wieblingen, Schwabenheimer Hof, Schriesheim und Heddesheim und bestanden außerdem in großen überrheinischen Liegenschaften in der Pfalz, die laut Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 gänzlich verloren gingen. Im Jahre 1859 werden noch die Aecker, Wiesen, Weinberge und bebauten Plätze, die im gräflichen Besitze waren, mit 1400 Morgen geschätzt, wobei der damalige gesamte Grund- und Bodenbesitz erfaßt ist. Im Jahre 1932 war das von Oberndorff'sche Geländeeigentum in Neckarhausen mit ca. 50 ha nur $\frac{1}{7}$ der Gemarkung.

Abschließend wäre nun noch einiges über die oberpfälzische Adelsfamilie der Grafen von Oberndorff zu berichten, die sich unter dem kurpfälz. Konferenzminister Freiherrn Franz Albert Fortunat Leopold von Oberndorff in Neckarhausen einen Sommeritzschusen, ähnlich wie der andere hohe kurpfälz. Beamtenadel der Mannheimer Residenz im 18. Jahr-

hundert in der Umgebung Mannheims sich Sommeraufenthalte und Landschlösser errichtet hatte, woraus sich erst in späteren Jahren die rheinische Linie der Grafen von Oberndorff einen Stammsitz im Orte Neckarhausen gestaltete.

Die Vorfahren der jetzigen Grafen von Oberndorff waren ein altes Dienstmannengeschlecht der Landgrafen zum Leuchtenberg, das seinen Namen von dem Dorfe Oberndorf bei Stadt Remnath in der Oberpfalz genommen hat, und dessen Lehen und Besitzungen um Waldeck und der rauhen Kulm lagen. Als erster Ahnherr erscheint in einer Leuchtenberger Urkunde für das Kloster Waldsassen Conradus de Oberndorf als Burgmann zu Waldeck im Codex Waldsassenensis (Pfarrarchiv Waldsassen, gedruckt von Gradl Monumenta Egrana). Von 1244 bis 1309 erscheinen zahlreiche Glieder des Geschlechts in den Urkunden der Leuchtenberger. Die Herren von Oberndorff besaßen auch die Burg auf dem kleinen Kulm über Neustadt am Kulm. Im Jahre 1281 erwarb Burggraf Friedrich III. von Nürnberg den rauhen Kulm von Landgraf Friedrich zum Leuchtenberg und kaufte 1298 von Friedrich dem Oberndorffer auch dessen Burg auf dem kleinen Kulm. Die Oberndorffer zogen nach dem benachbarten Makersdorf, wo sie zwei Edelsitze besaßen und nannten sich Oberndorffer zu Makersdorf. Der Sohn Gottfrieds von Oberndorff, Otto, gründete

Anfang 1300 eine neue Linie zu Berndorf bei Remnath, die sich nach Berndorf benannte. Das Geschlecht der Oberndorffer hatte sein Begräbnis im Kloster Speinshart und stand zu diesem Kloster und zur Abtei Michelsfeld als Ordensbrüder, Kloster-richter und Vögte in regen Beziehungen. Nach 1370 traten die Makersdorfer-Oberndorffer Friedrich und Heinrich auch in Lehenbeziehungen zu den Burggrafen von Nürnberg durch Verkauf von Makersdorfer Gütern an diese. Mit den Nachkommen Heinrichs starb die Makersdorfer Linie um 1420 aus, und die Berndorfer Linie folgte auch in Makersdorf. Die jetzigen Grafen von Oberndorff stammen von der Linie, die in Berndorf verblieb. Aus ihr erwarb 1698 der kurbayrische Oberst und Hofkriegsrat Wolf Peter von Oberndorff Schloß und Hofmark Regendorf im Herzogtum Neuburg. Seine drei Enkel Franz Albert, Joseph Adam und Ignaz Wilhelm Freiherrn von Oberndorff traten schon in früher Jugend in kurpfälzische Dienste. Freiherr Franz Albert von Oberndorff war es, der, nachdem er 1773 dirigierender Minister geworden war, die rheinischen Güter erwarb, aus denen er, nachdem er 1790 Reichsgraf geworden war, 1799 in seinem Testamente ein Fideikommiß errichtete, das sein Neffe Graf Christian Joseph erbte, wodurch die Familie dauernd in die Pfalz bzw. nach Baden kam.

Quellen:

1. Grundbuchakten der Gemeinde Neckarhausen.
2. Akten des Badischen Generallandesarchivs Karlsruhe in Baden.
3. Archiv der Grafen von Oberndorff in Neckarhausen.
4. Dr. Lambert, Graf von Oberndorff (letzter Absatz Familiengeschichte betr.).

¹⁾ 60 Morgen $1\frac{1}{2}$ Viertel = 21 ha 73 a 50 qm.

²⁾ Laut Eintrag im Kirchenbuche der evang.-reformierten Gemeinde Seckenheim fand am 23. Mai 1814 die kirchliche Trauung des königl. bayerischen Majors Karl August Emil Ludwig Reichsgraf von Lurbourg mit Frau Louise Katharina Eleonora, Witwe des verstorbenen französischen Generals Herrn Augie de la Sanzaye, geb. de la Plaigne aus Paris statt. Die Eltern des Bräutigams

waren der bayerische Geheimrat und preußische Kammerherr Friedrich Karl Reichsgraf von Lurbourg und seine Frau Carolina geb. Baronin von Hunoltstein. Dieser Graf Friedrich Karl von Lurbourg soll damals schon in Neckarhausen gewohnt haben. Seine Frau starb in Neckarhausen und wurde am 12. März 1827 im Garten des Seckenheimer Schloßchens beigesetzt, während er selbst im Jahre 1845 auf dem neuen Seckenheimer Friedhofe sein Grab fand. Auf Grund dieser Tatsachen muß also schon im Jahre 1814 das Brecht'sche Gut teilweise im Besitze des Grafen Friedrich Karl von Lurbourg gewesen sein, um dann im Jahre 1826 durch seinen Sohn Karl August für den Grafen Léon erworben zu werden.

³⁾ 109 Morgen = 39 ha 24 a.

⁴⁾ $2\frac{1}{2}$ Morgen = 0,9 ha.

⁵⁾ 1 Schuh = 1 Fuß = 0,3 m.

⁶⁾ Schlüssel = schmaler Geländestreifen, der die Zufahrt zu einem von Wegen unberührten Acker ermöglicht.

Diplomatische Verwicklungen zwischen Kurpfalz und Hochstift Speyer

Von Ernst Brauch-Hockenheim

In Hockenheim lebte vor rund zweihundert Jahren ein katholischer Pfarrer, Johannes Erasmus Berg, der seine Aufgabe, die ihm anvertrauten „Schäflein“ durch beispielhaften Lebenswandel zu wahren Christenmenschen zu erziehen und zu einträchtigem Zusammenleben mit den Brüdern anderer

Glaubensrichtungen anzuhalten, höchst merkwürdig auffaßte. Während seiner Amtstätigkeit gab es soviel Haß und Streit zwischen den verschiedenen Konfessionen, daß oftmals die höheren Behörden, ja sogar der Kurfürst Karl Theodor persönlich, eingreifen mußten, um den Frieden wieder herzu-

stellen. Das Badische Generallandesarchiv Karlsruhe bewahrt mehrere Aktenbündel auf, die über jene traurigen, in ihren Einzelheiten hier nicht zu schildernden dramatischen Zeitverhältnisse Aufschluß geben. Ein Faszikel, das überschrieben ist „Das Schuldenwesen des Pfarrers Erasmus Berg zu Hockenheim und sein ungebührliches Betragen betreffend“, kann uns weniger wegen der darin zu Tage tretenden Gehässigkeiten als der manchmal zum Lachen reizenden Aussprüche und Redewendungen interessieren. Gleichzeitig stellen diese Aufzeichnungen einen fesselnden kulturgeschichtlichen Beitrag darüber dar, mit welcher lächerlichen und wegen ihrer Kleinlichkeit erbärmlichen Dingen sich ein Regent damaliger Zeit als Vater seiner Landeskinder abgeben mußte.

Viele Jahre lang bestand zwischen Kurpfalz und dem Hochstift Speyer ein Streit darüber, wer den katholischen Pfarrer in Hockenheim setzen dürfe, Kurpfalz oder das Hochstift. Nachdem die Meinungsverschiedenheiten über diesen Punkt, der weniger eine Prestigefrage als eine steuerliche Angelegenheit bedeutete, aus der Welt geschafft waren durch einen Vergleich, wonach zweimal nacheinander Kurpfalz den Pfarrer ernennen sollte, das dritte Mal das Hochstift, kam es wieder zu langwierigen diplomatischen Verwicklungen, die aus der Persönlichkeit des 1758 durch das Hochstift präsentierten Pfarrers Johannes Erasmus Berg (ein wahrer Sorgenberg!) entsprungen waren. Der zum Jähzorn geneigte Pfarrer hatte „es gern mit einem Glas Wein zu tun“, wie ein kurpfälzischer Wachtmeister angab. Wenn es bei dem einen Glas sein Bewenden gehabt hätte, wäre dagegen wohl nichts einzumenden gewesen. Aber es blieb gewöhnlich nicht dabei, er hatte es lieber mit mehreren zu tun und liebte auch das Kartenspiel, den „Tuback“ und „andere Notwendigkeiten“. Da die pfarramtlichen Einkünfte, die wegen schlechter Zeitläufe (Kriege, Ueberschwemmungen durch den Rhein und andere Naturkatastrophen) nicht so waren, wie sie sollten „laut Kompetenz“, verlegte sich der geistliche Herr auf das Schuldenmachen. Dem Christian Walther, in Diensten bei Obrist von Spanjki, schuldete er 31 Gulden, dem kurpfälzischen Hauptmann von Feldern 150 Gulden, dem „gelben Creuzwirth“ Nebb von Mannheim (der hatte den richtigen Namen!) 54 Gulden und dem Hirschwirt Heinrich Weiß zu Hockenheim „vor Tuback, Wein und andere Notwendigkeiten“ 143 Gulden. Da alle diese Leute „zu keiner Zahlung nicht gelangen“ konnten, verklagten sie den Pfarrer bei der kurpfälzischen Regierung, welche die Sache untersuchen ließ.

In der Klageschrift des Heinrich Weiß von Hockenheim heißt es: „Es ist nunmehr drenzehn Jahre her, daß ich aus göttlicher Eingebung (?) dem Judaismum abgeschworen und mich zu dem wahren Liecht der Catholischen Kirchen gewendet, darauf als

ein leibsgebrechlicher Proselit mit gnädigster Erlaubnus mich in Loco Hockenheim häufiglich niedergelassen und zeithero aus einem geringen Krämllein (Weiß hatte einen Kramladen und betrieb nebenbei eine Wirtschafft — heute Gasthaus „Fortuna“) meine Lebensucht kümmerlich gezogen habe. Da nun aber der Catholische Pfarrer, Herr Berg, mir vor ausgenommene Waren, Tuback, Wein und andere Notwendigkeiten, mit welchen ich demselben in Bedurfnus Fällen zu statten gekommen, annoch einen Rest von 143 Gulden 54 Kreuzer schuldig geblieben . . .“, so wolle er gebeten haben, dem Pfarrer den Ostern 1765 fälligen „Tubackszehenden“ mit „Arrest zu bestriicken“, ansonsten er, Weiß, noch von seinem Häuslein „abgetrieben“ werde. Auch die übrigen Gläubiger hatten Klage erhoben, sodaß die kurpfälzische Regierung nicht anders konnte, als die Angelegenheit zu bereinigen.

Schultheiß Arnold Weber und zwei Gerichtsleute begaben sich auf Befehl der Regierung in des Pfarrers Wohnung, um ihm den Arrestbefehl vorzuzeigen. Der Pfarrer aber geriet nach den Angaben der Zeugen „in die höchste Furie“ und stieß die Worte aus: „Was, der Vicekanzler (von Sußmann), der Podagramer! Dem ist das Podagra in das Hirn gestiegen und hatt ihme das Hirn vertrucknet! Das Kalbshirn! Der Dohs! Der Esell! Der Narr! Den werd ich beim Churfürsten verklagen, auch ihme selbstn sagen, daß er ein Narr und ein Esell ist! Das hat er einseitthig und vor sich gethan. Ich will ihme seine Streich noch an den Tag thun. Die auf der Regierung verstehen alle nichts! Der Mannheimer Stattrath müßte selbige noch lernen! etc. . . .“ Das „erschrockliche Lästern“ sei noch weiter gegangen. Da hätten sie ihm seinen Tabak gelassen und seien wieder abgezogen. Gerichtsmann Diedrich gab weiter an: Am folgenden Sonntag habe er den Herrn Pfarrer im Laden des Weiß getroffen, da habe er wieder angefangen und auch den Hofkanzler von Reibold einen Narren, Dohsen, Esel usw. genannt. Auch der Wachtmeister, der Korporal und andere Leute, die aus der Wirtschafft nebenan herausgeschaut, hätten es gehört. Die Drians'sche Ehefrau bezeugte, der Pfarrer habe gesagt, „so schöne Sachen“ (nämlich, einem Geistlichen derartig zu kommen) könnten nur „junge Kognasen“, die man zu Regierungsräten gemacht habe, machen. Ihr Mann, Gerichtsmann Adrian Drians, bestätigte die „Kognasen“ und fügte hinzu, der Pfarrer habe gesagt, kaum seien sie der Hochschule entlaufen, hätte man sie schon zu Regierungsräten ernannt. Wenn er, der Pfarrer, in der Regierung säße, würde er andere Sachen zeigen und vorlegen. „Hier ist der Regierungskopf“, habe er sich gerühmt und dabei auf seinen Kopf gedeutet. Wenn man alles aufschreiben wollte, was der Pfarrer noch weiter gelästert habe, müßte man ein ganzes Buch voll schreiben. Hiob Hocker, auch vom Orts-

gerichtet, äußerte sich, er sei nicht mit zum Pfarrer gegangen, um ihm den Arrestbefehl zu eröffnen, weil er den Pfarrer zum Rasieren habe und er sich auf solche Art nicht mit ihm verfeinden wollte.

Um den Vizkanzler von Sußmann wieder gut zu stimmen, schickte ihm Pfarrer Berg zum Jahreswechsel einen überschwenglichen Glückwunschsbrief. Aber das nützte ihm nichts. Die kurpfälzische Regierung stellte beim hochstift-spenerischen Vikariat in Bruchsal den Antrag, Pfarrer Berg, „diesen Staatsverbrecher und Lasterer“, zu bestrafen und von Hockenheim zu versetzen. Nur so könne man ihr „hinreichende Genugthuung verschaffen“. Das Vikariat lud den Pfarrer vor, der bestritt, derartige Schimpfworte ausgestoßen zu haben. Der Schultheiß und der Diedrich seien seine ärgsten Feinde. Auch die Gemeinde sei nicht mit ihnen zufrieden. Der Schultheiß sei sogar schon verschiedener Diebstähle überführt worden! (Das stimmt nicht! Schultheiß Weber war ein anständiger, wegen verschiedener fortschrittlicher Maßnahmen, z. B. Entwässerungsversuch in der „Marlach“ — wird 1934 endlich durchgeführt — vielfach angefeindeter Mann.) Er, Pfarrer Berg, erwarte von Herrn von Nesselrod soviel Geld in den nächsten Tagen, daß er seine Gläubiger alle befriedigen könne. Nach gewährter Bedenkzeit erklärte er weiter: Wohl sei er über den Arrestbefehl entrüstet gewesen, aber er habe gesagt: „Jesu Christe! Was denken die Herren! Es ist ja dumm und verflucht, man meinet, dem Mann wäre das Hirn vertracknet! Die in der Mannheimer Regierung haben mir als einer geistlichen Person nichts zu befehlen!“ usw.

Das Vikariat teilte das Ergebnis seiner Untersuchung der kurpfälzischen Regierung in Mannheim mit und lehnte eine Maßregelung Bergs ab. Nun griff Kurfürst Karl Theodor persönlich ein und verlangte in einem eigenhändig unterschriebenen Schrei-

ben von dem Kardinal und Fürstbischof in Bruchsal, Berg, der sich nur herausreden wolle, dadurch zu bestrafen, daß man ihn auf ein halbes Jahr ins Korrektionshaus (!) nach Bruchsal zu seiner Besserung schicke. Auf Vorschlag der Eminenz gab sich Karl Theodor damit zufrieden, daß Berg ein halbes Jahr lang bei wöchentlich einem Fasttag mit Wasser und Brot geistliche Exerzitien im bischöflichen Seminar in Bruchsal anstellte.

Nach Ablauf der Bußzeit mußte Pfarrer Berg an sämtliche beleidigten Personen der Mannheimer Regierung Entschuldigungsbriefe schreiben, worin er sie jedoch erneut beleidigte. Deshalb bekam er von einem kurpfälzischen Rechtsgelehrten ein Muster ausgearbeitet, das er dann „buchstäblich“ abschreiben mußte. Am Schluß enthielt es die Bitte an das Regierungskollegium in Mannheim, man möge beim Vikariat beantragen, daß er wieder nach Hockenheim zurückkehren dürfe. Das geschah, aber mit dem Bemerkten, man möge ihm „einschärfen, daß er sich künftig eines einem Geistlichen mehr gemäßen Betragens befleißige, das Schuldenmachen seyn lasse und auch von dem unmäßigen Trinken abstehe“.

Erst dann „retournierte er nagelneu im Geiste gestärket aus dem Seminario“, wie sein unmittelbarer Vorgesetzter, Dechant Weber vom St. Leoner Landkapitel, sich ausdrückte. Später stellte sich heraus, daß Pfarrer Berg jahrelang die Eheschließungen, Geburten, Taufen und Sterbefälle nicht in die Kirchenbücher eingetragen hatte. Nur mühsam und durch vorsichtige Erkundungen, um das Vertrauen in diese Bücher, welche damals die Standesbücher waren, nicht zu erschüttern, konnte sein Vertreter, der Substitutus Leonardus Fransiskus Goetter, sie notdürftig wieder in Ordnung bringen. Im Jahre 1775 verschwand dann Pfarrer Johann Erasmus Berg unseligen Angedenkens endgültig aus Hockenheim.

Kurfürst Karl Theodor in Deidesheim

Von Dr. jur. Arnold Siben-Deidesheim

Die nachbarlichen amtlichen Beziehungen zwischen Kurpfalz und dem Hochstift Spener waren jahrhundertlang getrübt. Waren es auch nicht immer weltbewegende Dinge, um die man stritt, so ging doch der Konfliktsstoff nicht aus. Oft mußten Kaiser und Reichskammergericht angerufen werden. Bald waren es Zoll-, bald Leibeigenschaftsstreitigkeiten, um die man sich erhitzte; viel Verdruß brachte der langwierige Wildfangsstreit, der notdürftig durch den Schiedsspruch von Heilbronn, das Laudum Heilbronneuse vom 7./17. Februar 1667, geschlichtet wurde, besonders heftig und lang waren die Geleitsrechtsstreitigkeiten, d. h. die Streitpunkte, die sich um die Ausübung des kurpfälzischen Geleits-

rechts auf fürstbischöflich spenerischem Gebiet am Haardtgebirgsrand drehten. Dabei war immer ein heiß umstrittener Punkt das Recht der Geleitsdurchführung durch die seit 1360 bzw. 1395 befestigte hochfürstlich spenerische Amtstadt Deidesheim, das prätendierte jus aperture Deidesheimensis, um das viel gekämpft und in Konferenzsälen vom 16. bis ins 18. Jahrhundert debattiert wurde. — Schließlich kam im 18. Jahrhundert der ursprünglich lokale, dann aber zum „interstaatlichen“ Streit der beiden Nachbarländer Kurpfalz und Hochstift Spener ausgewachsene große Waldstreit, in den sich die kurpfälzischen Gemeinden St. Lambrecht, für diese auch die Universität Heidelberg als Grundherr-

schaft, Gimmeldingen und Haardt (bei Neustadt a. d. Haardt) gegen die Stadt Deidesheim als Besitzerin eines an diese Gemeinden angrenzenden sehr großen Waldes einließen, und der auch nach dem Vertrag von 1755 mit großer Hestigkeit beiderseits weitergeführt wurde, hinzu. Das Mannheimer Schloß und dessen „Ministerstube“ könnten von vielen und langwierigen Verhandlungen dieserhalb erzählen, in denen die Vertreter Deidesheims und der fürstbischöflichen Regierung mit der pfälzer Regierung und dem hohen Ministerium zusammensaßen, ohne greifbare Erfolge, ja oft mit bitterem Ende.

Während so die amtliche Atmosphäre zwischen Kurpfalz und Hochstift Speyer häufig und lange gespannt und geladen war, blieben die persönlichen Beziehungen der nachbarlichen Regenten meist durchaus freundschaftliche und angenehme. Namentlich standen Seine kurfürstliche Durchlaucht Karl Theodor und Seine hochfürstliche Gnaden der Fürstbischof Graf August von Limburg-Stirum in gutem Einvernehmen. — Nicht nur offizielle Besuche wurden unter ihnen ausgetauscht, man kam auch manche Male zu Jagd und geselligem Leben zusammen — und nicht immer dann in den beiderseitigen Residenzen Mannheim und Bruchsal. So war auch Deidesheim wiederholt Ort des Zusammentreffens beider hoher Herrn.

Wie oft der pfälzer Kurfürst gastlich innerhalb der Mauern der Stadt Deidesheim weilte, ist noch nicht festgestellt. Es mag öfters gewesen sein, als wir bis jetzt wissen. Ein vielleicht mehrmals gegebener Anlaß war wohl die Tatsache, daß lange Jahrzehnte hindurch Hofdame bei der Kurfürstin Elisabeth Auguste, der Gemahlin Karl Theodors, eine Freiin Leopoldine von Ketschau war, die Mitbesitzerin des damals größten adeligen Weinguts in Deidesheim und des vornehmen Gutshofs der Freiherrn von Ketschau war.

Von zwei Besuchen Karl Theodors in Deidesheim ist uns Nachricht erhalten, und melden kurz alte vergilbte Blätter im Stadtarchiv Deidesheim. Der eine Besuch fand im Herbst 1770 statt. Das Hochstift Speyer hatte eben in der Person des bisherigen Domdekans Graf Limburg-Stirum nach Kardinal von Huttens Tod einen neuen Landesherren erhalten. Eben hatte dieser in der Schloßkirche in Bruchsal von dem ihm befreundeten Fürstbischof von Hildesheim und Paderborn Friedrich Wilhelm von Westphalen zu Fürstenberg die Bischofsweihe erhalten. Offenbar sollte diesem hohen Gast anschließend an die kirchliche Feier einige Erholung und Abwechslung geboten werden. Es lag nahe, daß der neue Fürstbischof den „Fürsten von Hildesheim“, wie er in den Akten genannt wird, in die wertvollsten Besitzungen seines Landes links des Rheins, in das Edelweingebiet an der Mittelhaardt führen wollte, zumal in der Zeit der Traubenreife und Weinlese, nach Deidesheim, wo er ein, übrigens

nicht sehr ausgedehntes, Schloß besaß. — Das Deidesheimer Ratsprotokoll vom 8.12.1770 vermerkt knapp, daß vor kurzem — es dürfte Ende September, Anfang Oktober gewesen sein — die Stadt Deidesheim die Ehre hatte, den Landesherrn Graf Limburg-Stirum, Fürstbischof von Speyer, fünf Tage lang in ihren Mauern zu beherbergen und bei dieser Gelegenheit Seiner hochfürstlichen Gnaden Herrn von Westphalen, Bischof von Hildesheim, sodann seine kurfürstliche Durchlaucht zu Pfalz, Karl Theodor, nebst „eines weiteren fürstlichen pfälzischen Prinzen namens Gallian“ (gemeint ist der Großhofmeister und besondere Vertraute des Kurfürsten, der Herzog Karl Anton Hyazinth von Gallean, gestorben 1778 in Mannheim und dort in der Sebastianuskirche begraben) innerhalb seiner Ringmauern zu haben“.

Es war also damals eine erlauchte fürstliche Gesellschaft im bischöflichen Schloß in Deidesheim, das nach der Zerstörung durch die Franzosen von 1689 wieder wohnlich und würdig aufgebaut war, versammelt. Außer seinem Konsekrator hatte Stirum auch den Gebietsnachbarn, Kurfürst Karl Theodor mit Begleitung, als Gäste in Deidesheim. Ueber den Empfang, der sicher festlich genug war, ist der Aktennotiz nichts zu entnehmen. Sicher veranstaltete der fürstliche Gastgeber, der ein großer Jagdfreund war, zu Ehren seiner hohen Gäste Jagden und kredenzte so manche Flasche von seinen edelsten Weinen. Ueber die Dauer des kurfürstlichen Besuches sagt das Protokoll nichts, wir wissen also nicht, ob Karl Theodor auch Nachtlager in Deidesheim hielt; aber anregende und genußreiche Stunden mögen es gewesen sein, die die hohen Herrschaften in Deidesheim verlebten.

Von einem zweiten Besuch Karl Theodors in Deidesheim berichtete ein unscheinbarer alter Rechnungsbeleg der Bürgermeistereirechnung von 1772, den ich zufällig unter anderen alten, bedeutungslosen Belegen fand. Daraus ergibt sich, daß „anläßlich der v. Ketschaischen Herbstlaas“, wie es auf dem Zettel heißt, also im Oktober 1772 — der Tag fehlt leider — außer Seiner hochfürstlichen Gnaden dem Landesherrn und Fürstbischof Graf Limburg-Stirum Ihre kurfürstliche Durchlauchten zur Pfalz, Karl Theodor, sowohl wie die Kurfürstin Elisabeth Auguste nach Deidesheim kamen. Vielleicht war die Einweihung des eben vollendeten Neubaus des freiherrlich von Ketschaischen Gutshauses, das nach den noch erhaltenen Plänen recht ansehnlich und vornehm mit dem für die Zeit charakteristischen Mansarddach an dem Heumarkt in Deidesheim stand (an seiner Stelle und auf seinen Grundmauern steht heute das Wohnhaus des Herrn Geh. Rats Dr. v. Bassermann-Jordan), ein weiterer Anlaß zum hohen Besuch. Der von Ketschaische Neubau war übrigens unter Oberaufsicht des Kurators des erkrankten Hofgerichtsrats von Ketschau, des Ministers Frei-

herrn von Oberndorff (Mannheim) durchgeführt worden. Die eigentliche Besitzerin war aber neben ihren Neffen Freiherrn von Lehrbach, den Söhnen ihrer verstorbenen Schwester, und dem kranken Bruder, Hofgerichtsrat von Ketschau, die Hofdame der Kurfürstin, Freiin Leopoldine von Ketschau. Ob Minister von Oberndorff als von Ketschaischer Kurator in Begleitung seines Herrn bei dem Besuch in Deidesheim zugegen war, darüber berichtet uns das vergilbte Blättchen nichts. Doch ist es sonst aufschlußreich. Es enthält nämlich die Aufwendungen, die die Stadt Deidesheim anlässlich des hohen Besuches zu machen hatte. —

Ehe der Ehrentag für das Haus von Ketschau kam, hatte man nach Vollendung des Hauses auch Vorkehrungen getroffen, daß die Zufahrt zum Hof für die kurfürstlichen Wagen möglichst bequem gestaltet werde. Aus den Spenerer Hofratsprotokollen von 1772 (G.-L.-Archiv Karlsruhe) ist zu entnehmen im September, daß man nach Bericht des Amts Deidesheim nach Bruchsal zur Verbesserung der Zufahrt — sie ging damals noch über den Heumarkt durch das südliche große Gutstor, das heute nicht mehr als Zufahrt benützt wird — durch Versetzen eines störenden Brunnens für die Einfahrt größerer Karossen Platz schuf.

Am Tag selbst hatte die Stadt alles zu festlichem Empfang aufgeboten. Der Ausschuß, also die Bürgerwehr, war ausgerückt und salutierte die hohen Gäste bei Ankunft und Abfahrt mit freudigen Salven. In dem alten Stadtrechnungsbeleg heißt es hierzu: „In höchster Ankunft Ihrer kurfürstlichen Durchlauchten zur Pfalz seindt zu Empfangskosten erwendet worden: Für 10 Pfund Pulver, beede höchste herrschaftliche Personen in der Ein- und Rückfahrt zu salutieren, auch während der Mahlzeit in deren von Ketschaischen Haus Salve zu geben . . . 4 fl. 40.“

Nach dem Einzug des kurfürstlichen Paares in der Stadt fand also in dem von Ketschaischen Haus

Tafel statt, während deren wieder Ehrensälven abgeschossen wurden. Dazu hatte die Stadt eine Musikkapelle bestellt, die während des Essens im von Ketschaischen Hof spielte — die Rechnung weist dazu aus und fährt fort: „Den Musikanten wegen ihrem in dieser Zeit gerührten Spiel 14 fl. 24 Kr.“

Und noch etwas Besonderes: Die Stadt machte „beeden höchsten Herrschaften zum Präsent je 1 Simmere Kastanien und 1 Simmere Mandeln“, also die edelsten Bodenerzeugnisse seiner südlichen Sonne, die Deidesheim neben seinen Weinen bieten konnte. Hierfür gingen nach der Rechnung der Stadt 4 fl. 56 Kr. auf.

Am Abend kehrte das Kurfürstenpaar wieder unter dem Krachen der Gewehrsalven des zur Verabschiedung erschienenen Ausschusses wohl nach der kurfürstlichen Residenz in Mannheim zurück.

Um den Rechnungsbeleg vollständig mitzuteilen, sei angefügt, daß die Musikanten (Pfeifer) zur Belohnung von der Stadt im Wirtshaus zum Lamm in Deidesheim (Haus am Südeck der Hauptstraße und Weedgasse, als Wirtshaus längst eingegangen) mit Hammelbraten traktiert wurden . . . 45 Kr.

Im ganzen verausgabte die Stadt 24 fl. 24 Kr. und es geschah auf Befehl des Landesherrn und Fürstbischofs, Graf Limburg-Stirum. Die Zahlungsanweisung, ausgefertigt von Ober- und Unterschultheiß und Rat der Stadt Deidesheim, d. d. Deidesheim 26. Novembris 1772, besagt hierzu:

„Da dieser Aufwand bei jüngster höchster Anwesenheit diesjähriger von Ketschaischer Herbstlaas Ihro hochfürstlichen Gnaden unseres gnädigen Landesherrn zu beider durchlauchtigster höchsten Herrschaften von Kurpfalz (sc. Begrüßung) auf ergangenen gnädigsten Befehl geschehen, so können vor-spezifizierte fl. 45 Kr. an ihr Behörende aus dem Börgermeisterenamt zahlt werden.“ —

Soviel aus alten Papieren über Besuche des Kurfürsten Karl Theodor in der hochfürstlich spenerischen Amtsstadt Deidesheim.

Veranstaltungen des Altertumsvereins

Ausflug Madenburg—Trifels.

An einem herrlichen Spätsommertag unternahm der Mannheimer Altertumsverein, Sonntag, den 7. Oktober 1934, einen Tages-Ausflug in die Pfalz. Die Fahrt ging zunächst mit dem Omnibus der Rheinebene entlang bis Spenyer und dann über Landau nach Eschbach. Man wanderte hinauf zur weiträumigen Madenburg und weiter durch den herbstlich gefärbten Laubwald, dem Bergrücken entlang, hinüber zu den mächtigen Trümmern des Trifels. Von jener historisch bedeutamen Stätte, wo einst die Kleinodien des Heiligen römischen Reichs deutscher Nation verwahrt wurden, schweifte der Blick hinüber auf die beiden zugehörigen Festen Anebos und Münz und weiter auf die burgenbekrönten Anhöhen voll romantischer Schönheit. Was diese Landschaft an Größe und Tragik innerhalb einer

tausendjährigen Geschichte erlebte, wurde den Teilnehmern lebendig durch die trefflichen Erläuterungen der Herren Pfarrer Bindo, Annweiler, und Museums-Kustos Dr. Jacob. In besonderem Maße ist jenes Burgenystem mit dem pfälzischen und deutschen Schickal verknüpft, weil es an einer der wichtigsten Straßen lag, die westlich über das Elsaß nach Frankreich vordrang. Nach dem gemeinsamen Mittagmahle im „Schwanen“ zu Annweiler führte die Rückfahrt durch die fröhlichen Gassen pfälzischer Weinorte, vorbei an den sonnenbeglänzten und reben schweren Hängen der Haardt.

Ausflug nach Dossenheim.

Als weiteren Tagesausflug unternahm der Altertumsverein, Sonntag, den 14. Oktober 1934, eine Dreiburgen-

fahrt nach Dossenheim zur Besichtigung der neuerdings freigelegten Anlagen: Walsberg, Kronenburg und Schauenburg. Hermann Kraft, Vorstand des Heimatvereins Dossenheim, ist es zu verdanken, daß Oberbaurat Dr. Schmieder, Heidelberg, mit Hilfe des freiwilligen Arbeitsdienstes die Ausgrabungen planmäßig in die Wege leitete, so daß sich dem Beschauer heute ein überraschendes Bild bietet. Unter Führung Dr. Schmieders erhielten die zahlreichen Teilnehmer einen trefflichen Einblick in die neu aufgedeckten mittelalterlichen Wehrbauten. Auf dem Walsberg sah man eine Anlage um 1100 n. Chr.; jünger ist die Kronenburg, die in ihren Hauptbauten um 1200 entstanden sein dürfte, die Schauenburg geht im wesentlichen auf die Zeit um 1100 zurück. Aufschlußreich und ganz neuartig waren die Ausführungen des Herrn Hans Christoph Schöll, Heidelberg, der die sechseckige Umfassungsmauer am Walsberg mit der Anlage eines großen vorgeschriebenen Kultbezirks in Verbindung brachte. Herr Schöll wird in einem Mitgliederabend des Altertumsvereins seine Untersuchungen näher darlegen.

Vortrag Universitätsprofessor Dr. Gustav Neckel-Berlin: Staat und Gesellschaft bei den heidnischen Germanen.

Für den 1. Wintervortrag, der am 22. Oktober im Vortragsaal der Kunsthalle stattfand, war Prof. Dr. G. Neckel aus Berlin gewonnen worden. Er ging in seinem Vortrag über „Staat und Gesellschaft bei den heidnischen Germanen“ von der isländischen Volksverfassung aus, deren Staatsführung von dem aus dem Volke auf den Schild erhobenen Heerführern und den ebenfalls gewählten „Gesetzesprechern“ geleitet wurde. Die „Majestät von Gottes Gnaden“ war ein Ergebnis des kirchlich-christlichen Mittelalters. Sie hat im heidnischen Germanien kein Vorbild. Die Gesellschaftsordnung bei den heidnischen Germanen beruhte auf der Gliederung des Volkes in Adelige, Freie und Sklaven und auf dem Treueverhältnis in Liebe und Ehe und auf der Achtung der Frau und Mutter. Der „Brautkauf“ bei den Germanen ist eine philologische Legende ohne zutreffende Wahrheit, ist vielmehr ein der Braut zugewendeter Vermögensteil. Gleiches Erbrecht bestand für Söhne wie Töchter. Die Kirche hat die Stellung der Gesellschaft und Frau zur christlichen Zeit weder höhergehoben, noch versittlicht, wie aus den Hegenverbrennungen und den Religionskriegen hervorgeht. Der auf breiter Grundlage aufgebaute Vortrag räumte mit manchen Vorurteilen gegen die heidnisch-germanische Volksverfassung auf und wurde durch warmen Beifall verdankt.

I—r.

Mannheimer Führung: Besichtigung des Palais Brezenheim.

Das Palais Brezenheim (Rhein. Hypothekenbank). Am Samstag, 27. Oktober 1934, nachmittags, versammelte sich eine bemerkenswert große Zahl von Freunden und Mitgliedern des Altertumsvereins vor A 2, um die Führung von Prof. Dr. Beringer durch das bemerkenswerte Bauwerk des Palais Brezenheim mitzumachen. Prof. Dr. Beringer stellte das Bauwerk zwischen die Bauweisen des 18. und 19. Jahrhunderts. Es schließt in seiner harmonisch gegliederten Gestaltung die Stile des Barock und Rokoko ab und leitet die neue eklektische Bauweise des 19. Jahrhunderts ein. Diese Merkmale wurden aus Grundriß, Raumbildung und Zierweise entwickelt. Von den Außenfassaden ausgehend, schritt man zu der Ge-

staltung der Innenräume fort, in denen der Architekt und Bildhauer Verschaffelt die musterhaften Repräsentations- und Wohnräume mit Hilfe seiner Mitarbeiter an der Akademie durch Gemälde und Stuckarbeiten zu Vorbildern eines vollendeten Stilwerkes schuf, die Karl Theodor für die Kinder seiner Nebenfrau errichtete. Die Namen der Maler F. A. Leydendorff und H. E. Brandt und Stassens wurden ebenso herangezogen, wie die Plastiker Bouchardon, Pozzi und Verschaffelt für das Werk Verschaffelts Einfluß gebend waren. Nach 1 1/2 stündiger Wanderung durch das Gebäude schloß Prof. Beringer seine Führung mit dem Dank an die Erschienenen und an die Direktion der Rheinischen Hypothekenbank, die den Besuch des kostbaren Hauses ermöglicht hatte.

r.

Vortrag Universitätsprofessor Dr. Franz Steinbach-Bonn: Die Saar im westdeutschen Grenzkampf. (Montag, 5. November 1934.)

Der Redner ging von zwei Grundlagen des Deutschen Abwehrkampfes an der Saar aus: einmal handelt es sich nicht um einen 1000 jährigen Abwehrkampf, sondern erst 1661 setzte der erste französische Angriff auf die Saar ein, und zum zweiten ist das Land an der Saar völkisch-kulturell deutsch seit den ältesten Zeiten unserer Geschichte. Warum ist nun seit dem 17. Jahrhundert die Saar umkämpft? Nicht, wie die französische Begründung 1919 es darstellen wollte, aus wirtschaftlichen, sondern nur aus militärischen Gründen. Die französische Saarpolitik der letzten Jahrhunderte beweist dies zur Genüge. Nachdem Frankreich 1648 über Metz, Toul und Verdun seine Grenze vorgeschoben hatte, ließ es sich 1661 von Lothringen eine Militärstraße abtreten, die Bauban als „Weg für den Durchgang nach Deutschland“ erklärte. Auf Grund eines militärischen Gutachtens wählte Mazarin die Punkte auf der Karte als französische Erwerbungen aus, durch deren Wegnahme die Verbindung der oberitalienisch-habsburgischen Besitzungen mit den Niederlanden (von Mailand über Besançon nach Toul) zerstört wurde. Das Ziel seiner Politik war dabei Trier und der Mittelrhein. Als dann Ludwig XIV. vergeblich die Niederlande zu erobern suchte, wurde die Saarbefestigung in das französische Befestigungssystem, das von Dünkirchen bis Basel lief, eingebaut. Choisy wählte Saarlouis als die neue Festung aus, mit der die „frontière défensive“ ihre Spitze gegen die Pfalz bekam. Auch als Ludwig XIV. im Frieden zu Ryswick auf den Oberrhein und Lothringen zurückgeworfen wurde, hielt Frankreich fest an den zwei besetzten Punkten Saarlouis und Landau und war bestrebt, seine Grenze weiter nach Osten zu berichtigen. So rückte der zweite Höhepunkt der französischen Offensive gegen die Saar und den Rhein zur Zeit der französischen Revolution und Napoleons heran. Daß 1814 die unbegreifliche Festsetzung der Grenze an der Saar erfolgte, erklärt sich wohl aus Talleyrands Bestreben, die Saarstellung unter allen Umständen zu halten. Die damals festgesetzte Grenze hatte nur für ein Jahr Gültigkeit und war durch keinen Stein bezeichnet worden, trotzdem bildet sie die Grundlage für die französischen Ansprüche im 19. Jahrhundert und 1919. Wirtschaftliche Momente dienten dabei stets zur Bemäntelung der militärischen und politischen Ziele. Es war ein großes Verdienst Bismarcks in den 60er Jahren, Frankreichs Ansprüche nach Luxemburg verschoben zu haben. Nach 1871 gab es keine Saarfrage mehr. Die Saar war in der sicheren Hut des 2. Reiches und als Bismarck im Elsaß gegenüber seinen militärischen Ratgebern die völkische

Grenze durchgesetzt hatte, schien eine entscheidende Wendung in den Grenzverhältnissen zwischen Frankreich und Deutschland eingetreten zu sein. Aber Elsaß-Lothringen wurde das Schlagwort für die Revanche-Politik, die im Weltkrieg ihre Befriedigung fand. 1918 schien für Frankreich der Augenblick gekommen, die Hand auf das Rheinland zu legen und das alte Ziel französischer Expansionspolitik: Saarlouis—Landau—Mainz tauchte wieder auf. Frankreichs Anteil am besetzten Gebiete bewies, wie es nicht nur nach militärischer Kontrolle, sondern nach der Schlüsselstellung an Saar und Rhein strebte. Pufferstaaten sollten nach Fochs Plan Frankreichs Stellung erleichtern. Der rheinische Volksaufstand zerstörte diese französischen Absichten, sodaß der Kampf an der Saar politisch für Frankreich zu einem Rückzugseinsatz wurde. Militärisch allerdings erreichte Frankreich 1919 den Rhein, den es auch nach der Besatzungszeit noch durch die entmilitarisierte Zone sich sichern wollte. Politisch-völkisch mißlang ihm dies jedoch vollkommen. Wie schon 1814 unter der Führung eines Stein, Humboldt und Görres die Saarbevölkerung sich wehrte gegen die Einverleibung in Frankreich, so erneuerte sich in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts der Volks-

wille der Saarländer für Deutschland. Während der eifrigen Tätigkeit, die damals die französische Presse entfaltete, blieb für die Saarbevölkerung das Wort des Prinzen Wilhelm von Preußen ein Trost, der erklärte, er werde „niemals für die Abtretung des Landes an der Saar sich bereit erklären“. Und für Bismarck, der seinerseits stillhalten mußte, um Napoleon nicht zu reizen, war die völkische Treue der Saarländer die Voraussetzung seiner großen Erfolge bei der Einigung Deutschlands im 2. Reich. Die harte Probe, die wiederum Deutschland in der Saarfrage auszuhalten hat, wird entschieden werden durch die Treue der Saarbevölkerung, die den Eckpfeiler der Deutschen Abwehr im 3. Reich ausmacht. — Die sachlich ausgezeichnet begründeten Ausführungen des Redners fanden reichen Beifall. Prof. Dr. Gropengießer gab der Stimmung der Zuhörer trefflichen Ausdruck, als er am Schluß der Veranstaltung zu einem dreifachen Sieg-Heil auf die Saarbevölkerung aufforderte.

Dr. Gr.

Wir verweisen auf die Schrift von Herold-Niesen-Steinbach: Geschichte der französischen Saarpolitik. (Verlag Köhrschied, Bonn.)

Zeitschriften- und Bücherschau

Neue Literatur über den Mannheimer Bildhauer Paul Egell

1. Kurt Martin: Der Bildhauer Paul Egell als Graphiker, Oberrheinische Kunst, Jahrgang 1933, S. 179.

Der Mannheimer Bildhauer Paul Egell ist in jüngster Zeit wiederum in den Brennpunkt allgemeinen Interesses gerückt. Von den verschiedensten Seiten aus ist das Schaffen des Meisters teils in freundschaftlichem Gedankenaustausch, teils ganz unabhängig voneinander durch den Nachweis wichtiger Skulpturenwerke bereichert worden.

Kurt Martin hat neue, fruchtbare Gesichtspunkte klargelegt. Sein Aufsatz gibt Einblick in die noch viel zu wenig berührten Probleme, wie sich der Spätbarock mit der Kultur der Antike lebendig auseinandergesetzt hat. In den Mittelpunkt dieser Untersuchungen sind die zahlreichen, bis jetzt nicht auffindbaren Handzeichnungen Paul Egells gerückt, die durch Kupferstiche und Radierungen des Mannheimer Malers Philipp Hieronymus Brinckmann und auswärtiger Künstler, wie Martin Tiroff, Johann Gottfried Thelott, Michael Köhler, Philipp Andreas Kilian u. a. sich einermäßen, wenn auch nur in handwerklich vergrößerten Nachstichen, rekonstruieren lassen. Diese graphischen Blätter bilden den Buchschmuck der „Scriptores Historiae Romanae“, die der bedeutende Historiker der Heidelberger Universität Benno Caspar Haurissius 1743 im ersten und zweiten Band veröffentlicht hat, und dessen dritter Teil 1748 erschien. Zu einer künftigen Egell-Monographie, die nicht nur den Nachweis zu führen hat, inwieweit der Stil des Bildhauers auf seine Zeitgenossen und die jüngere Künstlergeneration gewirkt hat, sondern auch die geistesgeschichtlichen Hintergründe der Zeit klären muß, bedeutet Martins Aufsatz eine wichtige Vorarbeit.

Da Buchschmuckzeichnungen Paul Egells vorläufig nicht nachgewiesen werden können, gewinnt die allerdings nicht gerade bedeutende Titelblattzeichnung zum kleinen Mannheimer Grundbuch von 1735 einiges Interesse. Zweifellos liegt hier ein eigenhändiges Blatt des Bildhauers vor. Es befindet sich im Besitz des Mannheimer Altertumsvereins.

2. Adolf Feulner: Zum Werk Paul Egells, Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft, Jahrgang 1934, Heft 3, S. 134.

Als weitere Abhandlung zur Erforschung des Schaffens des Mannheimer Bildhauers hat Adolf Feulner eben diesen Aufsatz in der seit diesem Jahre erstmals erscheinenden, vortrefflich ausgestatteten „Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft“ veröffentlicht. Es ist die erweiterte Darstellung des Verfassers im Handbuch der Kunstwissenschaft (Skulptur und Malerei des 18. Jahrhunderts in Deutschland, Potsdam 1929, S. 95). Auf den Mannheimer Brunnensarg des Kurfürsten Carl Philipp hatte ich den Verfasser vor Abschluß seines Handbuchs gelegentlich eines Münchner Besuchs aufmerksam gemacht, als er um Auskunft bat, ob ich weitere Werke Egells und Handzeichnungen nachweisen könne. Gleichzeitig wurden vom Mannheimer Schloßmuseum unter schwierigen Umständen Photographien hergestellt, die dieses Werk erst bekannt gemacht haben. Das im Handbuch schon veröffentlichte Relief des Hl. Ignatius und Hl. Franz Xaver (Frankfurt, Kunstgewerbemuseum) ist wohl nie ernstlich angezweifelt worden. Sehr wenig überzeugend erscheinen hingegen die Zuschreibungen der Fassadenfiguren der Heidelberger Jesuitenkirche an die Werkstatt Egells (Handbuch S. 98). In der kleinen Figur des Hl. Nikolaus aus der Sammlung Köhler in Augsburg, die in dem neuen Aufsatz Feulner in Abbildung 9 wiedergegeben wird, vermisst man die für Egell ungemein charakteristische Betonung eines Knies und die geordnete Massengliederung des Unterarms. Sie fehlt sonst nie, selbst nicht in den flüchtigsten Bozetti und den rasch niedergeschriebenen Zeichnungen des Meisters, sie findet sich auch in den Nachstichen nach den verschollenen Handzeichnungen Egells. Der Aufsatz Feulner in der Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft bringt als wesentliche Bereicherung des Werks des Mannheimer Bildhauers die vortrefflichen Abbildungen der von Demmler bereits erwähnten Portalbekrönung des Palais Thurn und Taris in Frankfurt a. M. (Abb. 5, 6, 7),

deren Puttengruppen mit Urnen jetzt im Historischen Museum zu Frankfurt a. M. verwahrt werden. Als weitere Schöpfung Egells gelang es dem Verfasser, das ausgezeichnete Relief der symbolischen Darstellung einer Beweinung Christi (Köln, Kunstgewerbemuseum) vorzustellen. Ein Blick auf das Tafelbild (Abb. 4) genügt, um zu erkennen, daß die Zuschreibung treffend ist. Die angebliche Porträtbüste des Herzogs Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken kenne ich nicht im Original. Ist die Zuweisung richtig, dann ist es ein Beweis mehr, daß man sich künftig nach weiteren Bildnisdarstellungen Egells umzusehen hat. In diesem Zusammenhang darf die Kontroverse gestreift werden, die sich ergeben hat, aufgrund meiner Zuteilung der Wormser Porträtfigur des Bischofs Franz Ludwig an den Mannheimer Meister. Ich gestehe offen, daß die Figur Elemente enthält, die für die bisherige Kenntnis des Schaffens des Bildhauers ungewöhnlich sind. Die Gestalt ist massiger, gestauchter, als wir von den Heiligenfiguren her gewohnt sind. Allein, daß Egell imstande war auch viel plastischer und formal großzügiger zu gestalten, als in den kleinen Reliefs, beweist die Gestalt Gottvaters im Giebsfeld der Mannheimer Schloßkirche, die urkundlich für Egell bezeugt ist. In unmittelbarem Zusammenhang damit gehört der Ladenburger Antonius (Mannh. Geschichtsbl. 1934, Heft 1 3, Abb. 3 u. 7—10). Der Aufbau des Wormser Grabdenkmals für Bischof und Kurfürst Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg ist nur insofern einheitlich, als er das Kompositionsschema des Hans Rupprecht Hoffmann d. Ä. (gest. 1616), wie es in dem gegenüberliegenden Bettendorf-Monument vorliegt, im wesentlichen übernimmt und in den gegebenen Rahmen in aufschlußreicher Weise Elemente des 18. Jahrhunderts einfügt. Er ist, wie man deutlich an den Fugen sieht, aus Einzelstücken zusammengeheftet, von denen manches mit Egell irgendwie in Zusammenhang gebracht werden kann, anderes gar nichts mit seinem Stil zu tun hat. In dem Bildhauer, der den nahezu klassizistischen Kopf der kleinen Statue der Pallas schuf, kann ich nicht den Schöpfer der darüberliegenden Engelköpfe sehen, noch weniger den Meister des Franz-Ludwig-Porträts oder der Figuren von Joachim und Anna an den Langhauspfeilern des Wormser Doms. Da ergeben sich überall Verschiedenheiten, die über geringe Gradunterschiede wesentlich hinausgehen. Es müßte dann schon ein raffinierter Kopist gewesen sein, der seine Handschrift beliebig verändern konnte. Würde es sich, wie Feulner annimmt, um einen jüngeren Bildhauer handeln, der im Figürlichen Egell so nahe steht, daß manchmal „eine Verwechslung möglich ist“, dann müßte dieser gelehrige Schüler auch in der Dekoration der Egell-Werkstatt groß geworden sein. Es spielt hierbei keine Rolle, daß diese Dekoration von Architekten, wie Hauberat und Bibiena, bestimmt ist und Elemente enthält, die seit den im Nachhinein vielfach verbreiteten Entwürfen eines Bernard Loro, François Cuvillies u. a. Allgemeingut der Zeit geworden sind. Figürliches und Ornamentales gehören bei Egell untrennbar zusammen. Die Ornamententwicklung, die für die zeitliche Bestimmung der Werke des Bildhauers mangels urkundlicher Quellen ein wichtiges Hilfsmittel darstellt, läßt sich nun ausgezeichnet verfolgen von dem Umrahmungswerk der Oggersheimer Birgo Lauretana (Mannheimer Geschichtsblätter 1934, Heft 4 6, Abb. 27 und 28) bis zu dem großen Berliner Altar. Aufschlußreiche Zwischenglieder bilden des Meisters Stukkaturen, die Bauplastik, seine Grabdenkmäler, zu denen als weiteres, für Egell bisher unbekanntes, das Epitaph der Gräfin Margaretha Gertrud von Schaumburg-Lippe (gest. 1726, vgl. Mannheimer Geschichtsblätter 1930,

Heft 5, Sp. 99) in der Mannheimer Trinitatiskirche gehört, endlich, wie ich demnächst darzulegen hoffe, das Schnitzwerk für Möbel, das sich für den Bildhauer urkundlich belegen läßt und wofür es auch erhaltene Beispiele gibt.

Was das Wormser Grabdenkmal des Bischofs Franz Ludwig an dekorativen Einzelheiten aufweist, ist demgegenüber geradezu kümmerlich. Hierzu steht nun die Porträtstatue des Bischofs in merkwürdigem Gegensatz. Der Bischof trägt auch nicht „eine einwandfreie Zopferücke um 1770“, vielmehr handelt es sich um die sogenannte Stutzerücke, wie sie für hohe geistliche Würdenträger in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchaus gebräuchlich ist. Bildnisse aus den verschiedensten Lebensjahren Franz Ludwigs und solche, die bald nach seinem Tode gestochen wurden, können zur Widerlegung dienen. Sie veranschaulichen zugleich, daß trotz aller höfischen Geste in der Wormser Figur ein treffliches Porträt vorliegt, das ähnliche Mainzer Bildnisstatuen, abgesehen von der des Dompropsts Heinrich Ferdinand von der Leyen (gest. 1714), an Qualität bei weitem überragt. Feulner betont mit Recht, daß nur Egell und kein anderer „deutscher Bildhauer dieser Zeit eine ähnliche bis in das letzte Glied durchempfundene, lebendige Männerhand hätte modellieren können“. Ich glaube daselbe für die Wormser Porträtfigur des Bischofs Franz Ludwig und den Ladenburger St. Antonius in Anspruch nehmen zu dürfen. So bleibt im Zusammenhang mit den Egell-Handzeichnungen, die ich mit dem Bischof Franz Ludwig in Verbindung bringen konnte, nur der Ausweg einer gewiß umständlichen Hypothese, wie sie von mir nochmals ausführlicher in der Zeitschrift Wormsgau, Jahrgang 1934, darzulegen versucht wurde. Allein vielleicht sind es doch die „Historiker und Archiroleute“, die in diesem Falle das letzte Wort sprechen werden. Des Rätsels Lösung liegt möglicherweise in den Wormser Domstiftsprotokollen im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt verborgen. Das von Rudolf Kaufisch und Otto Schmitt in Vorbereitung befindliche Wormser Dom-Inventar könnte willkommenen Anlaß sein, hier eine Lücke auszufüllen.

3. Willy Dejer: Um das Schicksal einer alten Pfarrkirche, Druck und Verlag Johann Gremm, Mannheim 1934.

Die hübsch bebilderte kleine Schrift mit dem Untertitel „Grundsätzliche Gedanken zur Wiederherstellung der Unteren Pfarrkirche zum hl. Sebastian in Mannheim“ ist für die Egell-Frage wichtig. Der Verfasser hat die sehr aufschlußreichen Akten zu dem leider für Mannheim verlorenen großen Berliner Altar benützt. Leopold Börsig konnte diese Dokumente bereits 1910 einsehen, doch sind ihm die wesentlichsten Belege entgangen. Von dem Unterzeichneten konnten sie vor Abschluß seiner Egell-Untersuchungen nicht herangezogen werden, da diesbezügliche Anfragen unbeantwortet blieben. Erst jetzt war dies möglich durch die Freundlichkeit des Herrn Kaplan Wolfgang Müller, der die Akten gemeinsam mit Willy Dejer säuberlich geordnet hat.

Es steht nun fest: Das große Altarwerk ist — wie Friedrich Walter im Gegensatz zur Ansicht Demmlers zuerst ausgesprochen, Adolf Feulner dann im Handbuch niedergelegt hat und wie es von mir näher zu begründen versucht wurde — um 1740 entstanden. Am 19. April 1739 kommt mit dem Hofbildhauer Egell und dem kurfürstlichen Kabinettstischler Franz Zeller der Ausführungsvertrag zustande. Die Staffierungsarbeiten werden tags darauf mit dem Maler und Vergolder Johann Theodor Löhr veraccorziert. Das Wichtigste und Neue aber: Der

Entwurf geht in allen Einzelheiten auf Alessandro Galli da Bibiena, den Meister der Mannheimer Jesuitenkirche, zurück. Desjers Aktenfunde sind aus zweierlei Gründen bedeutsam: Erstens muß das Urteil über Egell als den Gesamtchöpfer des Altars revidiert werden, indem Bibiena der geistige Urheber der großartigen Komposition ist, zweitens ist dokumentarisch bezeugt, daß Bibienas Angaben der Fassung sich von der heutigen Gesamtvergoldung unterscheiden. Das große Altarwerk (Mannheimer Geschichtsblätter 1934, Heft 1/3, Abb. 16—20) war in noch stärkerem Maße ein plastisches Gemälde, insofern der Kruzifixus und die trauernden Gestalten Maria, Magdalena und Johannes weiß auf Goldgrund standen. Das Antependium, das neuerdings auf dem Tauschwege als Leihgabe an das Deutsche Museum Berlin abgegeben wurde, mag bei einer künftigen Wiederherstellung der alten Fassung vorbildlich sein.

Leider ist der Original-Altarriß Bibienas nicht aufzufinden, er könnte aufschlußreich sein für die Nachprüfung, ob manche Egell-Handzeichnungen dem Mannheimer Architekten zuzuweisen sind. Die Ausführung ist nahezu ausschließlich das Werk Egells, der sowohl „Figuren als Zieraten und Architektur“ geschnitten hat. Der Anteil Zellers ist gering und künstlerisch belanglos.

Die Dekorations-Entwürfe des Alessandro Galli da Bibiena (Disegni schizzi teatrali del Bibiena, Graphische Sammlung München) sind gewiß nicht ohne Einfluß gewesen auf den Zeichnungsstil des nur wenige Jahre jüngeren Egell, allein es ist nicht so, daß der Mannheimer Meister, wie es hier dargestellt wird, nur ein begabter Bildhauer gewesen wäre, der nach fremden Vorzeichnungen geschaffen hat. Seine eigenen Entwürfe — selbst wenn man nur die wenigen signierten heranzieht — und seine allerdings verschollenen Illustrationszeichnungen beweisen das Gegenteil. Paul Egell war ein vielseitig gebildeter Künstler, er ist selbst in Rom gewesen und hat seinen Sohn Augustin zur Ausbildung nach Paris geschickt. Italienische und französische Elemente sind denn auch mit genialer Meisterschaft in dem großen Berliner Altarwerk selbständig verarbeitet. Wer Einblick in die großartige Gemeinschaftsarbeit des Barock und Rokoko hat, wird zu der Ueberzeugung kommen, daß Bibiena seinen Entwurf zum Hochaltar der Unteren Pfarrkirche dem Bildhauer Egell sozusagen auf den Leib geschriebeu hat. Nichts ist aufschlußreicher, als der Vergleich des Schnitzwerks an der kurfürstlichen Hofloge der Mannheimer Pfarrkirche, für dessen Ausführung freilich nicht der Hofschreiner Gernes (richtig Grien es), sondern der Bildhauer Johannes Mathäus van den Branden in Frage kommt (vgl. Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der Kurpfalz, 14. Band, Heidelberg 1929, S. 48, mit Angaben der alten Fassung). Was hat van den Branden aus dem Entwurf Bibienas gemacht und wie hat sich Egell mit dem Riß des Baumeisters und Theaterdekorateurs auseinandergesetzt! Dort ist die Dekoration säuberlich nachbuchstabiert und gewiß handwerklich gekonnt, hier alles bis ins letzte Detail selbständig nachempfunden und belebt. Ohne die wahre Künstlerkraft Egells hätte der schönste Entwurf Bibienas in ein Nichts zerrinnen müssen. Die Reliefs an der Kanzel verraten eine ganz andere Hand, als die des älteren van den Branden. Für sie kommt wohl nur die Egell-Werkstatt in Frage. Die Uebereinstimmung mit dem Antependium des Hochaltars ist zu offensichtlich.

Die bedeutsame Stellung Paul Egells innerhalb der deutschen Bildnerei der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird durch Desjers Aktenfund nicht erschüttert. G. Jacob.

Irshlinger, Robert: Zur Geschichte der Herren von Steinach und der Landschaden von Steinach. Sonderdruck aus der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Neue Folge, Band 47, Heft 3 und 4.

Im Rahmen der heimatgeschichtlichen Forschungen hatte bis jetzt die Geschichte der Herren von Steinach und der Landschaden, deren Burgen jedem Wanderer wohlbekannt sind, noch nicht die gebührende Beachtung gefunden. Wohl finden sich zwei Arbeiten von Ritsert und Möller, von denen aber die eine nicht alles urkundliche Material auswertet, die andere, infolge ihrer Kürze, nur für Laienkreise gedacht ist. Die nun hier vorliegende Arbeit, eine Heidelberger Dissertation, hat nun alle Möglichkeiten ausgeschöpft. Ihr liegen besonders die im ersten Teil der Arbeit veröffentlichten Aufzeichnungen des Hans Ulrich Landschad von Steinach vom Anfange des 17. Jahrhunderts zu Grunde. Diese Aufzeichnungen werden hier nach ihrer Zuverlässigkeit und nach ihrem genealogischen Wert gewürdigt. Darüber hinaus wurde aber das gesamte diesbezügliche archivalische Material der Archive Karlsruhe, Speyer, München, Würzburg, Heidelberg und der Galingischen und Helmstattischen Privatarchive benutzt. So bietet sich denn im zweiten Teil der Arbeit ein breit angelegtes Bild des Geschlechtes. Seine bedeutendsten Vertreter werden hier vorgeführt, ebenso der Bau der weithin bekannten Burgen Vorder-, Mittel-, Hinterburg, Schadeck und der weiter nördlich liegenden Harfenburg. Auch die Zugehörigkeit des von Gottfried von Straßburg gerühmten Blioger von Steinach, des Dichters des noch nicht aufgefundenen „Umbehanc“, zu dem Geschlechte der Steinacher wird hier nachgewiesen. Dieses ritterliche Geschlecht der Steinacher ging im 13. Jahrhundert infolge starker Belastung durch Heerfahrten und Kreuzzüge wirtschaftlich stark zurück, was den Uebertritt mehrerer seiner Mitglieder in den geistlichen Stand als Versorgungsanstalt zur Folge hatte. Ein jüngerer Zweig der Steinacher Linie sind die Landschaden, deren Namen man vielfach falsch als „des Landes Schaden“ gedeutet hat. Wichtig ist vielmehr die Auslegung des Verfassers als „Bewohner der Landescheide, der Scheideck“. Dieses Geschlecht erlebt durch geschickte Geldgeschäfte im 14. Jahrhundert wieder einen Aufschwung, der im 15. Jahrhundert zu einem Höhepunkt und zur Rückwerbung der früher verloren gegangenen Steinacher Burgen führt. Beigefügt sind der Arbeit eine Reihe höchst aufschlußreicher Stammtafeln, wie überhaupt das besondere Ziel der Arbeit die Aufzeichnung der genealogischen und der Grundbesitzverhältnisse war. Darüber hinaus hat es aber der Verfasser in lebendiger Darstellung verstanden, uns mit einem Stück Heimatgeschichte vertraut zu machen.

F. G. W.

K. S. Bader, Die Flurnamen von Wartenberg (Baar) und O. H. Bickel, Die Flurnamen von Rinklingen (Kraichgau) (= Badische Flurnamen, herausgegeben von Eugen Fehrle, Band 1, Heft 4 und 5. Heidelberg 1934. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 36 bzw. 40 Seiten). Mit je einem Uebersichtsplan der betreffenden Gemarkung.

Der zuerst genannte Verfasser gibt mit den Wartenberger Namen eigentlich eine Fortsetzung seiner Arbeit über Gutmadingen, die Fehrles Sammlung eröffnete. Die Gemarkung Wartenberg verdankt, wie die geschichtliche Einleitung darlert, ihre Entstehung erst der Mitte des 15. Jahrhunderts.

Sie wurde aus dem bisherigen Markgebiet von Gutmadingen und Geisingen herausgenommen, ist also nicht das Ergebnis eines Rodungsvorgangs oder allmählicher Besiedelung, sondern rein herrschaftlicher Machtentfaltung. Aus der späteren Entfaltung aus dem Gebiete benachbarter Marken erklärt sich auch die große Zahl der den ersteren entlehnten Namen. Im ganzen werden 132 Wartenberger gegen 371 Gutmadinger Flurnamen nach den für die Sammlungen maßgebenden Grundsätzen vorgeführt.

Bickel berücksichtigt in seiner geschichtlichen Einleitung besonders die Gemarkungsgehalt mit ihren Veränderungen, die Besiedelung des Dorfes, geschichtliche Ereignisse, Landwirtschaft und Allmendbesitz, Kirchen- und Klosterbesitz, den Zehnten, Rechtsverhältnisse am Rinklinger Wald, Jagdgerechtigkeit und Wiejenverhältnisse, soweit diese Fragen für das Verständnis des Flurbildes von Bedeutung sind. Die 196 mitgeteilten Flurnamen, die zumeist erst dem 18. Jahrhundert angehören, scheinen in etymologischer Hinsicht bis auf wenige durchsichtig und eindeutig zu sein. Zu begrüßen ist es, daß der Verfasser gelegentlich auch Namen anstoßender und umliegender Gemarkungen zum Vergleich heranzieht. Im Hinblick auf die zu erstrebende Erfassung sämtlicher Gemarkungen des Badnerlandes und aus praktischen Gründen wäre es m. E. überhaupt zu wünschen, daß die Verfasser der Sammlungen sich nicht auf einen Ort beschränkten, sondern — wenn dies möglich — mehrere angrenzende Ortschaften unter Beigabe der ältesten, der amtlichen und auch mundartlichen Namensformen, unter näherer Beschreibung usw., sowie unter Berücksichtigung gewisser geschichtlicher Verhältnisse der Nachbarorte in ihre Darstellung einbeziehen würden. Zu Säß (Seite 32 Nr. 126) sei bemerkt, daß der sogenannte Siegfriedsbrunnen in Odenheim bei Bruchsal nicht Sess- oder Sisbrunnen, sondern „Säsbrünnel“ lautet, wobei der Hauptakzent auf ü liegt.

D. Heilig.

Kloster Salem. Von Stadtpfarrer Dr. Hermann Ginter. 68 Seiten und 47 Abbildungen. In den Heimatblättern „Vom Bodensee zum Main“ Nr. 41, herausgegeben von der Bad. Heimat G. B. von H. E. Basse. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe (B.). RM 1,50.

So sehr der Geist des Zisterzienserordens die zeugende und bewegende Macht des berühmten „Klosters Salem“ zu sein scheint, so sehr treten aus der Reihe der etwa 40 Äbte doch die starken Persönlichkeiten und Charaktere unter den herrschenden Obern und die Konversen und Meister als schöpferische und wegweisende Kräfte hervor. Unter dem Zusammenwirken der geistlichen Herren und späterhin der Laienmeister entsteht die in unserer Zeit wieder hellaufleuchtende Klosteranlage im Linsgau. Mit anscheinend leichten, aber doch sichern Strichen wird die Entstehung und der allmähliche Aufbau des Klosters in seinen Kirchen- und Wohnanlagen aus dem Geiste eines strengen Mönchsordens im Laufe der Jahrhunderte in die Gelöstheit des Barockzeitalters bis in die neue Klassizistik um 1800 verfolgt, wobei recht viel wertvolles Material für die Zeit- und Kunstgeschichte dargelegt wird. Besonders interessant ist der Übergang der mönchischen Werkleute

in die im 16., 17. und 18. Jahrhundert begerufenen weltlichen Künstler, die trotz aller Stil- und Zeitwandlungen doch ein hohes Kunstwerk als Einheit hinstellen.

Eine wertvolle Arbeit zeigt uns einen Teil unserer Kunstschätze im badischen Land in durchgeführter Textarbeit und in alles Lobes würdiger illustrativer Druckausstattung.
I. A. B.

Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Herausgegeben von Karl Hampe und Willy Andreas. Heft 63. Staatsminister August Lamen. Ein badischer Politiker der Reichsgründungszeit. Von Lily Blum.

Die Arbeit will Lamen, den Urheber und Schöpfer der badischen liberalen Reformgesetze, darstellen. Nachdem die einzige Lebensbeschreibung Lamens von Ferd. Lewald in den „Badischen Biographien“ von dem Boden gemeinsamer Lebensbedingungen und eines gemeinsamen Umkreises aus geschaffen war, möchte Verfasserin von der historischen Betrachtung her das politische Wirken des Ministers unterziehen. In der Vorgeschichte wird das Problem der politischen Zugehörigkeit überhaupt, die Frage, wie Lamen zum Liberalismus kam, und welche seiner Richtungen sich in ihm besonders ausprägte, untersucht. Lamens Bedingtheit durch den Ablauf des Geschehens soll dabei gezeigt werden. Aufbauend auf den Lewaldschen Ergebnissen sollen durch eine genauere Heranziehung privater Quellen die persönlichen Einflüsse auf das Zustandekommen der Reformgesetze deutlicher aufgezeigt und dadurch Lamens Tätigkeit und seine Mitarbeiter klar festgelegt werden. Außerdem wurde die Zusammenziehung der liberalen Anhänger Lamens, ihre Konsolidierung zu einer Partei und ihre Abhängigkeit von den Vorgängen in Preußen in die Zusammenhänge hineingezogen. Daran schließt sich die Darstellung der Haltung Lamens zu der badischen Außenpolitik 1860/66. Als Abschluß wird eine Zusammenfassung der gesamten Politik des Ministeriums gegeben. Die Arbeit würdigt, bei aller Anerkennung von Lamens badischer Eigenart, seine Leistung von einem höheren Gesichtspunkt und ist als Beitrag für unsere Landesgeschichte von Verdienst.

K. Gr.

Inhalt

Mitteilungen aus dem Altertumsverein — Der Ursprung der Familie v. Traitteur von Freiherr von Glaubitz — Die Gemwissehe des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz mit Elisabeth Holländer von Berau aus Schaffhausen, 1679 von Gabriel Hartmann — Um die Geburt des Pfälzer Kurprinzen von Dr. Albert Becker — Das Schloß der Grafen von Oberndorff von Walter Schulz — Diplomatische Verwicklungen zwischen Kurpfalz und Hochstift Speyer von Ernst Brauch — Kurfürst Karl Theodor in Weidesheim von Dr. jur. Arnold Siben — Veranstaltungen des Altertumsvereins — Zeitschriften und Bücherschau (Neue Literatur über den Mannheimer Bildhauer Paul Egell)

Mannheimer Altertumsverein Fernruf 29717; Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 24607; Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft.

Abdruck der Kleinen Beiträge mit genauer Quellenangabe gestattet; Abdruck der größeren Aufsätze nur nach Verständigung mit der Schriftleitung der Mannheimer Geschichtsblätter. — Schriftleitungskommission: Prof. Dr. Joseph August Beringer, Prof. Dr. Hermann Gropengießer, Dr. Gustaf Jacob. — Für den sachl. Inhalt der Beiträge sind die Mitteilenden verantwortlich. — Verlag des Mannheimer Altertumsvereins G. B. — Druck: Schmalz & Laßfinger, Mannheim